C. Armbruster.

Göthe und Pustkuchen,

oder:

über die beiden

Wanderjahre

Wilhelm Meister's

und

ihre Verfasser.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der deutschen Poesie und Poetik;

herausgegeben

vom

Professor Schütz

zu Halle.

„Nicht die Leier nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch."

Göthe.

Halle 1823.

Eduard Anton.

RBR
Jantz
#610

Seiner

Hochfreiherrl. Excellenz

dem

Herrn Baron

Stein von Altenstein,

Königl. Preußischem
wirklichen geheimen Staatsminister
und Chef des Ministeriums
der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-
Angelegenheiten,
des Königl. Preußischen
rothen Adlerordens erster Klasse
und anderer hohen Orden
Ritter.

im Gefühl

der gerechtesten Ehrfurcht

und

innigsten Dankbarkeit

zugeeignet

vom

Herausgeber.

Erster Theil.

Ueber

die Wanderjahre

Wilhelm Meister's

von

Göthe,

und

die Tendenz seines Wilhelm Meister

überhaupt.

„Es giebt eine zerstörende Kritik und eine productive. Jene ist sehr leicht, denn man darf sich nur irgend einen Maasstab, irgend ein Musterbild, so bornirt sie auch seyen, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern, vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, und tauge deswegen nichts; so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler. Die productive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer; sie fragt: was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig? Und in wiefern ist es gelungen, ihn auszuführen?"

Göthe.

Inhalt.

Einleitung. . . . . S. IX

I. Ueber Göthe's Wanderjahre Wilhelm Meister's, vom Herausgeber. 1

II. Ueber Göthe's Wanderjahre, von Göthe selbst, mit einem Vor- und Nachwort, und Anmerkungen vom Herausgeber. 149

III. Ueber Göthe's Wanderjahre, von Andern, mit Anmerkungen vom Herausgeber. . . . 193

IV. Ueber die Tendenz von Göthe's Wilhelm Meister überhaupt, vom Herausgeber. . 364

Anhang. 445

„Welchen Leser ich wünsche? Den Unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt."

Göthe.

Einleitung.

Die gleichzeitige Erscheinung der beiden, bei Cotta in Tübingen, und Basse in Quedlinburg, in der vorjährigen Leipziger Ostermesse, unter dem Titel: „Wilhelm Meister's Wanderjahre;“ heraus gekommenen Romane, gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigsten Ereignissen in der Geschichte unserer vaterländischen Dichtkunst. Nach einem Zeitraum von vollen fünf und zwanzig Jahren, — denn so viel sind seit Göthe's Herausgabe seiner Lehrjahre Wilhelm Meister's verflossen, — tritt der unsterbliche Heros und Nestor unserer Litteratur, mit einer Fortsetzung dieses größten und bewundertsten seiner dichterischen Werke in dieser Gattung, auf, und mit ihm zugleich, wagt es ein zum erstenmal auf diesem Gebiet der Poesie seine Kraft versuchender Nebenbuhler, zwar verkappt, doch sonst eben so keck als mannhaft in die Schranken tretend, dasselbe Werk, das die allgemeine Stimme der Nation, längst für eines ihrer ersten Lieblingswerke erklärt hat, unter demselben Namen und in der nämlichen Form, aber in einem völlig entgegengesetzten, ja feindseligen Sinne, fortzuführen. Die Astronomie erzählt uns von Nebensons

nen und Nebenmonden, die durch die Brechung des Lichtes in den Dünsten der Atmosphäre entstehen. Ein solches Trug-Phänomen am litterarischen Horizont, hervorgegangen aus der Brechung des geistigen Lichts in den Dünsten des menschlichen Gehirns, sind diese zweiten Wanderjahre, als deren Verfasser die öffentlichen Blätter, den in Meusel's gelehrtem Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht aufgeführten, aber schon durch einige andere ästhetische Schriften (z. B. der, in derselben Verlagshandlung 1820 erschienenen „Perlenschnur") bekannt gewordenen, Herrn Prediger Dr. Pustkuchen zu Lieme bei Lemgo, der dieser Nachricht auch nicht widersprochen hat, genannt haben. Die außerordentliche und allgemeine Sensation, welche diese litterarische Erscheinung in Deutschland erregt hat, war schon darum sehr erklärbar, weil sie eine in ihrer Art einzige ist. Selbst wenn es unserm verewigten Schiller gefallen hätte, seinen Geisterseher fortzusetzen, und die bekannte Fortsetzung desselben aus einer fremden Feder, dann neben Schiller's eigener erschienen wäre, würde dieser Fall dem gegenwärtigen nicht zu vergleichen seyn. Denn jener Fortsetzer (der Hofgerichtsrath Follenius zu Insterburg in Ostpreußen) bestrebte sich nur allzu sichtbar, sein Werk im Sinn und Geist des Schillerschen zu schreiben, und ging von der innigsten und lebhaftesten Anerkennung der Vortrefflichkeit seines Vorbildes aus. Dieser hingegen hat nicht nur die Absicht, es mit seiner Fortsetzung besser machen zu wollen, als der berühmte Meister des Wilhelm Meister selbst, sondern er hat den Titel und Inhalt,

ja sogar den Styl dieses Romans, für seine Dichtung (auf eine unläugbar geniale Weise,) nur ergriffen, um in ihr nicht bloß über den Wilhelm Meister, sondern über die Poesie Göthe's überhaupt den Stab der Kritik zu brechen, und in einer, in Kunst und Wissenschaft nicht minder als in politischer Beziehung, revolutionären Zeit, die Fackel der Empörung wider den größten unserer vaterländischen Dichter, der seit einem halben Jahrhundert der Stolz seiner Nation ist, zu schwingen. Wie der kriegerische Cupido in Liebetraut's Liedlein im Götz von Berlichingen, kommt:

„Mit Pfeilen und Bogen
Pustkuchen geflogen,
Die Fackel in Brand.
Will muthiglich kriegen,
Und männiglich siegen
Mit stürmender Hand."

Aber auch unabhängig von diesem polemischen Zweck, und rein als Roman betrachtet, verdient diese zweite Fortsetzung des Wilhelm Meister, eines der bedeutendsten Produkte in unserer heutigen, an gediegenen Erzeugnissen in eben dem Grade täglich ärmer, als an schalen reicher werdenden, schönen Litteratur, genannt zu werden. Hievon ist der Herausgeber gegenwärtiger Schrift, freilich erst spät, durch seine eigene Ansicht dieser zweiten Wanderjahre überzeugt worden, indem er sie anfänglich, besonders wegen der Firma der durch ihre Fabrikatur so vieler alltäglichen Romane bekannten, Verlagshandlung, für eine bloße Buchhändler-Spekulation hielt, bis ihm endlich die sarkastische Anzeige vom Verfasser selbst, in dessen durch die öffentlichen Blätter bekannt gemachtem

Schreiben an den Verleger (worin er Letzterm, originell genug, sein Manuscript als einen Verlagsartikel, der, wenigstens für die ersten Jahre, nur einen sehr schlechten Absatz zu erwarten habe, offerirte) zu Gesicht kam. Hiedurch zuerst auf das Werk selbst aufmerksam gemacht, nahm er es nunmehr auch selber zur Hand, und muß jetzt nicht nur versichern, daß ihm die beiden ersten Theile desselben, zu seiner erfreulichsten Ueberraschung, einen Kunstgenuß, dessen er an den seit dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts erschienenen deutschen Dichtwerken lange nicht theilhaftig geworden war, gewährten; sondern auch, und zwar um seiner Ehrfurcht für Göthe willen, unverholen bekennen, daß er diesen Schriftsteller, der sich den ganzen Zauber der bisher für unnachahmlich gehaltenen Klarheit, Anmuth und Objectivität der Göthe'schen Darstellungskunst, ja selbst die reizende Individualität der Sprache Göthe's, hinsichtlich dieses Romans, in solchem Grade zu eigen gemacht *) und dabei einen so reichen eigenthümlichen poetischen und philosophischen Geist, an den Tag gelegt hat, für einen Dichter hält, zu dem wir unserer vaterländischen Litteratur wahrhaft, und um so mehr, als sie an ächt klassischen Werken der Dichtkunst gegenwärtig so beklagenswerth

*) Hievon fühlte sich der Herausgeber dieser Schrift, beim ersten Lesen des ersten Bandes so lebhaft ergriffen, daß er sogar auf die Vermuthung gerieth, daß auch diese zweiten Wanderjahre von Göthe selbst herrühren möchten, der dadurch, wie durch die Wahl dieser Verlagsfirma, das Publikum wieder einmal habe — mystificiren wollen.

verarmt ist, Glück zu wünschen haben. Allein was er hier an diesem Roman, als einem poetischen Werke, seiner innigsten Ueberzeugung zu Folge, von den zwei ersten Bänden preisen muß, das ist er, wie er gleich hier bevorworten will, weit entfernt von dem dritten Bande und den beiden Beilagen des „Tagebuchs Wilhelm Meister's“ und der „Gedanken einer frommen Gräfin“ rühmen zu wollen; bei welcher dreifachen Fortsetzung er sich versucht fühlte, die bekannten Worte des Casperle in Göthe's Jahrmarkt von Plundersweilern, auf Herrn Pustkuchen also anzuwenden:

„Hab' sei Krägen, sei Hose, sei Knopf,
Hätt' i nur au sei Kopf;
Wär' i Göthe ganz und gar!“

und am wenigsten kann er dem polemischen Theile des Ganzen, nämlich dem darin ausgesprochenen, eben so einseitigen und schiefen als leidenschaftlichen, Tadel gegen Göthe, seinen Beifall geben. Vielmehr ist er der Meinung, daß, um zu einem treffenden Urtheil über das, aus ästhetischer Theorie und Praxis, d. h. aus Poetik und Poesie so seltsam zusammengesetzte Werk, zu gelangen, es vor allem Andern nothwendig sei, in Absicht seines Verfassers, den strengsten Chorizonten zu machen, und von dem Dichter den Kunstrichter, die sich in dem Werke selbst nicht selten einander sogar widersprechen, auf das Sorgfältigste unterscheiden zu müssen.

Demungeachtet aber gewährt doch das Werk, auch von dieser seiner kritischen Seite, ein ungemein vielseitiges und hohes Interesse. Denn der Verfasser ist

mit seiner Kritik über die Göthe'sche Poesie, von einem theoretischen Standpunkt ausgegangen, von welchem aus, sie in der That bisher noch nie beleuchtet worden ist, und hat seine Ansicht mit einem so seltenen Aufwand von philosophischem Scharfsinn und rhetorischer Darstellungskunst durchzuführen gewußt, daß es ihm gelingen mußte, gar viele seiner Leser, und unter ihnen selbst mehrere namhafte Kunstrichter, wenn auch nicht gerade überzeugt, doch wenigstens — überredet zu haben. Er ist also, wenn auch ein im Irrthum befangener, doch keineswegs unwürdiger, mit dem Stillschweigen der Verachtung abzuweisender, sondern immer ein sehr achtbarer, geistreich irrender Gegner, dem es, sowohl um seiner selbst als um des Gegenstandes des Streites willen, den Handschuh hinzuwerfen, gar wohl der Mühe lohnt. Da er aber seinen Angriff nicht bloß auf den Wilhelm Meister oder irgend ein anderes einzelnes poetisches Werk Göthe's, sondern auf ihn als Poeten überhaupt, zu richten gewagt hat; so hat er dadurch bei dem Gerichtshof der Kritik einen ästhetischen Prozeß anhängig gemacht, in welchem es sich jetzt (im Jahr 1822!) um nichts Geringeres, als um die Entscheidung der Frage: ob Göthe — ein Dichter ist? handeln soll. Und in dieser Sache, welche das Interesse eines jeden Deutschen, dem die Nationalehre seines Volkes und der Ruhm der geistigen Größe seines Vaterlandes, nicht gleichgültig sind, in vollen Anspruch nehmen muß, auch eine Stimme, und zwar eine solche, die zum Schluß der Acten führen dürfte, abzugeben; konnte der Herausgeber dieses ästhe-

tischen Versuches, im Gefühl seiner lebendigsten Verehrung für den Dichter, den er nächst Shakspeare für den größten der neuern überhaupt erkennt, und der nebst jenem, weit den bedeutendsten Einfluß auf sein eigenes inneres und selbst äußeres Leben gehabt hat, — sich nicht versagen.

Zu dieser Empfindung gesellte sich ihm der Gedanke, daß im Gebiete seiner Lieblings-Beschäftigung, der ästhetischen Kritik, wohl nicht leicht ein würdigeres und höheres Thema gefunden werden dürfte, an dessen Bearbeitung sich das Horazische: „Quid ferre recusent, quid valeant humeri“ erproben lasse, als die an und für sich schon so unendlich anziehende und lehrreiche Untersuchung der Dichter-Größe Göthe's, und daß gerade diese Aufgabe bis jetzt noch von keinem einzigen unserer Kunstrichter in ihrem ganzen Umfange gelöst worden, ja die deutsche Kunstkritik hinsichtlich der Beurtheilung Göthe's überhaupt, noch auffallend weit zurück geblieben ist. Denn selbst in den historischen Werken über den Gang unserer schönen Litteratur, wo doch der Einfluß, den Göthe auf denselben seit einem halben Jahrhundert gehabt hat, vornehmlich hätte entwickelt werden sollen, von Bouterweck, Eichhorn, Jördens, Horn, Wachler und den beiden Schlegel's, ist dieser überreiche Gegenstand nur dürftig zur Sprache gebracht worden; und sogar die Schubarth'sche, der Kritik der Göthe'schen Poesie eigends gewidmete Schrift, enthält wohl sehr scharfsinnige Beurtheilungen einzelner seiner Dichtungen und des Wesens seiner Poesie, aber keine Darstellung

und Beleuchtung dessen, was dieser größte Dichter und vollendetste Schriftsteller der Nation, im Ganzen geleistet, und fünf Decennien hindurch auf die Gestaltung unserer vaterländischen Poesie im Allgemeinen wie im Besondern, durch die unvergänglichen Werke seines universellen Genies, fast alle Gattungen und Style der modernen wie antiken Dichtkunst mit den eigenthümlichsten Schöpfungen bereichernd, gewirkt hat. Eben so liegt es leider nur allzuhell am Tage, daß Göthe überhaupt von der Kritik noch lange nicht genug anerkannt ist, wie ihn denn z. B. als Lyriker noch kein einziger Kunstrichter vollständig gewürdigt hat. Dagegen sind in der neuesten Zeit vielmehr Erscheinungen eingetreten, welche es fast unbegreiflich machen, wie Göthe selbst in seinem Divan sagen konnte, daß jetzt ein „drittes nachwachsendes Geschlecht, ihn für die Unbilden, die er von seinen frühern Zeitgenossen zu erdulden gehabt, doppelt und dreifach entschädige.“ Seine frühern Bewunderer, die Schlegel, Huber, Tieck, v. Humboldt, Delbrück, Jenisch, die Frau von Stael u. A. sind jetzt theils gestorben, theils — verstummt; und die neuern, (die „Göthlichen,“ wie sie Müllner treffend nennt), meist Kunstrichter, die weder an Tiefe noch Klarheit des Urtheils, wie an Gewicht ihrer kritischen Autorität überhaupt, sich mit jenen zu messen vermögen. Der frechen Tadler Göthe's aber, die mit wahrhaft Herostratischer Gier, nach dem ewig frisch grünenden Lorbeer in den silbernen Locken des ehrwürdigsten Dichtergreises, ihre unreinen Hände ausstrecken, häufen sich zur Schande unserer Litteratur immer mehr. Zu diesen ist zwar, wie gesagt,

Herr

Herr Pustkuchen nicht zu rechnen, wiewohl gerade sein Werk am allerwenigsten von der Anerkennung des dichterischen Verdienstes unseres Göthe, die dieser jetzt erst gefunden zu haben glaubt, zeigt; und eben so wenig der geistreiche Tadler der Wahlverwandtschaften in der (Halleschen) Allgemeinen Litteratur-Zeitung, und der unermüdlich die Geschichte unserer vaterländischen Dichtkunst bearbeitende Franz Horn; obschon dieser den „Statthalter der Poesie auf Erden" (bei Erwähnung des „kränklichen" Clavigo, der „abscheulichen" Stella, des „unsittlichen" Wilhelm Meister, der „verächtlich unreinen" Elegieen, der „pharisäischen" Wahlverwandtschaften, der zum Theil „hämischen, schädlichen und durch Selbstlob entstellten „Xenien," wie des „Mangels an christlicher Religion" in Göthe'n überhaupt), doch auch mitunter, eben so hart als ungerecht berührt hat; so daß sowohl in Hinsicht auf jenes schwebelnde und nebelnde Lob, als in Betreff dieses, wenn auch meist irrigen, doch immer achtbaren Tadels, der Dichter, statt sich einer allgemeinen Anerkennung zu freuen, vielmehr mit seinen eigenen herrlichen Worten, von sich, zur Poesie sagen könnte:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen;
Nun ich Dich kenne, bin ich fast allein."

Aber da giebt es heut zu Tage nicht nur in Polen, wo freilich die einseitigste Vorliebe für die französische Poesie herrscht, Kunstrichter, welche Göthe's Faust, für die „geschmackloseste und obscönste Tragödie, die den unzüchtigsten Werken der Franzosen, mit dem Druckort à Caprée bezeichnet, an die Seite zu setzen

sei“ erklären, *) sondern in unserm eigenen Vaterlande, hier einen Spaun („Göthe als Lyriker beleuchtet. Wien 1821 8.), der, wie das Brockhausische Taschenbuch ohne Titel, rühmt: „die poetischen Flegeleien Göthe's ausmerzt,“ dort einen ihm Namens- und Geistes-Verwandten Spaun (Vermischte Schriften. München 1822, 8.), der vom Werther, Meister, und den Wahlverwandtschaften, als „Göthischen Popanzen“ spricht; ja einen, im Trüben fischenden Fischer, von dem sein Herr Verleger, ein deutscher Buchhändler, in deutschen Zeitungen (auch litterarischen!) sogar preiset, daß er in seiner Schrift (Göthe's Denkmal. Leipzig 1821, 8.), auf das Trefflichste (!) bewiesen habe, „daß gerade Göthen am allerwenigsten, ein Nationaldenkmal gebühre“!! — — Freilich sind diese Spane, Spaune, Fischer u. s. w. Kritiker solcher Sorte, von denen schon Kästner sang:

„Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen;
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen.“

und rücksichtlich welcher Göthe selbst, in seiner Generalbeichte, das ergötzliche Bekenntniß abgelegt hat:

„Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwätzten
Und von göttlichem Gesang
Ihr Geklatsche schätzten;“

---

*) In der Warschauer Litteratur-Zeitung (Pamietnick Warszawski) vom J. 1816. Vergl. die kleine aber ungemein gehaltreiche Schrift des Herrn Director Dr. Kaulfuß, über den Vorzug der deutschen Sprache vor der französischen. Posen, 1819, 8.

Aber diese kritischen Herostraten, deren Brust wie die der Hexen im Makbeth, nur „die Lust an Unlust“ kitzelt, zeigen doch immer, wie es jetzt, wo neben der feilsten und fadesten Lobhudelei der Makulatur von Gestern durch die Makulatur von Heute, zugleich ein wahrer litterarischer Sansculottismus, der „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen liebt,“ sich immer mehr in unserer Kritik zu verbreiten anfängt, *) um die Anerkennung Göthe's bei der Nation steht; was sich, besonders traurig, auch hinsichtlich der Idee des genannten Denkmals Göthe's in seiner Vaterstadt, wie aus öffentlichen Blättern bekannt ist, dargethan hat.

Alle diese, gewiß jeden Verehrer Göthe's mit tiefem Unmuth erfüllenden Wahrnehmungen, bestimmten den Herausgeber zu dem Entschluß, die in dem Pustkuchenschen Wanderjahren enthaltene und noch nirgend recht beleuchtete Kritik über Göthe, durch eine eigene, zu widerlegen; und da er sich schon seit zwanzig Jahren mit dem Studium dieses Dichters, als einer für ihn unerschöpflichen Quelle der reichsten Lehre und des höchsten Genusses, beschäftigt; ja in Folge seines amtlichen Berufes, im verflossenen Sommer, einen besondern Cursus über Göthe's Leben und Werke, als den ersten Versuch: die auf unsern Hoch-

*) Auch über unsern unsterblichen Schiller ist kürzlich ein solcher unsauberer Geist hergefahren. Siehe die Schrift: „Klopstock und Schiller. Ellwangen 1821,“ worin der Letztere u. a. für einen „pöbelhaft unsittlichen“ Dichter erklärt wird.

schulen seit ihrer Entstehung übliche Weise, einzelne Autoren des Klassischen Alterthums zu erklären, endlich einmal auch auf neuere, und zwar vaterländische Klassiker, herüber zu leiten, vorgetragen hat; so ging er freudiges Muthes ans Werk, dem gewichtigen Mahnwort Klopstock's vertrauend:

„Wenn Geist mit Muth Ihr einet, und wenn in Euch
Des Schweren Reitz nie schlummernde Funken nährt:
Dann werden selbst der Appollonia
Eifrigste Priester Euch nicht verkennen."

Nicht minder lebhaft aber fühlte er sich auch von dem hohen Reitz einer Prüfung beider Werke als Dichtungen, besonders der Göthe'schen, die bei all ihren Schwächen und Mängeln, doch das Verdienst hat, zum Nachdenken über Religion, Erziehung, Kunst, Leben, u. m. a. der bedeutendsten Gegenstände, vielfach aufzuregen, angezogen; und um so mehr, als ihm auch hier das von Seiten der Kritik in dieser Beziehung bis jetzt Geleistete, *) nur sehr mangelhaft und den wahren Gesichtspunkt des ästhetischen Urtheils meist völlig verrückend, erschien. Dieses Geschäft führte ihn von

*) Gerade die angesehensten unserer kritischen Tribunale, die Hallesche, Leipziger und Jenaer Allgemeine Litteratur-Zeitung, wie die Heidelberger und Göttinger gelehrten Anzeigen, haben über die Göthe'schen Wanderjahre, auffallend genug, noch kein Wort gesagt; und über die Hauptidee derselben, die pädagogische Provinz, hat, außer dem verstorbenen Herrn Professor Kayßler, noch kein einziger Kritiker, etwas in die Sache Eingehendes bemerkt; daher ich in meiner Prüfung sie auch besonders berücksichtigt habe.

selbst auf die gleich interessante Untersuchung der Idee von Göthe's Wilhelm Meister überhaupt, so wie alles dessen, was von andern Beurtheilern dieser Dichtung, über die sogenannte Tendenz derselben bisher ausgesprochen worden ist; und endlich ward es ihm überaus anziehend, beide Wanderjahre in ihrem Verhältniß zu einander aufzufassen, und in dieser Vergleichung zu betrachten, wie in ihnen der eine dieser Dichter seine Laufbahn beschließt, der andere dagegen, sie eben erst — eröffnet hat. „Man muß aber aussprechen," sagt Göthe, „was man billigt und was man verdammt. In der jetzigen Zeit soll Niemand schweigen oder nachgeben, man muß reden und sich rühren."

So entstand diese Schrift, in deren vorliegendem ersten Theil die Leser zuvörderst meine eigene Beurtheilung der Göthe'schen Wanderjahre, dann die leidig merkwürdige Erklärung Göthe's selbst darüber; hierauf die sämmtlichen, mir bis jetzt bekannt gewordenen Beurtheilungen anderer Kunstrichter, und endlich meine Ansicht von der Idee dieser Göthe'schen Dichtung des Wilhelm Meister überhaupt, erhalten. Im zweiten Bande werde ich zuerst meine Beurtheilung der Pustkuchenschen Wanderjahre als Roman, sodann, zur Widerlegung der darin aufgestellten Theorie der Poesie und Kritik über Göthe, meine Untersuchung des dichterischen Verdienstes dieses großen Meisters, von dem sich mit seinen eigenen Worten in voller Wahrheit sagen läßt:

„Ewig wird er Euch seyn der Eine, der sich in Viele Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt."

und schließlich wieder die Recensionen anderer Kritiker, ebenfalls, wie ich es schon in diesem Theile gethan, mit meinen Anmerkungen begleitet, folgen lassen. Sollten bis dahin neue Beleuchtungen der Göthe'schen Wanderjahre, und auch schon Beurtheilungen dieses ersten Bandes meiner eigenen Schrift, erschienen seyn, so werde ich in einem Anhange jene mittheilen, und diese, wo es mir erforderlich dünkt, beantworten. Denn ich beabsichtige, wie gesagt, durch dieses Werk vornehmlich: zur Entscheidung des ästhetischen Rechtsstreites beider Wilhelme Meister beizutragen, womit ich zugleich auch einen zur Geschichte unserer Poesie und Poetik nicht unwichtigen Beitrag, aus Gründen, die in dem Gegenstand selbst liegen, unternommen zu haben hoffen darf. Lesern, die sich eben so lebhaft wie ich für diese Sache interessiren, wird es willkommen seyn, die Acten ihrer Verhandlung, welche sich in den Recensionen verschiedener Zeitschriften so sehr zerstreut befinden, hier vollständig mitgetheilt zu erhalten, wodurch sie nun in Stand gesetzt sind, mit völliger Kenntniß der Meinungen jeder Partei, selbst darüber zu judiciren. Das Endurtheil steht natürlich nur von demjenigen Kritiker zu erwarten, der seine Competenz als Schiedsrichter in dieser Angelegenheit — beweist.

Wenn ich mich nun aber, nach dieser Anordnung meines Stoffs, im zweiten Theile dieses Versuchs, des eben so genußvollen als lehrreichen Geschäfts zu erfreuen habe, den Anwalt unseres großen Dichters gegen eine, nicht nur den Charakter seiner, sondern

das Wesen der Poesie überhaupt völlig verkennende, und auf einem durchaus unhaltbaren System der Poetik *) beruhende Kritik über ihn, zu machen; so ist es mir um so schmerzlicher, in diesem ersten Bande, selbst gar Manches wider ihn sagen zu müssen, was ich, gerade um mich mit meiner Vertheidigung des Dichters, zu einem, vor allem Andern erforderlichen, Standpunkt der freiesten Wahrheitsliebe zu erheben, leider nicht verläugnen kann. Denn dort ist nur von dem frühern Göthe, dem unsterblichen Schöpfer des Werther, Götz, Faust, Tasso, Egmont, Meister und Iphigeniens; hier aber von dem spätern, der — die „Wanderjahre" geschrieben, die Rede; und zwischen dem Göthe des achtzehnten und dem des neunzehnten Jahrhunderts, ist leider ein so mächtiger Unterschied, daß man sein Dichterhaupt mit einem umgedreheten Januskopf vergleichen möchte, an dem der feurige Adlerblick des seine Zeit kühn überflügelnden jugendlichen Genius, zur Vergangenheit zurück, das vom Nebel der Gegenwart trüb umflorte Greisenantlitz aber, nach vorn gewendet erscheint. Auch die gei-

*) „Alles erklärt sich wohl," so sagt mir ein Schüler,
„aus jenen
Theorieen, die uns weislich der Meister gelehrt." —
Habt Ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig
gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe
daran.
Göthe.

stige Weltschöpfung, welche der Dichter aus den unerklärbar wundersamen Tiefen der menschlichen Einbildungskraft hervorruft, hat, wie die Körperwelt, ihre Jahreszeiten. In der Widerlegung jener Kritik über Göthe, gilt es lediglich die, sich durch sich selbst so reich belohnende, Sorgfalt: die köstlichen Blüthen, Blumen und Früchte, womit der Frühling, Sommer und Herbst der Göthe'schen Poesie, den Garten unserer Litteratur so verherrlichend geschmückt, gegen feindliche Antastung zu wahren. Aber die Kritik der „Wanderjahre," die der Dichter jetzt erst, wie er selbst in einem der ihnen vorangestellten poetischen Vorworte sagt, „angetreten" hat; *) führt uns in den, nur Blumen des Frostes erzeugenden, Winter seiner Phantasie; uns an Philinens Wort: „es müßte eine angenehme Empfindung seyn, sich am Eise zu wärmen," erinnernd. Bei der ersten Durchlesung dieses sogenannten Romans, war mir wirklich zu Muthe, als ob der Dichter selbst, mir den Schlußvers seines unvergleichlichen Trinkliedes: „Vanitas! Vanitatum vanitas!" (einen Weinrest, den man auf unsern deutschen Universitäten einen „Philister" zu nennen pflegt, im Glase haltend) zurief:

„Zu Ende geht nun Sang und Schmauß,
Nun trinkt mir alle Neigen aus;
Die Letzte muß heraus."

*) „Die Wanderjahre sind nun angetreten
Und jeder Schritt des Wandrers ist bedenklich."
Gewiß! Und um wie viel mehr nicht bei so hohem Alter!

Doch nicht bloß in Beziehung auf die Wanderjahre, sondern in Hinsicht des neuesten schriftstellerischen Wirkens Göthe's überhaupt, bietet die Betrachtung der Weise, wie dieser Musaget und Repräsentant deutscher Art und Kunst, seine glorreiche Laufbahn in unserer vaterländischen Litteratur beschließt, leider viel Unerfreuliches und gar sehr Beklagenswerthes dar.

Schon sein Erwachen des Epimenides, womit der erhabene Wendepunkt unserer Zeit, der Erlösung des Vaterlandes aus fremder Tyrannei, auf der ersten Nationalbühne Deutschlands, durch eine mehr zum Einschlafen als Erwachen geeignete, nebelicht-kalte Allegorie, statt der lebendigsten Vorführung der hehren Wirklichkeit, wie Schiller unbezweifelt, diesen „großen Moment, den das Jahrhundert geboren," (welchen selbst zu erleben, ihm, dem hochherzig vaterländischen Sänger, der den „Antritt des 19ten Jahrhunderts" in so schmerzlich ergreifend elegischer Klage besungen, leider nicht vergönnt ward) auf seiner Bühne begrüßt haben würde, gefeiert ward; gehörte zu den zwar noch immer farbigen, doch unerquicklich duftlosen Eisblumen der Nebel-, Reif- und Schneemonde seiner Poesie. Aber auch die Darstellung seines Lebens, die in den ersten drei Bänden, außer dem Reichthum des Inhalts, auch durch die Schönheit der Composition, den Leser entzückte, ist jetzt zu einem Form- und Zusammenhangslosen Bruchstück von, zum Theil sehr unerheblichen, Auszügen aus seinen in Italien und der Champagne geführten „Tagebüchern" geworden, und in

seinen „Fascikeln“ über Kunst und Alterthum, in denen er uns nun gar auch, ein, wahrscheinlich zu eignem Bedarf, in den Studienjahren seiner Jugend sich einmal ausgezogenes, Inhaltsregister der Iliade (!) mitgetheilt hat; erscheint er vollends wie ein — Handelsmann, der, um sich zur Ruhe zu setzen, sein Waarenlager (wie die kaufmännische Sprache sich ausdrückt) „aufzuräumen“ beschäftigt ist. Sichtbar schlägt er, seit mehreren Jahren schon, auf den Credit seines vielgefeierten Namens, Alles los, was er an druckbaren Papieren nur irgend noch in seinem Schreibepult vorfindet, und wenn ein solches Realisiren seiner Papiere, zumal bei seiner vieljährigen verführerischen Verbindung mit einem so reichen Bewindhebber, als Herr Cotta von Cottendorf ist, auch, um des Menschlichen willen, wohl entschuldigt werden kann; so erscheint es doch nimmermehr, weder des großen Dichters selbst, noch der Achtung, die er seinen Zeitgenossen schuldig ist, würdig. Selbst seine enthusiastischesten Verehrer müssen es beklagen, auch ihn, wie so viele andere, sonst hoch geschätzte unserer vaterländischen Dichter (als Lafontaine, Jean Paul, Fouqué u. a. m.) in den heutigen Merkantilismus unserer Litteratur, zur eigenen Gefährdung seines so reich erworbenen Ruhmes, hinabgezogen zu sehen. Dahin ist es mit Klopstock, dahin wäre es mit Schiller, wenn auch ihm die „Sonne Homers“ ein Göthe'sches Alter gegönnt hätte, niemals gekommen! Denn dieses vaterländische Dichterpaar erkannte, bis an das

äußerste Ziel seiner unvergänglich strahlenden Laufbahn, den Zweck der Kunst, einzig und allein nur in der Kunst selbst, und dachte an den zeitlichen Lohn erst, wenn es in der Vollendung seiner Werke, des ewigen gewiß war. Eine noch niederschlagendere Bemerkung aber, die sich bei der Ansicht der neuesten — Schriftstellerei Göthe's, jedem Unbefangenen, ihn sehend Bewundernden, seiner Verehrer, aufdringen muß, ist die: daß er das Publikum jetzt ungefähr eben so behandelt, wie nach dem vierten seiner Venetianischen Epigramme, der Fremde in Italien behandelt zu werden pflegt; und unter der, von den „Göthlichen" seiner eigenen Schüler geliehenen, Nebelkappe der leidigen Mystik, seine Zeitgenossen mit dem, was er ihnen jetzt noch giebt, (den wahren Werth dieser Gaben selbst nur allzuwohl kennend), auch noch zu mystificiren, d. h. zum Besten zu haben, sucht. Hiervon giebt besonders seine, eben weil Er es ist, der sie ausgesprochen, nicht genug zu rügende (im 2ten Abschnitt dieses Werkes mitgetheilte) Danksagung für die „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" einen Beweis, der das Gemüth jedes hellsichtigen Lesers, mit eben so herbem Unwillen als tiefer Trauer erfüllen muß; denn fürwahr: fast zu einem Napoleonischen Grade der Geringschätzung seiner Nation und seiner Mitwelt, muß es bei dem Schriftsteller gekommen seyn, der ihr im Jahr 1821 noch solche Dinge weiß machen zu können und weiß machen zu dürfen glaubt. Die hohe Verehrung, die er auch in der langen vieljährigen Ue-

berzeugung seiner Zeitgenossen gefunden, daß er den Knechtssinn der unfreien Abgötterei, welche abgeschmackte Schmeichler, (die an die in Göthe's Divan erwähnten bombastischen Enkomiasten Persiens erinnern,) so oft mit seinem, der Kunst und dem Vaterlande heiligen Namen getrieben, entschieden ignorire oder verachte, ist nun mit Einemmale dahin, und wie der Schuhu in seinen „Vögeln," erscheint er in dieser Danksagung, (die um so auffallender ist, als er zu dem ungleich geistreichern Lobe, das die Lehrjahre von der Kritik erhielten, geschwiegen hat), dem Lobhudelnden Geplapper schöngeisterischer Papageien, von seinem hohen Throne herab, vornehm beifällig zunickend.

Mit dieser Freiheit der Ansicht, wie sie der Autor unserer Kritik, Lessing, von dem Beurtheiler des Werkes eines Meisters fordert, „mit Bewunderung zweifelnd, und mit Zweifel bewundernd," bin ich an meine Recension der Göthe'schen Wanderjahre gegangen; innigst überzeugt: daß die wahre Kritik, durch ihre Strenge nur ihre Hochachtung beweist, indem sie an ein Werk des Meisters den höchsten Maaßstab legt, und daß mithin die Verehrung für den Meister selbst, statt zu verlieren, auf dieser Bahn der Forschung, nur gewinnen kann. „Niemals," heißt es in Wilhelm Meister's Lehrjahren, „niemals muß der Künstler einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen, denn eben der unbedingte ist am wenigsten werth!"

Freilich laufe ich nun Gefahr, nicht nur von den unbedingten, überschwenglichen Bewunderern des großen Dichters, sondern von ihm, dem jetzt anders Denkenden, selbst, aus der „dritten Generation," die ihn „endlich erkannt haben soll," mit einem zornmüthigen Procul este profani! und dem, (den Neblern und Schweblern bekanntlich gar geläufigen) Vorwurf: sein Werk nicht verstanden zu haben, zurückgewiesen zu werden. Allein so lange mir kein anderes Licht darüber aufgeht, als das in den hier vorliegenden Erklärungen von Göthe selbst und andern Beurtheilern seiner Wanderjahre bereits angezündete ist; so lange werde ich die Ueberzeugung nicht aufgeben, daß ich sie so verstanden habe, wie sie, in der Gestalt, in welcher sie bis jetzt dem Publikum mitgetheilt worden sind, von einem jeden, sehen könnenden und sehen wollenden Beurtheiler, nicht anders verstanden werden können.

Um so lebhafter aber wünsche ich nur, daß es dem berühmten Verfasser gefallen möge, falls er sie anders verstanden wissen will, uns ein baldiges und vor allem klares Verständniß darüber zu eröffnen: wie sie nach seinem (des Autors) Sinne, verstanden werden — sollen! Er löse uns dann das Räthsel: waram er, wider die Weise aller bisherigen klassischen Romanendichter älterer und neuerer Zeit, statt das Interesse des Lesers an seinem Helden, fortwährend zu steigern, es vielmehr bis zur endlich völligen Nullität sinken gemacht! Er enthülle seinen Lesern die Geheimnisse, auf die er sich wie sein Groß-Cophta,

so oft in diesem Werke beruft, damit sie nicht blos denken, daß etwas dahinter sey, sondern auch erfahren: was dahinter ist! Er zeige ihnen, wie sie das „Ermangelnde" in diesem Wrak eines Romans, nach seiner Absicht, „sich selbst ausbilden" sollen; er erkläre mit Einem Wort, klar und redlich: was er überhaupt mit dieser Fortsetzung seines Wilhelm Meister eigentlich gewollt hat, wobei wir ihn jedoch, seiner eigenen Maxime in den Lehrjahren: „die Intention des Dichters liegt uns nicht so nahe als unser Vergnügen, und wir verlangen einen Reitz, der uns homogen ist," eingedenk zu seyn, bitten. Diesen Aufschluß vom Dichter zu erhalten, darf man selbst verlangen; denn der Verstand des Poeten soll auch verständlich seyn. — „Was man nicht versteht," sagt Göthe selbst, „besitzt man nicht." — Philinen ist es nicht zu verdenken, wenn sie den zudringlichen Laertes mit der Rede abweiset: „ich werde nicht am Ende noch meine Worte auslegen sollen." Aber der Dichter, von dem der Verfasser selbst seinen Meister mit so voller Wahrheit sagen läßt: daß er „zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und Menschen sey," und seine Seele „wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tage fortschreite," — ist dem sinnigen Frager Red' und Antwort schuldig! Göthe selber sagt in seinem Divan: „Alles hat seine Zeit! Es giebt eine Zeit zu schweigen, eine andere zu sprechen." Er selber bekennt im Vorwort zur Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben: daß, „wenn es nicht einem Jeden verliehen

seyn möchte, in gewissen Jahren, mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von Neuem aufzutreten, doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollständiger, das Bewußtseyn deutlicher wird, das Geschäft sehr unterhaltend und belebend ist, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereiche, die sich früher mit ihm und an dem Künstler gebildet haben." So vollziehe er denn dieses unterhaltende und belebende Geschäft auch in Beziehung auf diese Dichtung, wie er es in Absicht mehrerer andern, bereits so lehrreich in seinen Selbstbekenntnissen gethan, die, wenn sie (mit immer sorgfältigerer Vermeidung des auch sie leider oft hemmenden mystischen Rückhalts) vollendet seyn werden: seine Mit- und Nachwelt dankbar als das reichste und fruchtbarste aller letzten Vermächtnisse seines Geistes, verehren wird. Er, der „räthselliefe Greis," wie ihn Fouqué kürzlich genannt, erinnere sich seines eigenen Wortes: daß „alles Uebel aus dem Mißverstand kommt," wie die Geschichte unserer christlichen Religion, bis auf den heutigen Tag uns zeigt. Noch lebt er, lebt zur Freude, zur Bewunderung und zum Stolze seiner Nation! So begebe er sich denn auch nicht länger des großen Vorzugs, den, wie Schiller sagt, der Lebende hat: „Recht zu haben!" Er selbst bekennt in der herrlichen Zueignung seiner Werke: den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit empfangen zu haben. Die

Wahrheit aber, singt der wackere Schwede Tegner in seinem kraftvollen Strafgedicht, auf die, auch schon in die Nordische Litteratur jetzt eindringende, hyper-mystische Influenza unserer Zeit:

„Die Wahrheit duldet das Dunkle nicht,
Denn Wahrheit wohnt im Lichte!
Halt nicht das Dunkle für bedeutungsvoll,
Denn das Bedeutungsvolle ist das Klare.
In Phöbus Welt der Wissenschaft und Kunst
Ist Alles klar; hell strahlt Apollon's Sonne;
Klar ist sein Quell, auch der Kastalische.
Was du nicht klar kannst sagen, weißt du nicht;
Mit dem Gedanken wird das Wort der Lippe.
Im Nebel thut, was man im Nebel dachte;
Die wahre Weisheit gleicht dem Diamant;
Dem festen Tropfen jenes Himmelslichts.
Je reiner, um so mehr wird sie geschätzt,
Und um so mehr durchstrahlt sie auch der Tag!"

Halle, am 28. August 1822, als an Göthe's vier und siebenzigstem Geburtstage.

Schütz.

I.

Ueber

Wilhelm Meister's

Wanderjahre,

oder

die Entsagenden;

ein Roman

von

Göthe.

„Vieles reicht' ich meinen Lieben;
„Weniges ist mir geblieben."

Göthe.

Der Theorie des Romans, die Göthe selbst in seinem Wilhelm Meister bekanntlich dahin aufgestellt, „daß der Roman (im Gegensatz des Drama's) langsam gehen, vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten schildern und der Held desselben leidend seyn müsse," hat er kürzlich noch eine Bemerkung, über das Verhältniß des Romans auch zum Epos, hinzugefügt. Im ersten Stück des dritten Bandes seiner Hefte über Kunst und Alterthum S. 39 sagt er nämlich: „der Roman ist eine subjektive Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe, das Andere wird sich schon finden."

Daß nun Göthe bei diesem seinen neuesten und wahrscheinlich letzten Roman, Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden genannt, eine — Weise gehabt hat, ist allerdings keineswegs zu läugnen. Allein ob sich deshalb alles Andere gefunden, was man von einem klassischen Roman, und allzumal von einem Göthe'schen, mit vollem Rechte zu verlangen hat, das dürften leider unsere Leser gar sehr bezweifeln, wenn sie, wie wir selbst, erst gefunden haben werden, — welche Weise es ist, die der Verfasser uns hier dargelegt hat. Diese Weise

vollkommen anschaulich zu machen, wollen wir zuvörderst den Gang der Erzählung, ihr Schritt vor Schritt folgend, darstellen, was uns um so zweckmäßiger dünkt, als eine solche Entwickelung bisher noch von keinem Beurtheiler dieser Dichtung versucht worden ist, und uns dann erst zur Betrachtung des Einzelnen wenden.

Wie Göthe es überhaupt (seit der Erscheinung seines westöstlichen Divan) gar besonders liebt, Allem, was er, Alt oder Neu, seitdem herausgiebt, gnomische Verse vorzusetzen, die zum Theil durch ihre sinnreiche, das Herz treffende und den Geist anregende Kürze, ihn allerdings noch immer als einen unserer ersten Dichter auch in dieser Gattung, wie alle Sammlungen seiner kleinern Gedichte darthun, bewähren, mitunter aber in der That doch auch an die Spruchsprechereien aus der Zeit unserer Meistersänger erinnern; so hat er auch hier dergleichen, und zwar nicht weniger als vierzehn Stück, vorangestellt, die, gleich auf der Rückseite des Titelblatts, mit dem naiven Bekenntniß:

„Wüßte kaum genau zu sagen,
Ob ich es noch selber bin.“

anheben, und unter denen sich auch eins, überschrieben: „Ottilien von Göthe“ befindet, von dem sich schlechterdings nicht begreifen läßt, in welcher „Wahlverwandtschaft“ es zu diesen Wanderjahren des Wilhelm Meister stehen soll. Aber auch das Gedicht selbst, das mit den Versen beginnt:

„Ehe wir nun weiter schreiten,
Halte still und sieh dich um;“

und mit folgenden endigt:

„Deiner Treue sei's zum Lohne.
Wenn du diese (?) Lieder singst,
Daß (du) dem Vater in dem Sohne
Tüchtig-schöne Knaben bringst."

dürfte unter all den zahlreichen Lesern, die das Buch gewiß gefunden hat (dafür bürgt sein Titel und der Name des Verfassers), schwerlich einen einzigen zu einem Oedipus, der zu enträthseln vermöchte, was der Dichter sich dabei dachte, gemacht haben. Indem wir nun, nachdem wir bei diesen gleichsam als Vorposten aufgestellten Schildwachen „still gehalten" haben, „weiter schreiten," begegnen wir einer überaus anmuthigen, schon seit mehreren Jahren aus dem Cottaschen Taschenkalender bekannten kleinen Erzählung: Die Flucht nach Aegypten, als dem Inhalt des ersten Kapitels des Romans selbst. Aber schon dieser Anfang hat wenig Zusammenhang mit dem Schluß von Wilhelm Meister's Lehrjahren.

In letztern wird bekanntlich Wilhelm bestimmt, mit seinem Felix, den Markese, den Oheim Mignon's, in die Heimath derselben zu begleiten. Diesen Entschluß faßt er, bevor er noch Nataliens Neigung für ihn ahndet. Aber auch als diese sich ihm, zuerst durch den geschwätzigen Friedrich, der Nataliens Unterredung mit dem Abbé behorcht hatte, und dann durch den Abbé und Natalien selbst, so überraschend kund giebt, dringt Friedrich mit den Worten auf ihn ein: „Nun geschwind, wie sieht's mit den Ceremonien aus? Die lassen sich an den Fingern herzählen. Ihr müßt reisen! die Einladung des Markese kommt Euch herrlich zu statten. Seid Ihr

nur einmal über die Alpen, so findet sich zu Hause Alles; die Menschen wissen's Euch Dank, wenn Ihr etwas Wunderliches unternehmt;" u. s. w., wobei es zweifelhaft bleibt, einmal: ob Friedrich hier mit seinem Ihr und Euch, Wilhelmen allein oder auch Natalien, die mit ihm reisen solle, versteht, und zweitens, ob der, freilich durch den ganzen Roman fortwährend von Andern gegängelte, Held, sich auch diesmal, und zwar von einem Friedrich, leiten lassen, und da er eben „ein Glück erlangt hat, das er (wie er in den letzten Worten der Lehrjahre sagt) mit nichts in der Welt vertauschen möchte," jene Reise dennoch wirklich antreten werde; denn weder er, noch Natalie, erwiedern auf jenen Vorschlag Friedrich's auch nur ein Wort.

Hier aber finden wir unsern Meister nun wirklich schon auf der Reise, und zwar nur in Begleitung seines Felix, ohne den Markese, dessen überhaupt gar nicht weiter erwähnt wird. In einem unwirthbaren Gebirge begegnet ihm ein, ganz mit der Flucht nach Aegypten zu vergleichender, Zug einer ihm völlig unbekannten Familie, zu der er gleichwohl, nach einem sehr kurzen Wortwechsel, so entschiedenes Vertrauen faßt, daß er ihr sogar seinen Felix (von dem er im letzten Kapitel der Lehrjahre ausdrücklich noch betheuert: „daß wenn er ihn nur nicht von sich zu lassen brauche, er zufrieden sei, überall hin zu gehn") mit auf den Weg giebt, ohne nur einmal zu fragen, wer die Fremden sind. Denn erst „als der Zug schon um eine Felsenwand zu verschwinden drohte," rief er ihm noch nach: „wie soll ich Euch aber erfragen?" und —

„fragt nur nach St. Joseph!“ ist die ganze Antwort. Er selbst bleibt die Nacht über in einem Gränzhause zurück, und schreibt hier einen Brief an Natalien, aus dem hervorgeht, daß sie ihm diese „Wanderschaft,“ jedoch mit der Bedingung: „nicht über drei Tage unter einem Dache zu bleiben, und keine Herberge zu verlassen, ohne daß er sich wenigstens eine Meile von ihr entferne“ geboten hatte.“ So triftig man diese Bedingung in der Weiblichkeit Nataliens, nach all den zahlreichen Liebschaften, welche Wilhelm schon auf seiner ersten Wanderschaft, die in den Lehrjahren erzählt ist, angeknüpft hatte, motiviren kann, so läßt sich doch hieraus gleich von vorn herein schon erwarten, daß der Nutzen einer solchen, an die bekannten Durchflüge des Herrn von Heß erinnernden, Reise eben nicht von großer Bedeutung für ihn seyn werde. Wohin aber die Wanderung gehen soll, davon erfahren wir nichts; weder von einem Ziel noch Plan derselben ist die Rede. Am folgenden Tage kehrt Wilhelm bei der fremden Familie ein, und lernt in dem Herrn des Hauses, dem Schaffner eines alten halbzerstörten Klostergebäudes, einen, seinem Namen, seinem Handwerk, ja selbst seiner — Vaterschaft nach, leibhaftigen St. Joseph kennen. Er schreibt über diese seltsame Bekanntschaft einen zweiten Brief an Natalien, aus dem wir erfahren, daß die Schlaue ihm auch noch die Bedingung gemacht hat, nur mit Felix, und nie in Gesellschaft einer dritten Person, seine Wanderschaft zurückzulegen. Doch dieß Geheiß, obschon er ihr

gelobt: „Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten“ befolgt er diesmal (wie auch später) nicht, indem er einen des Gebirgs kundigen abentheuerlichen Knaben, Fitz (nicht Fritz) genannt, mit sich nimmt, um einen „seiner besten Freunde“ Montan, aufzusuchen. Dieser Montan ist Niemand anders, als Jarno, von dem wir aus den Lehrjahren wissen, daß er sich mit Lydien verlobt hatte, und „im Begriff war, sich nach Amerika einzuschiffen.“ Weder von dem Einen noch dem Andern aber ist hier die Rede. Vielmehr erscheint Jarno hier mit Einemmale als ein, unter jenem angenommenen Namen, in diesem Gebirge umherstreifender Liebhaber der — Mineralogie, was noch dazu S. 56, als dem Leser schon bekannt, vorausgesetzt wird. Auch ist er eben so plötzlich (das Warum erfahren wir abermals nicht) zum leidenschaftlichen Menschenfeind geworden, weshalb er eben dieses „einsiedlerische“ Leben gewählt hat und Wilhelmen betheuert, „er werde nunmehr so tief in das wüste Gebirg fliehen, daß ihn gewiß Niemand wieder aufzufinden im Stande seyn solle.“ Wilhelm äußert ihm den Wunsch, seinen Felix auch in der Gebirgskunde unterrichten zu lassen. Montan aber giebt ihm den Rath, ihn in ein großes — Pferdeinstitut zu thun, das sich in einer benachbarten Provinz, die er ein „pädagogisches Utopien“ nennt, befinde: und dahin macht sich auch Wilhelm mit seinem Sohne und dem kleinen Fitz nunmehr auf den Weg. Fitz führt sie einen Berg hinab nach einem großen, im Thale vor ihnen liegenden Garten, in welchem sich Wilhelm und Felix, bei dem Falle eines Selbstschusses, plötzlich zwi-

schen zwei herabfallenden Eisengittern gefangen sehen. Fitz aber flieht mit Hinterlassung seines Jäckchens, das vom Fallgitter noch ergriffen wurde, glücklich davon. Bald darauf erscheinen Bewaffnete mit Fackeln, von denen die Eingekerkerten zum Besitzer des Gartens, einem Beamten, geführt werden; und die ganze Sache klärt sich dahin auf, daß dieser jene Gitterfalle bloß um der Plünderer seiner Baumschulen willen angelegt hatte. Wilhelm wird nunmehr dem „Gutsbesitzer (dessen Name nicht genannt wird) und den Seinigen bekannt, und von ihnen aufs freundlichste aufgenommen."

Hier bricht der Faden der Erzählung mit Einemmale ab, und es folgt nun die, auch schon aus Cotta's Taschenkalender bekannte, Geschichte: — „Das nußbraune Mädchen" (von Seite 99 bis 143). Ein Uebergang, der an sich schon dunkel genug, noch mehr verwickelt durch den Umstand wird, daß diese Geschichte mit einem Briefwechsel zwischen Lenardo, der Tante, Juliettен und Hersilien (worin noch einer Valerine und Nachodine erwähnt wird) eingeleitet ist: alles Personen, deren Namen man hier zum erstenmal genannt findet. Mit mehr Mühe als Genuß entdeckt man endlich den Zusammenhang dieser Episode, die wieder eine zweite einschließt und dadurch nur um so verwirrter ist, mit dem Gange des Romans selbst.

In der Familie, zu welcher Wilhelm auf so abentheuerliche Weise gerathen, befindet sich eine Tante (wahrscheinlich die Frau des Gutsbesitzers), die zwei in einem benachbarten Orte lebende Nichten, Ju-

liette und Hersilie, hat, und ihren Neffen Lenardo von einer dreijährigen Reise (auch Wanderjahre) zurückerwartet. Lenardo, schon in der Nähe, will jedoch nicht eher in das Haus seines Oheims zurückkehren, bis er erfahren, was aus der hübschen Tochter eines liederlichen, vom Onkel kurz vor Lenardo's Abreise weggejagten Pachters, welcher Lenardo auf ihre flehentliche Bitte seinen Beistand versprach, den er ihr aber nicht halten konnte, geworden ist. Dieses Mädchen, von ihrer bräunlichen Gesichtsfarbe, das nußbraune genannt, nennt er in seinem Briefe Valerine, weil er ihren wahren Namen, Nachodine, mit dem der Tochter des Gerichtshalters verwechselt. Die Tante giebt nun Wilhelmen den Auftrag, ihrem Neffen entgegen zu reisen, und ihm zu melden, daß Valerine indeß glücklich mit einem reichen Gutsbesitzer verheirathet worden sei. Als Lenardo dieß durch Wilhelm, der sich sofort mit dieser Commission zu ihm begiebt, erfährt, reitet er mit ihm zu diesem Gutsbesitzer, und entdeckt hier erst zu seiner Bestürzung, daß er die nußbraune Nachodine mit der blonden Valerine verwechselt habe. Aufs Neue nun in Unruhe über das Schicksal der Erstern versetzt, beschwört er Wilhelmen, ihm den Gefallen zu thun, Nachodinen (ohne zu wissen, wo sie ist) aufzusuchen, und ihm, sobald er sie gefunden, Nachricht von ihr zu geben. Wilhelm, der sich auch auf seinen Wanderjahren, wie in den Lehrjahren, fortwährend von Andern schicken, schieben, drängen und treiben läßt, tritt nunmehr diese Entdeckungsreise mit einem Briefe Lenardo's an seinen

alten Lehrer in einer nahgelegenen Stadt, wohin Lenardo, der indeß nach Hause gereist ist, ihm auch seinen Felix, in Begleitung eines Reitknechts, nachschickt, wirklich an. Lenardo's Lehrer aber weiß von Nachodinen auch keine Kunde zu geben, hofft indeß, ihr auf die Spur zu kommen. Wilhelmen giebt er den Rath, den ihm schon Jarno ertheilte, den Felix in die große Lehranstalt zu bringen, an deren Obern er ihm einen Brief mitgiebt; und nun geht die Reise Wilhelm's und seines Sohnes, an die bekannte von Carl Witte mit seinem Vater erinnernd, in die — pädagogische Provinz! Von dieser paradoxen pädagogischen Idee Göthe's nachher ein Mehreres, wenn wir zu unserer Beurtheilung der Einzelnheiten dieses Romans kommen, indem wir jetzt durch solche Zwischenbetrachtungen die mühsam festzuhaltende Uebersicht des Ganzen dem Leser fast eben so erschweren dürften, als es der Dichter selbst gethan. Wilhelm Meister, ehrerbietigst all das auffallend Neue, was sich ihm in dieser Lehranstalt zeigt, bewundernd, übergiebt ihr ohne weiteres Bedenken (freilich ließ ihm auch sein Gelübde gegen Natalien, nur 3 Tage an jedem Orte zu verweilen, keine Zeit, das Institut näher zu prüfen) seinen Felix, von dem er früher sich durchaus nicht trennen zu können betheuerte, und diesem „that es eben nicht sonderlich wehe, seinen Vater abreisen zu sehen.“ Letzterer macht sich sodann, nachdem ihn die drei Obern der Anstalt eingeladen, in Jahresfrist wieder zu kommen, um dann das Ganze besser kennen zu lernen, und den alsdann

stattfindenden Festen der Anstalt beizuwohnen, wieder — nach dem nußbraunen Mädchen, auf den Weg.

Hier aber bricht die Erzählung abermals ab, und es folgt — ein Brief von Hersilien an Wilhelm, aus dem wir vernehmen, daß dieser, nachdem indessen „ein halbes Jahr verflossen," Nachodinen wirklich gefunden hat. Wie? Wann? Wo? und in welchen Verhältnissen? erfährt der Leser jedoch so wenig, als es Lenardo und die Seinigen von Wilhelm erfahren haben, der ihnen nur berichtet hat, daß sie „durch eigene Thätigkeit und Verdienst glücklich sei." Hersilie, ihre Neugierde mit der des Lesers theilend, beschwört Wilhelmen daher, ihr diese Fragen zu beantworten, was aber Wilhelm bleiben läßt. Um ihn zu captiviren, meldet sie ihm zugleich, daß „zwei allerliebste Wesen von Frauenzimmern unterwegs seien," die er leicht auf seiner Wanderung treffen werde, wenn er nach der Gegend hinziehen wolle, die ihm die Pfeilspitze einer, auf einem beigefügten Ausschnitt einer Landkarte von jenen Damen selbst gezeichneten, Magnetnadel andeute. „Zu einigem Vorgeschmack," fügt sie hinzu, „sende eine Geschichte, die sich einigermaßen auf die beiden bezieht; was davon wahr oder erdichtet ist, suchen Sie von ihnen selbst zu erfahren." Und nunmehr folgt — die, gleichfalls schon im Cotta'schen Taschenbuche früher mitgetheilte, Erzählung: Der Mann von funfzig Jahren (von Seite 203 bis 250).

Auch diese Erzählung aber ist wiederum bloß ein Fragment, das noch dazu gerade da, wo es am interessantesten wird, abbricht. Der Funfziger ist ein

seinen Abschied erwartender Major, den seine Schwester mit der Entdeckung überrascht, daß er von seiner eigenen Nichte Hilarie geliebt wird, die er bereits seinem Sohne, einem Lieutenant, zur Gattin bestimmt hat. Dieser aber entdeckt dem, wegen vermeintlicher Rivalität, jetzt besorgten Vater, daß er nicht Hilarien, sondern eine junge reiche Wittwe liebe, die der Major bald darauf selbst als eine der liebenswürdigsten Frauen kennen lernt. Vater und Sohn beschließen nunmehr, ihre beiderseitige Verbindung möglichst zu beschleunigen, und mit diesem Beschluß endigt die Geschichte, indem Hersilie in einem Postscript nur noch hinzufügt, daß eben diese Wittwe und Hilarie, die beiden — auf jener Reise begriffenen Damen sind, die Wilhelm nunmehr aufsuchen soll. Was sie bestimmt hat, ihrer beiderseitigen Verbindung zu entsagen und statt derselben diese Wanderung anzutreten, erfährt der Leser so wenig, als die Beziehung, in der diese Frauenzimmer zu Hersilien stehen.

Hierauf folgt eine — „Zwischenrede," worin der Verf. selbst spricht und seinen Lesern erklärt, daß es ihm zwar keineswegs an Stoff zur Fortsetzung dieses Romans fehle, indem er eine Menge der „mannigfaltigsten Papiere, Tagebücher, Entwürfe, Erzählungen und Anekdoten," ja selbst „Hefte statistischen, technischen und sonst realen Inhalts" dazu besitze, allein nicht vermögend sei, alle diese Materialien zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten, und daß ihm mithin, „wenn er nicht, wie schon oft seit vielen Jahren, in diesem Geschäft abermals stocken solle,"

nichts übrig bleibe, als zu überliefern, was er besitze; und so gebe er denn daher einige Kapitel, deren Ausführung wohl wünschenswerth gewesen, nur in vorübereilender Gestalt, damit der Leser nicht nur fühle, daß hier etwas ermangele, sondern daß er von dem Mangelnden näher unterrichtet sei, und sich dasjenige — — selbst ausbilde, was ihm hier nicht vollkommen ausgebildet entgegentreten könne." (!!) — Es wird nun wohl wenig Lesern beliebt haben, das Geschäft dieser vollkommenen Ausbildung für den Verfasser zu übernehmen, gewiß aber Allen bei dieser Erklärung, als ob sie aus den Wolken fielen, vorgekommen, jedoch so viel wenigstens sicher klar geworden seyn, daß eine — solche Weise, eine subjektive Epopöe zu dichten, mindestens eine — sehr bequeme ist.

Was der Verfasser nach dieser so ungenirt vollbrachten Geisteserleichterung (S. 254—257), durch die er sich naiv genug, selbst in die Reihe seiner Entsagenden (als Dichter nämlich) stellt, uns nun noch giebt, besteht in Folgendem:

Wilhelm Meister entdeckt, „verwundert, erstaunt und erschrocken," daß die auf dem von Hersilien empfangenen Ausschnitt einer Landkarte gezeichnete Magnetnadel, gerade nach — „Mignon's Geburtsgegend, nach ihren Wohnungen, hindeutete." Dahin begiebt er sich nunmehr auf die Reise, von der wir jedoch weiter nichts erfahren, als daß er unterweges mit einem jungen Landschaftsmahler zusammentrifft, der „leidenschaftlich eingenommen von Mignon's Schicksalen, Gestalt und Wesen" (wo

und wie er sie hat kennen lernen, wird nicht gesagt) „sich gleichfalls auf der nämlichen Wanderung befindet, um die Umgebungen, worin sie ihre früheste Kindheit verlebt, der Natur nachzubilden.“ Beide gelangen dahin, in eine paradiesische Küstengegend Italiens, und der Mahler führt sein Vorhaben meisterhaft aus. Indessen nöthigt Wilhelmen sein Natalien gethanes Gelübde, auch diese theure Gegend nach drei Tagen wieder zu verlassen; da er aber doch gern erst noch der schönen Wittwe und Hilarien begegnen möchte, die sich noch nicht eingefunden, so wissen die beiden Reisenden jenes Gelübde „gelegentlich zu umgehen, durch die Auslegung: es gelte nur für das Land, auf dem Wasser sei es nicht anwendbar,“ und sie begeben sich sofort zu Schiffe. Nach mehrern „Kreuz- und Querfahrten,“ die sie nun längs der Küste hin unternehmen, begegnen sie endlich einem „wohlverzierten Prachtschiffe,“ das die ersehnten Schönen glücklich heranbringt. Wilhelm giebt sich ihnen sogleich durch sein geographisches Creditiv, das bewußte Landkartenblättchen, zu erkennen, und „die Freunde wurden alsbald vertraulich eingeladen, das Schiff der Damen zu besteigen, welches eilig geschah.“ Beide Paare „wallen und wogen“ nun vergnügt mehrere Tage“ (Sturm gab's zum Glück nicht) „auf offener See“ zusammen, doch dergestalt, daß die Damen zum Mittag und Nachtquartier jedesmal ans Land zurückfahren, und Wilhelm und der Mahler indeß vor dem Hafen kreuzen. „Beide Freunde hätten auf diese Weise, den Hafen blokirend, nicht an Essen und Trinken gedacht, (?) wenn die vorsich-

tigen Freundinnen nicht gute Bissen herüber gesendet hätten, wozu ein begleitender Trunk ausgesuchten Weins zum allerbesten schmeckte" Endlich, des Wallens und Wogens müde, ziehen alle miteinander auf eine Insel, die Wilhelm noch nicht betreten hatte, also drei ganze Tage lang bewohnen durfte, und hier hilft der Maler Hilarien, ihr eigenes Zeichnertalent in landschaftlichen Darstellungen ausbilden, bei welcher Gelegenheit der Verfasser uns eine statistisch-geographische Erklärung der — „Wildheuer" giebt. *) Die schöne Wittwe ging indessen mit Wilhelm unter Cypressen und Pinien, und offenbarte ihm auch, „wodurch die Freundinnen von ihren frühern Verhältnissen getrennt, unter sich innig verbunden, in die Welt hinausgeschickt worden."

Der Verf. erklärt jedoch, diese Erzählung, die Wilhelm „später aufschrieb und durch Hersilien an Natalien sendete," erst in der Folge mitzutheilen. So kam der „letzte Abend" heran, und am andern Morgen sind die Damen, mit Hinterlassung eines

*) S. 284: „Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen, auf Grasplätzen, die für das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deßwegen, mit Steigehaken an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felsenwänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe wieder gesammelt an Viehbesitzer verkauft wird, die es, der vorzüglichen Beschaffenheit wegen, gern erhandeln."

eines Briefes, (worin den Freunden geboten wird, ihnen „weder zu folgen, noch sie irgendwo aufzusuchen, ja wenn man sich in Zukunft zufällig begegnete, sogar einander treulich auszuweichen,“) bereits „beim frühesten Schein des Tages“ wieder abgesegelt. Wilhelm und der Maler schiffen sich nunmehr auch ein, und Letzterer trennt sich „am obern Ende des Sees“ von ihm, um „nach einer frühern Verabredung, seinen Weg — zu Natalien zu suchen,“ und ihr „seine schönen landschaftlichen Bilder zu zeigen.“

Jetzt tritt (S. 295), nach Art des Ehrenhold in Hans Sachsens Dramen, der Verfasser wieder ein, und spricht, wie folgt: „Bei dieser Abtheilung hätten wir eigentlich der entschuldigenden Zwischenrede mehr bedurft, als bei der vorigen; denn dort blieb doch die Darstellung nicht ganz mangelhaft, und manches Herzliche, Sinnerhebende war noch mitzutheilen. Hier aber, wo von einem großen (?) Gegenstande die Rede ist, den man aufs ausführlichste behandelt wünschte, findet sich leider nur allzuwenig aufgezeichnet, und wir dürfen nicht hoffen, daß eine vollständige Ansicht aus unsern Ueberlieferungen hervorgehen werde. Dann aber wird bemerklich, daß wir im Roman, eben wie es in der Weltgeschichte geht, an ungewisser Zeitrechnung leiden, und nicht ganz entschieden zu bestimmen vermögen, was sich früher oder später ereignet. Wir halten uns daher an die sichersten Punkte. Daß ein Jahr inzwischen vergangen, seitdem Wilhelm die pädagogische Provinz verlassen, wird dadurch zur Gewißheit, daß wir ihn beim Feste, wozu er ein-

geladen, gegenwärtig antreffen: weil aber unsere Wandernd-Entsagenden bald unvermuthet untertauchen, und vor unserm Blick verschwinden werden, dann aber wieder an einer Stelle, wo wir sie nicht erwarteten, hervorschimmern; so läßt sich nicht genau nachweisen, welche Richtung sie in der Verborgenheit genommen." — Schade!

Wilhelm ist also nunmehr mit Einemmale wieder in der Pädagogischen Provinz, und zwar in der „pferdenährenden Region," wo ihm gleich beim Eintritt in dieselbe, sein Felix als ein — „Fohlenhüter" entgegen geritten kommt; denn hierzu haben ihn die Vorsteher der Anstalt, weil „ihm das Landleben nicht angestanden," indessen gemacht. Doch hat er nebenbei auch das Italienische gelernt. Wilhelm wohnt nun, ohne daß von Felix weiter die Rede ist, unter Anleitung mehrerer Aufseher, die ihn zugleich von jedem einzelnen Bezirk des Instituts unterrichten, den verschiedenen Festen der pädagogischen Provinz, deren „jede Region ihr eigenes feiert," bei, und findet zuletzt bei der Feier eines Bergfestes, „unter den Hauptleuten, in ernster stattlicher Tracht," unverhofft seinen menschenfeindlichen Freund — Jarno, jetzt Montan genannt, wieder. „Nicht umsonst," ruft dieser aus, „habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauscht; du findest mich hier in Berg und Kluft eingeweiht, und nun könnte ich dir, auf Befragen, gar manches enthüllen und aufklären, was mir selbst vor einem Jahre noch ein Räthsel gewesen." — Aber für den armen Leser bleibt es bei diesen Räthseln; denn Montan

klärt nichts auf, sondern statt seiner läßt sich der Verf. wieder vernehmen, mit der leidigen Meldung an die Leser (S. 331—333): „daß er auf diesem Punkte von seinen Manuscripten völlig verlassen sei, von der Unterhaltung der Freunde Nichts aufgezeichnet finde, eben so wenig den Zusammenhang mit dem Folgenden anzugeben vermöge, indem er in demselben Fascikel nur kurz erwähnt finde, daß auch eine Zusammenkunft unseres Wanderers mit — Lotharios" (der sich am Schlusse der Lehrjahre mit Theresen verlobt hatte), „und dem — Abbé" (der eine Reise nach Rußland antreten wollte), „stattgehabt habe, leider aber auch hier, wie bei so vielen andern Blättern, das Datum vernachlässigt sei!" — Der geneigte Leser beliebe also hier wieder, sich das Ermangelnde (und es ist, wie man sieht, diesmal recht beträchtlich!) — selbst auszubilden. „Einige Stellen," fährt der Verfasser fort, „mehr ausrufungsweise als nachrichtlich angebracht, deuten auf den hohen Sinn des Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt in das Leben erst denkbar ist. (In wiefern, wird nicht erklärt.) Sodann treffen wir auf eine mit mehrern aufeinander weisenden Pfeilen bezeichnete Landkarte, neben welcher wir, in gewisser Folge, mehrere Monatstage angeführt finden, so daß wir uns also überreden dürften, wieder in der wirklichen (!) Welt zu wandeln (welcher Leser der Lehrjahre Wilhelm Meister's hätte wohl je geahnet, daß er auch in einer unwirklichen mit ihm wandeln sollte!) und über die nächste Marschroute unseres Freundes ziemlich im Klaren zu seyn,

wenn uns nicht auch hier verschiedentlich hinzugefügte Zeichen und Chiffern befürchten ließen, eine geheimere Bedeutung werde uns auf immer — verborgen bleiben. Was uns aber aus aller historischen Fassung bringt, ist der wunderliche Umstand, daß unmittelbar an alles Dieses die unwahrscheinlichste Erzählung sich anschließt, von der Art, wie jene Mährchen, durch welche man die Neugier des Hörers lange mit Wundern hinhält, und zuletzt erklärt: es sei von einem — Traum die Rede gewesen. Jedoch theilen wir, was uns vorliegt, buchstäblich mit." — Es folgt nun (S. 333—336) die Erzählung eines Traumes oder einer Vision, die Wilhelm von Natalien gehabt, indem er sie in dem Gebirg der pädagogischen Provinz, wo er Jarno wiedergefunden, über eine ungeheure Felskluft hin, erst mit unbewaffnetem Auge, dann noch deutlicher durch ein Fernrohr erblickt, und in dem Augenblick, als er, zu ihr hinüberstrebend, von dem Abgrund verschlungen zu werden bedroht ist, „durch eine hülfreiche Hand ergriffen, und zugleich der Gefahr, wie dem schönsten Glück, entrissen" wird. Hierauf versichert uns der Verfasser, daß wir „nun wieder auf einen festen Grund und Boden treten, dessen Localität sogar, er mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen könne, ob er gleich auf seinem Wege gewisse Unsicherheiten, mit denen er sich ebenfalls" (schon wieder!) „nicht in voller Klarheit abzufinden wisse, begegne."

Wilhelm tritt jetzt eine neue Wanderung an, gehorsam wie immer, dem Wege folgend, den ihm

die auf der erwähnten Landkarte befindlichen Pfeile bezeichnen. Von wem er diesen Wegweiser, schon den zweiten dieser Art, erhalten, wird nicht gesagt, sondern nur bemerkt, daß: „da er, die Linie, die der erste Pfeil bezeichnete, auf irgend einem Punkte zu erreichen, quer durchs Land gehen mußte, er sich genöthigt sah, die Reise zu Fuß zu machen, und das Gepäck hinter sich her tragen zu lassen.“ Als er die vorgeschriebene Linie erreicht hat, kehrt er in dem Wirthshause eines heitern Fleckens ein, wo er vom Wirth anfänglich mit der Entschuldigung, daß er ihn „ohne Erlaubniß einer Gesellschaft, die den ganzen Gasthof auf einige Zeit gemiethet habe, nicht aufnehmen könne,“ in eine andere Herberge verwiesen, nachher doch aber vorläufig aufgenommen und in einen großen Vorsaal, über dessen Thüre sich die Inschrift: Ubi homines sunt modi sunt, befindet, geführt wird. Bald darauf erscheint — „der Vogt,“ und erlaubt unserm Helden drei Tage zu bleiben, jedoch unter der Bedingung, „an Allem, was vorgehen möchte, ruhigen Theil zu nehmen, und es geschehe, was wolle, so wenig nach der Ursache, als beim Abschied nach der Zeche zu fragen.“ Wilhelm läßt sich das natürlich gefallen; es kommen noch mehrere Gäste, lustige Handwerksburschen, hinzu, die „so anmuthig Herz und Sinn erhebend, als ihm noch nie Etwas vorgekommen,“ singen, (besonders thut sich eine riesenhafte Figur, St. Christoph genannt, durch seine ungeheure Baßstimme, von der der Saal erschütterte, dabei hervor), und mit ihm und dem Vogt, von zwei bildschönen Knaben bedient, zusammen zu Abend essen und

zechen. Doch „schien ihm diese Gesellschaft nicht aus Scherz, zum Schein, sondern auf bedeutende Lebenszwecke, (welche, sagt er nicht), gerichtet zu seyn.“ Er erhält sodann ein gutes Nachtquartier, in dem er nur leider „durch den wunderlichsten Laut beinahe erschreckt worden wäre“ (ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ, oder er sich daran gewöhnte, sagt der Verfasser, „ist schwer auszumitteln“), den andern Morgen ein treffliches Frühstück und auch einen geschickten, ja sogar schweigsamen Barbier, der ihn „mit einem so zarten Messer, als er noch nie an seinen Wangen gefühlt,“ meisterhaft rasirt. Hierauf wird er vom Vogt, im Namen des Bandes (dieß ist der Name der Gesellschaft) zum Mittagsmahl in ein benachbartes Schloß eingeladen, wo er wieder nur Handwerker, jedoch „höchst reinlich gekleidet,“ erblickte, wenige ausgenommen, „die er allenfalls für — Canzleiverwandte (aus welchen physiognomischen Gründen, wird nicht gesagt) gehalten hätte.“

Als er aber näher tritt, sieht er sich plötzlich von — Lenardo und Philinen's Gemahl, dem Bruder Lothario's und Nataliens, dem blonden — Friedrich, als den Vorsitzern der Gesellschaft, umarmt. Wie diese Beiden, Friedrich und Lenardo, sich kennen gelernt und hier zusammengefunden haben, sagen sie nicht, und Wilhelm (vermuthlich aus schuldigem Respekt vor der ihm vom Vogt gemachten Bedingung) fragt auch nicht darnach. Es geht nun zur Tafel, dann werden von Vorsängern und Chören ein paar geheimnißvolle Wanderlieder gesungen, die in folgender Stelle:

Kann ich sagen, kann ich wissen,
Welchem Zufall ausgesetzt,
Ich nun scheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern,
Fort und fort mich wenden soll!

auf eine Verbindung der reisenden Wittwe mit dem wandernden Bande hinzudeuten scheinen; hierauf Promenaden im Schloßgarten gemacht, (Alles, ohne daß vom eigentlichen Zweck der Gesellschaft auch nur das Mindeste zur Sprache kommt), und als der Abend heranrückt, erscheint zur Unterhaltung, der, an den Rothmantel des bekannten Volksmährchens dieses Namens von Musäus erinnernde, — schweigsame Barbier. „Zu seiner eignen Bildung" hat er, wie Lenardo berichtet, „sich die Bedingung gefallen lassen müssen, „auf die Sprache, insofern etwas Gewöhnliches oder Zufälliges dadurch ausgedrückt wird, Verzicht zu leisten," eben deshalb aber ein außerordentliches Erzählertalent bekommen; und auf Lenardo's Geheiß, erzählt er nun auch sogleich ein, auch schon aus dem Cotta'schen Taschenkalender bekanntes Mährchen: — Die neue Melusine (S. 361—413.).

Der Inhalt ist angeblich eine Geschichte aus des Barbiers eignem Leben, der aber hier auch, wie unser Freund Meister, bald in der wirklichen, bald in einer fabelhaften Welt wandelt. Auf einer seiner Wanderungen trifft er in einem Posthause mit einer schönen Dame zusammen, in die er sich sofort verliebt, und die ihn auch in ihre Dienste nimmt, doch unter der Bedingung, ohne sie, in ihrem Wagen weiter zu reisen, und ein geheimnißvolles Kästchen, das sie ihm, jedoch ohne Schlüssel, übergiebt, mit sich zu neh-

men, und nicht nur sorgfältigst zu bewahren, sondern überall, wo er einkehre, es in ein besonderes Zimmer einzuschließen, und ein Paar Wachslichter daneben anzuzünden. Zugleich versieht sie ihn mit gehörigem Reisegeld und einem Schlüssel, „der alle Schlösser auf- und zuschließt, dem Schloß aber die Eigenschaft giebt, daß es Niemand zu eröffnen im Stande ist.“ Der Barbier reiset nun mit dem Kästchen „in die Welt hinein,“ lebt in Herrlichkeit und Freuden, dem Spiel, dem Wein und der Liebe, und so oft ihm darüber das Geld ausgeht, erscheint ihm die Schöne plötzlich wieder, beglückt ihn mit ihrer Zärtlichkeit, und füllt seine Börse von Neuem, ja, als er bei einem Banket sich eine Schlägerei zuzieht, von der er halb todt nach Hause getragen wird, stellt sie ihn, jedoch unter ernstlichen Warnungen für die Folge, durch einen Wunderbalsam sogleich wieder her. Nach einiger Zeit bemerkte er, „daß sie sich entschieden guter Hoffnung befand.“ Endlich, da sie ihn abermals verlassen, entdeckt er in einer finstern Nacht in seinem Wagen ein Licht, das aus einem Riß in dem räthselhaften Kästchen zu kommen schien. Er sieht hinein, und erblickt — seine Schöne „im allerkleinsten Maßstabe,“ und „ebenfalls guter Hoffnung.“ Nach dieser wunderbaren Entdeckung giebt sie sich ihm nun selbst zu erkennen, als eine Prinzessin „aus dem Stamm des Königs Ekwald, des mächtigen Fürsten der Zwerge, die aus dem königlichen Hause heraus ins Land gesendet worden, um sich mit einem ehrsamen Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeschlecht wieder angefrischt und vom gänzlichen Verfall gerettet sei.“ Durch einen

Zauberring ward sie zugleich in Stand gesetzt, nach Gefallen sich zu vergrößern, und den Gegenstand ihrer Liebe, den sie auf ihrer Freite finden würde, zu ihrer eignen Zwergengestalt zu verkleinern. Dieser Zauber wird denn nun auch an dem Barbier vollbracht; seine Liebste zaubert sich mit ihm sodann an den Hof des Zwergenkönigs, der ihn augenblicklich als seinen Schwiegersohn anerkennt, und die Trauungsceremonie gleich auf den folgenden Tag ansetzt. Bald nach der Heirath aber sehnt er sich wieder in seinen vorigen Zustand zurück, *) den er auch durch das Losfeilen seines ihm fest am Finger haftenden Traurings glücklich erlangt. Aller Zauber ist nun mit Einemmale vor ihm verschwunden, außer daß er wieder den Wagen, das Kästchen, (diesmal aber mit Geld gefüllt,) und auch den Schlüssel dazu, findet. Er reiset nun wieder so lange, bis das Geld verzehrt ist, verkauft dann den Wagen, endlich auch, weil sie sich diesmal leider nicht wieder füllen will, die Chatoulle, und kommt so „wieder an den Heerd zur Köchin," wo ihn Lenardo zuerst habe kennen lernen.

Nach dieser Geschichte, von Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben, von der wir dem Barbier unbedingt Recht geben, daß sie — „schwerlich ihres Gleichen finden möchte," geht die Gesellschaft ohne Weiteres nach Hause. Am folgenden Tage macht Wilhelm, da Lenardo mit „Canzleigeschäften" überhäuft ist, mit Friedrich einen Spaziergang, auf

*) Göthe sagt anderwärts:

„Heirathen, Engel! ist wunderlich Wort;
„Ich meint' da müßt' ich gleich wieder fort!"

welchem dieser ihm die Nachricht ertheilt, „daß alle Personen, die wir aus den Lehrjahren kennen, noch unter den Lebenden sich wohl befänden, ja besser als vorher, weil sie in voller entschiedener Thätigkeit, (welche? wird nicht gesagt) jedes in seiner Art — gesellt zu vielen Mitwirkenden, an das edelste Ziel hinstrebten.“ Was für ein edelstes Ziel dies aber ist, erfahren wir abermals nicht, denn der Verfasser erklärt, daß es ihm „versagt sei, nähere Kenntniß davon jetzt gleich mitzutheilen, weil — einem Büchlein, wie diesem, Rückhalt und Geheimniß gar wohl gezieme.“ (!!) Doch „was im Laufe des vertrauten Gesprächs dieser Gesellschaft weiter offenbart worden, und wie sich ihre näheren Bezüge, Maximen und Zwecke dabei nach und nach aufklärten,“ dies, setzt er hinzu, „sei Pflicht und Gelegenheit hier zu eröffnen.“ Allein diese Eröffnungen helfen der hartnäckigen Verstopfung, an welcher dieser Roman fortwährend leidet, um Nichts ab; denn Wilhelm, und mit ihm der Leser, erfahren blos, daß diese Gesellschaft „sich verbündet hat, auf alles Auswandern Verzicht zu thun, und sich dem Wandern zu ergeben; um ein großes, mobiles Verhältniß tüchtiger und thätiger Menschen aller Klassen zu befördern.“ Vom Zweck dieses mobilen Verhältnisses wird Nichts gesagt, in Betreff der Verfassung dieses Bundes aber Folgendes bemerkt: „Wenn zwei seiner Mitglieder irgendwo zufällig auf einander treffen, so verfahren sie nach Stand und Weise, nach Handwerks- und Kunstgebrauch, oder sonst nach irgend einer, Sitte ihren gewöhnlichen Bezügen gemäß.“

(Wie denn solches auch unsere Leser schon an dem wandernden Barbier, der gleich mit dem Rasirmesser dienstbeflissenst, nach Handwerksbrauch, bei der Hand war, um Wilhelmen den Bart abzunehmen, gewiß bemerkt haben werden.) „Drei Mitglieder zusammentretend, werden auch für eine Einheit gehalten, welche sich selbst regiert.“ (Um die Einheit dieses Selbst-Regiments dürfte es denn doch mitunter, z. B. wenn diese Drei zufällig aus einem Autor, Verleger und Recensenten, oder etwa aus lauter Aerzten u. s. w. bestehen sollten, gar mißlich aussehen!) „Gesellt sich aber ein Vierter hinzu, so wählen dreie sogleich — das Band. Dieses darf nun, es mögen sich so viel zusammengesellen als wollen, immer nur eine neugewählte Person seyn, weil im Großen wie im Kleinen, Mitregenten“ (der Verfasser scheint kein Freund der ständischen Verfassungen, sondern vielmehr ein Anhänger des streng-monarchischen Princips zu seyn) „wechselseits nur hinderlich sind.“ Vielleicht dachte der Verfasser hier an seine Xenie auf ein Corpus academicum:

„Einzeln ist jeder für sich so ziemlich klug und verständig,
„Sind sie in Corpore, gleich wird Euch ein Dummkopf daraus.“

Hierauf wird Wilhelm von Friedrich eingeladen, mit ihm ein kleines Heft durchzulesen, welches ihm Lenardo, „aus dem reichen Schatz seiner Sammlung anvertraut, damit man sich recht durchdringen möge, welch ein Unterschied es sei, zwischen einer verrückten Pilgerschaft, und zwischen einem wohldurchdachten glücklich eingeleiteten Unternehmen,“ wie das des eben erwähnten Bandes, (bei dem freilich fürjetzt noch die Leser im Zweifel bleiben, ob seine Pilgerschaft nicht auch zu den — verrückten ge-

höre); und nun folgt (wiederum aus dem Cotta'schen Taschenbuche) eine abermalige, und zwar einem französischen Original nachgedichtete, Erzählung: die pilgernde Thörinn (S. 420—450.).

Ein reicher, verwittweter Gutsbesitzer, Herr von Revanne, trifft auf einem Spaziergange eine unbekannte wandernde Schöne, die er, angezogen durch ihre Liebenswürdigkeit und feine Bildung, welche ihn sogleich auf eine Dame von Stande schließen lassen, in sein Haus aufnimmt. Hier vergilt sie ihm seine Gastfreiheit durch geistreiche Unterhaltung und geschmackvolle Ausübung der mannigfaltigsten weiblichen Talente, besonders in Hinsicht auf Musik und Gesang. Unter andern singt sie ihm auch — die bekannte (zuerst im Schillerschen Musenalmanach und im 1sten Bande der Cotta'schen Ausgabe von des Verfassers Werken befindliche) allerliebste Romanze von Göthe: der Müllerin Verrath, vor, die der Verfasser (jedoch mit einigen, eben nicht vorzüglichen,*) Varianten) hier wieder mittheilt, „weil sie die Unbekannte etwas näher angehe." In wie fern aber, erfährt man nicht. Auch ihren Namen, ihre Herkunft, ihre Schicksale, und die Veranlassung wie die Absicht ihrer wunderlichen Wanderung, verschweigt die Unbekannte auf das Geheimnißvollste, die überhaupt in ihrer ganzen Art zu seyn, besonders durch die seltsamsten plötzlichsten Uebergänge von melancholischer Schwermuth zum muthwilligsten Frohsinn, höchst räthselhaft erscheint. So lebt sie zwei volle Jahre beim Herrn von Re-

*) Der Leser entscheide, nach den im Anhange mitgetheilten beiden Lesarten des Gedichtes, selbst.

vanne, als dieser, und zugleich sein Sohn, von einer immer wachsenden Neigung zu ihr hingezogen, — um ihre Hand anhalten. Beide Bewerber aber mit Einemmal los zu werden, macht sie, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und die Verstellung so weit treibend, daß sie sogar „reichliche Thränen dabei vergießt," dem Vater, „indem sie sich tief verneigt," glauben, daß sie von seinem Sohne — guter Hoffnung sei. Dieser durch seinen tief gekränkten Nebenbuhler alsobald hiervon unterrichtet, setzt die Schöne, wegen dieser Unwahrheit, heftig zur Rede, mit dem Ausruf schließend: „Ja, Mademoiselle, ich durchschaue Ihr Complott mit meinem Vater! Sie geben mir beide einen Sohn, und es ist mein Bruder, das bin ich gewiß!" Aber mit „ruhiger und heiterer Stirne" giebt sie ihm zur Antwort: „Nichts sind Sie gewiß! Es ist weder Ihr Sohn noch Ihr Bruder. Die Knaben sind bösartig; ich habe keinen gewollt, es ist ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menschen, den Bösen, den Thoren, und den Ungetreuen! — Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber mein lieber Revanne, die Katze weiß wohl, wem sie den Bart leckt, und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, so erinnern Sie sich der Mühle des Ungetreuen" u. dergl. m. Zugleich erklärt sie ihm, daß sie das Haus seines Vaters, in dem sie „von allen Gefahren, die sie verfolgen, die größten gefunden," sofort verlassen werde, und nimmt von ihm Abschied. „Er, wie vom Blitz getroffen, läuft zur Tante, zum Vater, ihnen zu sagen, Mademo-

selle gehe weg! — Aber die Pilgerin hatte sich so gut vorgesehen, daß man sie — nicht wiederfand!“ und Herrn von Revanne, so viel Mühe er sich auch gab, gelang es nicht, „sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen, die so flüchtig wie die Engel, und so liebenswürdig erschienen war.“

Unmittelbar auf diese Worte, womit der Verfasser diese räthselhafte Geschichte beschließt, fährt er, ein neues Kapitel anhebend, folgender Gestalt fort: „Lenardo, welcher sich zur Tafelstunde frei gemacht, speiste mit den Freunden zusammen, und begann sogleich seine Familienverhältnisse zu entwickeln. Die älteste Schwester war verheirathet. Ein reicher Schwager übernahm, zur höchsten Zufriedenheit des Oheims, die Verwaltung aller Güter; daneben wirkte Valerinens Gatte tüchtig mit ein: sie arbeiten ins Große (was?) und verstärken sich durch Verbindung mit fernen Landen und Orten. Nun kommen unsere ältesten Freunde auch wieder zum Vorschein: — Lothario, Werner, der Abbé, von ihrer Seite setzen die höchste Thätigkeit fort, (welche?) indessen Jarno sich im Bergbau befähigt. Eine allgemeine Assekuranz ist errichtet; es zeigt sich ein mächtiger Grundbesitz, auf welchem die Möglichkeit der großen wandernden Gesellschaft beruht, deren einzelne Glieder, unter der Bedingung der möglichsten Brauchbarkeit (wozu?) aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert, und gegen alle Unfälle gesichert sind, dagegen aber auch als denkbare zerstreute Kolonisten aufs Vaterland günstig (wodurch?) zurückwirken. Hier erscheint

nun Lenardo überall als wanderndes Band, bei kleinern und größern Vereinigungen wird er meist gewählt, auf ihm ruht das unbedingteste Vertrauen.“

Lenardo eröffnet Wilhelmen nun noch, daß er, obschon dieser ihm die Kenntniß ihres Aufenthalts versagt, das nußbraune Mädchen dennoch gefunden habe (um derentwillen er, wie Friedrich behauptet, „sich in einen gesetzmäßigen Vagabunden verwandelt“ habe), eine weitere Erklärung hierüber aber für diesmal, aus Mangel an Zeit, nicht geben könne. „Morgen,“ fügt er hinzu, „durchleb' ich den heißesten Tag, übermorgen trennen wir uns. Aber zu Ihrer Aufklärung, erhalten Sie (der Leser bekommt nichts davon) die Abschrift einer Woche meines Tagebuchs: es ist das schönste Vermächtniß, was ich Ihnen mitgeben kann. Sie werden zwar daraus nicht klüger werden, als Sie jetzt und als ich jetzt bin (und doch theilt er es ihm zu seiner Aufklärung mit); dies aber sei genug für die Gegenwart.“

Es folgt nun ein Brief von Hersilien an Wilhelm, worin sie ihm die überraschende Nachricht ertheilt, daß sie (in der Tasche, der bei seiner Flucht zurückgelassenen, Jacke des, inzwischen in gerichtliche Untersuchung gerathenen, kleinen Fitz) den Schlüssel zu einem geheimnißvollen verschlossenen Kästchen, welches Felix auf der Wanderung mit seinem Vater und Fitz, in einer Felsenspalte entdeckt, und Wilhelm dem alten Lehrer Lenardo's in Verwahrung gegeben hatte, gefunden habe. Sie fügt eine Abbildung des Schlüssels bei, dessen Form ihr eine Aehnlichkeit mit den bewußten Pfeilen auf dem Landkartenblättchen zu haben scheint, und fordert

ihn schließlich dringend auf, schleunigst zu ihr zu kommen und das Kästchen, zu nunmehriger Eröffnung, mitzubringen. Von dem Eindruck, den diese Entdeckung auf Wilhelm gemacht, und seinem hierauf gefaßten Beschluß, sagt der Verfasser kein Wort; sondern nun kommt Friedrich mit der frohen Botschaft: daß Lenardo die „köstlichsten," ihm die morgende Scheidung sehr erleichternde Creditbriefe erhalten habe, „zu Wilhelm, dem er sogleich in seiner Freude" ein Paar abgerissene Kartenstücke „mit der Anweisung, wo sie zu produciren, und gegen klingende Münze oder Wechsel nach Belieben zu vertauschen seien," aufdringt, und ihm hierauf aus Lenardo's Archiv wieder eine Geschichte vorliefet, betitelt: „Wo stickt (steckt) der Verräther?" S. 462—531. Diese, noch dazu unbedeutende, Episode ist ein völliges Hors d'oeuvre, von dem sich schlechterdings nicht einsehen läßt, wie es hierher kommt, und auf die mithin sich jedem Leser nothwendig aufdringende Frage: „Wo steckt der Zusammenhang?" bleibt der Verfasser die Antwort schuldig. Der Inhalt ist kürzlich folgender:

Ein Professor N. zu N. bestimmt seinen Sohn Lucidor, Julien, der jüngern Tochter seines Freundes, des Oberamtmanns zu N., zum Gatten. Lucidor aber, nach Jahrelanger Entfernung aus dem väterlichen Hause heimkehrend, verliebt sich in die ältere, Lucinde; doch ohne jener, aus Achtung für den Willen seines Vaters, seine Leidenschaft zu verrathen. In einem Monolog aber (mit dem die Erzählung anhebt), worin er seinem gepreßten Herzen Luft macht, und ihn beide Schwestern zufällig behorchen, wird er sein eigner

Ver-

Verräther. Die schalkhafte Julie treibt ihn nun noch mit mannigfaltigen Neckereien, als ihren Bräutigam, auf das Aeußerste, bis sie ihm endlich entdeckt, daß sie und ihre Schwester den Zustand seines Herzens längst belauscht haben. Lucinde wird die Seinige, und Julie giebt ihrem Geliebten, einem gewissen Antoni, ihre Hand.

Auf diese (69 Seiten lange), sich weder durch Erfindung, noch durch Darstellung besonders auszeichnende Geschichte, die nur allzusichtbar ein bloßer Lückenbüßer (freilich als solcher ein tüchtiger!) ist, folgt endlich das letzte Kapitel (von S. 532 bis 550), welches aber blos aus einer langen Abschiedsrede Lenardo's an die sich nunmehr trennenden Freunde, besteht, und worin der Redner über die Veranlassung und den Zweck ihres wandernden Bandes noch Folgendes bemerkt. „So groß der hohe Werth des Grundbesitzes und aller auf den Boden gegründeten Verhältnisse von Eltern-, Kindes-, Bürger- und Vaterlandsliebe, als eigentlicher Grundfeste alles Daseyns, und als das Erste und Beste, was dem Menschen werden kann, auch ist, so bestehen die meisten und höchsten Güter desselben doch in dem, was er thut und leistet, also im Beweglichen und in demjenigen, was durchs bewegte Leben gewonnen wird.“ — Allerdings, denn nicht was der Mensch dem Glück, sondern das, was er seiner eignen Thätigkeit verdankt, hat den höhern Werth. Aber diese Thätigkeit findet ja beim Grundbesitzer so gut wie beim wandernden Arbeiter statt, und gleichwohl versteht Lenardo, wie die folgenden Sätze seiner Apologie des Wanderns lehren, unter bewegtem Leben blos die

Thätigkeit dieser letztern Klasse, wodurch er also offenbar etwas Widersinniges behauptet; denn um „Etwas zu thun und zu leisten," bedarf der Mensch noch nicht des Wanderns, und der Landmann legt, weil er sich im Besitz der Erdscholle, auf der er geboren ward, befindet, die Hände deßhalb nicht in den Schooß. Im Gegentheil wird in jedem Staat durch die stabilen Klassen der Arbeiter, z. B. dem Ackerbauer, Forst- und Bergmann, die Thätigkeit der Wandernden erst möglich gemacht, ja sagt der Verfasser doch selbst, in Bezug auf seine eigne Idee, S. 452: „Eine allgemeine Assekuranz ist errichtet; es zeigt sich ein mächtiger Grundbesitz, auf welchem die Möglichkeit dieser großen wandernden Gesellschaft beruht." Nun finde man, fährt er fort, eine solche wandernde Thätigkeit unter den Menschen überall. Von der Schifffahrt wolle er nicht einmal reden, um sich in solche gränzenlose Weiten nicht zu verlieren. Aber „da sehe man große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, wie sie in Mitten der Wüste, mit ihren lebendig nährenden Heerden, auf großen grünen Weideplätzen, wie in erwünschten Häfen vor Anker liegen." (Wenn das wandernde Band in einer herumziehenden Nomadenhorde — deren Thätigkeit übrigens eben nicht gerade die thätigste ist — bestehen soll, hat Leonardo freilich Recht; dann ziehe er aber auch mit ihr auf gut Nomadisch, in Wüsteneien; denn in Staaten wird man sie nicht dulden, und selbst der Nomade kann doch ohne den, wenn auch wechselnden, Grundbesitz eben jener Weideplätze, eben so wenig „vor Anker liegen," als der Seefahrer ohne die „erwünschten Häfen.") Da seien

ferner, wie uns die Geschichte der Menschheit lehre, ganze Völker, sich vor einander hertreibend, von Nordosten nach Südwesten gewandert, (doch nur aus der Ursache: weil sie von ihrem alten Grundbesitz verdrängt wurden, und in der Absicht: einen neuen Grundbesitz zu suchen! denn daß sie sich nicht angesiedelt hätten, sondern noch bis auf den heutigen Tag, wie der ewige Jude, auf der Erde herumwanderten, wird doch unser Lobpreiser des Wanderns nicht behaupten wollen?) ja: „Gott der Herr selbst" habe zum Wandern den Menschen Anlaß gegeben, indem er, den babylonischen Thurmbau verhindernd, das Menschengeschlecht in alle Welt zerstreute. (Das hat er freilich, wenn auch nicht gerade durch die Verhinderung des babylonischen Thurmbau's, gethan; aber doch nur: damit eben das Menschengeschlecht, wie Schiller uns so anmuthig in seiner Theilung der Erde gesungen, von der Welt — Besitz nehme!) Dieser Segen sei nun auf „alle Geschlechter übergegangen," und in allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft erblicke man daher auch fortwährend zahlreiche Wanderer, als: Studenten, Naturforscher, Reisende, nach den verschiedenen Gattungen, wie sie Yorik uns „gar zierlich auseinandersetze," Handwerks-Burschen, Markt-Bauern, Krämer, Kaufleute, Juden (die Lenardo dasjenige Volk nennt, „was sich den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern zugeeignet habe, und von dem er weder Gutes noch Böses sprechen dürfe,") Künstler (besonders Schauspieler!), Professoren, die von einer Universität auf die andere berufen würden, (es giebt jetzt auch

exilirte, die mit Verwundern aus dieser Apologie des Wanderns vernehmen werden, daß sie sich für den, ihnen auf diese Weise zu Theil gewordenen, Segen des ewigen Wanderns noch — zu bedanken haben!); ferner Missionarien, Pächter, die von einem Gute auf das andere ziehen, Staatsbeamte, die von ihrer Regierung aus einer Provinz in die andere versetzt werden, Soldaten, Gesandte, und selbst wandernde Fürsten, entweder in guter Absicht, wie Kaiser Hadrian, oder in schlimmer, wie sämmtliche Eroberer, oder in gar keiner, wie die von Letztern Vertriebenen. (Ein „Segen des ewigen Wanderns," in dessen Austheilung bekanntlich Napoleon besonders stark war!) —

„In solchem Sinne nun" dürfe sich daher diese Gesellschaft als „in einem Weltbunde begriffen" ansehen. „Einfach groß sei der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verstand und Kraft" (die Hauptsache: das Geld, hat der Redner vergessen), und da der Einzelne nicht zu einer vollkommenen Klarheit gelangen könne (wie so? wird nicht gesagt), so sei die Gesellschaft darauf gegründet, daß jeder in seinem Maaße und nach seinen Zwecken (z. B. der Barbier, zugleich zum Erzähler), aufgeklärt werde. Spaltung und Widerstreit dürfe unter ihnen nie (?) seyn, denn Einheit sey allmächtig. — „In so fern wir," schließt der Redner endlich, „Grundsätze haben, (?) sind sie uns Allen gemein. Zwei Pflichten aber haben wir aufs strengste übernommen: jeden Gottesdienst in Ehren zu halten, denn sie sind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt, und alle Regierungsformen

gleichfalls gelten zu lassen, und da sie sämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fördern, innerhalb einer jeden uns, auf wie lange es auch sei, nach ihrem Willen und Wunsch zu bemühen." (Von demagogischen Umtrieben steht also bei diesem Bunde nichts zu besorgen.) „Schließlich halten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterei und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfurcht vor uns selbst verlangt, welche aus den drei Ehrfurchten entsprießt" (ein religiöser Lehrgrundsatz der pädagogischen Provinz, mit welcher also, wie wir hier erst erfahren, das wandernde Band in Verbindung steht), „zu denen wir uns sämmtlich bekennen, auch alle in diese höhere allgemeine Weisheit, einige sogar von Jugend auf, eingeweiht zu seyn das Glück und die Freude haben. Dies Alles haben wir, in der feierlichen Trennungsstunde, nochmals bedenken, erklären, vernehmen und anerkennen, und mit einem traulichen Lebewohl besiegeln wollen." — Was aber, möchten wir nun mit Schiller's Wallenstein fragen: was ist der langen Rede kurzer Sinn? Daß aus ihr durchaus nicht hervorgeht, was denn nun eigentlich das wandernde Band wirke; und worin der Segen des Wanderns, den dieses wandernde Band über die Welt verbreiten soll, bestehe? leuchtet jedem Leser doch gewiß von selbst ein.

Hierauf folgt, zum Beschluß, das schon früher einmal mitgetheilte, hier nochmals wiederholte, Wanderlied:

„Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm, mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus;

Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede (?) Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum (bloß darum?) ist die Welt so groß."

Nachdem wir nun den Inhalt dieses Romans getreulich, ja zum Theil wörtlich, unsern Lesern referirt haben, werden sie ohne Zweifel mit uns der Meinung seyn, daß die Kritik denselben in einer zwiefachen Hinsicht zu beurtheilen hat: nämlich einmal als Roman im eigentlichen Sinne, und dann als ein didaktisches Werk, um der ihm zum Grunde liegenden philanthropischen Lehrsätze willen, die der Verfasser in seiner pädagogischen Provinz und dem wandernden Bande aufgestellt hat. In ersterer Beziehung läßt sich nun zwar nicht läugnen, daß der Verfasser bei dieser „subjectiven Epopöe" seiner obigen Forderung an den Roman zufolge, eine Weise allerdings gehabt hat, aber von dieser Weise nur leider nicht viel mehr sagen, als daß sie, wie schon bemerkt, wenigstens eine — sehr bequeme ist; denn überall, wo er nicht weiter kann (und dieß begegnet ihm, wie wir gesehen, nur zu häufig), entschuldigt er sich damit, daß seine „Fascikel" ihn hier im Stich lassen, und verweiset den Leser an seine eigne Dichtergabe, „mit der er sich das Mangelnde selbst ausbilden soll." Diese naive Forderung an den Leser hat unser Dichter aber nicht bloß in guter handgreiflicher Prosa, sondern sogar auch in Versen, und zwar gleich auf der Rückseite des zweiten Titelblatts gemacht, wo er von diesem Werke sagt:

„Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen!"

Wie viele Meisterſche Wanderjahre möchten auf dieſe Art noch zu erwarten ſtehen? An Einheit und Zuſammenhang der (fortwährend durch Epiſoden, Zwiſchenreden des Verfaſſers, und unſäglich breiten, ganze Bogen füllenden, Raiſonnements über das wandernde Band und die pädagogiſche Provinz unterbrochenen) Handlung, iſt alſo hier nicht zu denken. Doch der Verfaſſer bekennt ſelbſt unverholen, daß er hier nur die unter ſeinen Papieren noch vorhandenen Materialien zu einer Fortſetzung ſeines Wilhelm Meiſter, dem Publikum mittheile; und ſo fallen denn hier auch alle Anſprüche weg, welche die Poetik an eine jede Dichtung, als ein zuſammenhängendes, in ſich abgeſchloſſenes Ganze, zu machen hat, und kann mithin von dieſem Werke, als einem eigentlichen Roman, oder überhaupt poetiſchen Kunſtwerk, als ſolchem, im Grunde gar nicht die Rede ſeyn. Dieſe Materialien aber, deren Anordnung, wie ſie uns unter dem Titel: Meiſter's Wanderjahre, oder die Entſagenden, vorliegt, Göthe ſelbſt nur eine Redaktion (und ſich dabei den Redakteur) nennt, beſtehen nun aber, wie wir gezeigt haben, hauptſächlich aus den, ſchon durch das Cotta'ſche Taſchenbuch bekannten, einzelnen Erzählungen, die, zum Theil ſelbſt wieder bloß Bruchſtück, nur um ſo verworrener in einander eingeſchachtelt ſind, und durch die poetiſchen Schönheiten einiger derſelben, den Leſer alſo keineswegs für die Zerriſſenheit und Confuſion des Ganzen entſchädigen können. Denn einen Mund voll Zahnlücken, ſeien auch die in ihm noch vorhandenen einzelnen Zähne die ſchönſten von der Welt, wird wohl Niemand

einfallen, als einen vollkommen schönen Mund küssen zu wollen.

Was Göthe in seinem Vorspiel zum Faust, den Theaterdirektor, dem dramatischen Dichter zurufen läßt:

„Gebt Ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken,
Solch ein Ragout, es muß Euch glücken!"

das hat er selbst hier, offenbar, auch auf den Roman angewendet, indem er uns in diesen Wanderjahren wirklich ein solches Ragout von Stücken gegeben hat, die zwar immer Stücke eines Meisters, jedoch in dieser Zusammenwürflung fürwahr kein Meisterstück sind. Aber selbst diese disjecta membra einzeln betrachtet, bilden auch sie größtentheils nicht einmal, an und für sich selbst, ein Ganzes, was uns besonders an dem Mann von funfzig Jahren und der pilgernden Thörin leid thut; als zweier in Absicht der darin dargestellten Begebenheiten, Charaktere, Ansichten und Schönheiten der Diction, ungemein anziehenden Erzählungen, die gerade da, wo sie das Interesse des Lesers aufs Höchste spannen, — abgebrochen sind. Auch die herrliche Klarheit und Objectivität der Göthe'schen Darstellungskunst vermißt man in diesem durchaus fragmentarischen Werke häufig, und findet dagegen viel mystischen Nebel, in den der Verfasser überhaupt, seit der Erscheinung seiner neuen Bearbeitung des Faust, bei dem Meisten, was er seitdem als Dichter und Gelehrter geschrieben, sich zu verhüllen liebt. Die Charaktere, sowohl der Haupthandlung als der zahlreichen Episoden, sind bis auf die, in den eben erwähnten beiden Erzählungen, ohne alle bedeuten-

de Eigenthümlichkeit; völlig nichtig aber ist der des Helden selbst. Unter all den zahlreichen Wanderern, mit denen er zusammentrifft, ist er gerade weit der Unbedeutendste; und man begreift nicht, wie sein Name allein auf das Titelblatt gekommen ist, das eben so gut Jarno's, Hilarien's, Lenardo's oder des Barbiers Wanderjahre überschrieben seyn könnte. Denn unser Freund Wilhelm erscheint hier noch ungleich passiver und untergeordneter als in den Lehrjahren, wo er doch wenigstens noch Gesinnungen entwickelt, von denen hier aber auch nicht einmal die Rede mehr ist. Ohne Ziel und Plan wandert er, auf Nataliens Gebot, zwecklos in die Welt hinein, unaufhörlich wie eine Ordonnanz von einem Orte zum andern geschickt, um Commissionen für Andere auszurichten; besucht selbst Mignon's Heimath nicht aus eignem Antrieb, sondern lediglich in Herfiliens Auftrag, und geräth sogar zum wandernden Bande, bei welchem sich seine ältern Freunde, der Abbé, Jarno, Friedrich, und sogar Lothario (von denen jedoch nichts weiter als bloß ihr Antheil am Bande erwähnt wird!) nur durch — Zufall, indem er, von Ohngefähr, in demselben Wirthshause, wo sich das Band versammelt hat, einkehrt. Ob er nun endlich selbst als Mitglied und (was wir zu erfahren besonders begierig sind, denn kaum wüßten wir ihn dieser Anstalt, zumal bei Nataliens Gebot, nur drei Tage an einem Ort zu verweilen, zu Etwas Anderm, als einen Botenläufer zu empfehlen) zu welcher Thätigkeit, welchem Wirkungskreise bestimmt, von dem wandernden Bande aufgenommen wird? — hat uns

in diesem ersten Theile der Verfasser noch nicht gesagt.

Was nun aber die Idee dieses wandernden Bandes selbst betrifft, mit welcher die der pädagogischen Provinz zusammenhängt, so können wir beide, als die Grundideen und Hauptmotive eines Romans, die sie hier doch offenbar bilden, aus mehr als Einem Grunde keineswegs billigen. Zuerst darum nicht, weil ein Roman, als solcher, ein poetisches, aber kein didaktisches Werk seyn soll; denn die Hauptsache aller Dichtkunst ist die dichterische Fiction.

Hierüber hat sich Jean Paul Richter in seiner Vorschule der Aesthetik (oder vielmehr Poetik) vortrefflich also erklärt: „Das Unentbehrlichste am Roman ist das Romantische, in welche Form er auch sonst geschlagen oder gegossen werde. Die Stylistiker forderten aber bisher vom Romane statt des romantischen Geistes, vielmehr den Exorcismus desselben; der Roman sollte dem wenigen Romantischen, das etwa noch in der Wirklichkeit glimmt, steuern und wehren. Ihr Roman, als ein unversificirtes Lehrgedicht, wurde ein dickeres Taschenbuch für Theologen, für Philosophen, für Hausmütter. Der Geist wurde eine angenehme Einkleidung des Leibes. Wie die Schüler sonst in den Schul-Dramen der Jesuiten sich in Verba und deren Flexionen, in Vokative, Dative u. s. w. verkappten und sie darstellten: so stellten Menschencharaktere Paragraphen, Nutzanwendungen und exegetische Winke, Worte zu ihrer Zeit, heterodoxe Nebenstunden vor; der Poet gab den Lesern, wie Base-

dow den Kindern, gebackene Buchstaben zu essen. Allerdings lehrt und lehre die Poesie, und also auch der Roman, aber nur: wie die Blume durch ihr blühendes Schließen und Oeffnen und selber durch ihr Duften, das Wetter und die Zeiten des Tages wahrsagt, hingegen nie werde ihr zartes Gewächs zum hölzernen Kanzel- und Lehrstuhl gefället, gezimmert und verschränkt; die Holzfassung und wer darin steht, ersetzen nicht den lebendigen Frühlingsduft. — Im Dichter spricht bloß die Menschheit nur die Menschheit an, aber nicht dieser Mensch jenen Menschen." —

So fühlten, richtig, auch die Alten, deren Poesie und Kunst überhaupt, in eben dem Grade sinnlicher und objectiver war, als die unsrige gelehrter und subjectiver ist, und keinem Dichter des klassischen Alterthums ist es jemals eingefallen, ein metaphysisches Drama oder Epos zu dichten, wie Göthe in seinem Faust, seinen Wahlverwandtschaften, und jetzt wieder in diesen Wanderjahren, geschrieben hat, die jedoch als dichterisches Kunstwerk tief unter den Wahlverwandtschaften stehen, weil diese, doch wenigstens auch von den darin eingekleideten metaphysischen Ideen unabhängig, einen in sich verbundenen Roman bilden, was bei diesem poetischen Conglomerat der Fall nicht ist. Die didaktische Tendenz der Wahlverwandtschaften ist naturphilosophischer, die der Wanderjahre philanthropisch-pädagogischer Art. Aber auch diese Ideen nun, zweitens, an und für sich betrachtet, so erscheinen sie bei genauer Prüfung ihres eigentlichen, von allem Phrasenschmuck blendender und

tiefsinnig lautender Worte, in die sie eingewickelt sind, entkleideten Gehalts, weder neu noch eben sehr erheblich, dagegen recht oft: ohne allen Sinn.

Von dem wandernden Bande haben wir schon bemerkt, daß die Apologie der Thätigkeit wandernder Menschenklassen (in Lenardo's Rede) höchst einseitig, schief, und übertrieben ist, indem die darin völlig unberücksichtigt gebliebene der nicht Wandernden, mindestens eben so hoch in Anschlag gebracht werden muß. Beide Arten der menschlichen Thätigkeiten aber existiren ja schon vom Anbeginn des Menschengeschlechts an, in einem „allgemeinen Weltbunde," in dem nicht bloß dieß wandernde Band, sondern Jeder, der nicht ein absoluter Faulenzer ist, begriffen ist, und bedarf es also weder zu der einen noch der andern menschlichen Thätigkeit erst noch eines solchen besondern Bandes, um etwas mehr und Besseres in der Welt zu bewirken, als alle wandernde Künstler, Gelehrte, Kaufleute, marschirende Soldaten, Seefahrer, Missionarien u. s. w., auch ohne dasselbe darin zu bewirken, eben so gut vermögen und auch von jeher darin bewirkt haben; denn von einem bestimmten gemeinsamen Ziel des Wirkens (wie z. B. dem der Jesuiten u. a. Orden und Bünde) ist bei diesem Bande nicht die Rede, da vielmehr ausdrücklich gesagt wird, daß ein „jedes Mitglied desselben nur in seiner Maaße und nach seinen eigenen Zwecken" wirksam seyn, also, ganz wie es auch sonst eben zu geschehen pflegt, der Schneider schneidern, der Schuster schustern soll u. s. w.

Die allen Mitgliedern gemeinschaftlichen Grund-

sätze („wenn wir," sagt Lenardo gar naiv, „überhaupt Grundsätze haben!") betreffen bloß die religiöse und politische Toleranz des Bandes, durch welche vollends jede besondere Bedeutsamkeit desselben aufgehoben wird. Mit der Thätigkeit dieser Wanderer aber sieht es nun überdem zur Zeit noch gar mißlich aus; denn wir erfahren nur, daß sie (gleich den Freimaurern) es sich an einer gut besetzten Tafel, beim Wein und Gesang, wohl seyn lassen, und ihre Vorsteher recht schönklingende Reden zu halten wissen; aber was sie nun eigentlich thun, wirken und nützen, davon steht bis jetzt noch nichts geschrieben.

Die Idee dieses wandernden Bandes hängt übrigens mit den Lehrjahren Wilhelm Meister's insofern allerdings zusammen, als sie dort schon im Anfang des siebenten Kapitels des letzten Buches, von Jarno ausgesprochen wird. „Man darf," sagt er daselbst zu Wilhelm, „nur ein wenig mit den Welthändeln bekannt seyn, um zu bemerken, daß uns große Veränderungen bevorstehen, und daß die Besitzthümer beinahe nirgends mehr recht sicher sind. Die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang sorglos seyn könne. Es ist gegenwärtig nichts weniger als räthlich, nur einen Ort zu besitzen, nur einem Plane sein Geld anzuvertrauen, und es ist wieder schwer, an vielen Orten Aufsicht darüber zu führen; wir haben uns deßwegen etwas Anderes ausgedacht. Aus unserm alten Thurm soll eine Societät ausgehen, die sich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir assecuriren uns unter einander unsere Existenz, auf den einzigen Fall,

daß eine Staatsrevolution den Einen oder den Andern von seinen Besitzthümern völlig vertreibe. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhältnisse zu benutzen, die sich unser Freund bei seinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehen, und Sie sollen die Wahl haben, wenn Sie sich an uns anschließen wollen, ob Sie Lothario in Deutschland beistehen, oder mit mir gehen wollen." Aber aus eben dieser Stelle (die mit unverkennbarer Beziehung auf die damaligen Folgen der französischen Revolution in Deutschland geschrieben ist) geht klar hervor, daß dieses Unternehmen bloß zu finanziellen Zwecken ausgeführt werden sollte. Auch stehen dort Jarno, Lothario und der Abbé an der Spitze desselben; hier aber ist ein aus den Lehrjahren völlig unbekannter Lenardo die Seele des Ganzen, indeß Jarno, statt nach Amerika zu gehen, erst als ein Menschenhassender Eremit, so tief in „wüste unwirthbare Gebirge" flieht, „daß ihn Niemand aufzufinden im Stande seyn soll," hierauf aber doch wieder bei dem Jubel des Bergfestes in der pädagogischen Provinz und dann erst mit Einemmale wieder beim geselligen Bande erscheint; und endlich wird Wilhelm dort ausdrücklich zur Theilnahme an diesem Verein aufgefordert, zu welchem er hier nur durch Zufall geräth, und zwar so, daß ihn diese Verbindung, als eine ihm ganz fremde, von der noch nie die Rede gewesen, erscheint. Denn auf jenen Zusammenhang mit der angeführten Stelle der Lehrjahre, hat der Dichter hier nicht einmal hingewiesen. Ja er spricht sogar, wie wir bereits angeführt haben, S. 331, von einer schon

frühern „Zusammenkunft Wilhelm's mit Lotario und dem Abbé," bei der aber von einem wandernden Bande keine Rede ist, und von welcher er überhaupt weiter Nichts, als daß sie „stattgefunden," erzählt, weil „leider auch hier, wie bei so vielen andern Blättern, das Datum vernachlässigt sei."

Was die pädagogische Provinz anbelangt, so ist durch die Einflechtung dieser Idee die ganze Textur des Romans der Lehr- und Wanderjahre zugleich, vollends auseinander gefallen; denn der Verf. hat dadurch den Gang der Handlung, der sich bis dahin nicht nur in der Sphäre des wirklichen Lebens, sondern (wie die eben angeführte, auf die französische Revolution bezügliche, Rede Jarno's, mehrere Anspielungen auf unsere deutsche Litteratur u. a. Merkmale in den Lehrjahren deutlich zeigen) auf einem bestimmten historischen Hintergrunde und Boden sich bewegt, mit Einemmale in ein völlig fabelhaftes, blos von der Phantasie fingirtes Gebiet, das er selbst ein pädagogisches Utopien nennt, hinüber gespielt. Ein Sprung ähnlicher Art, ist die Reise nach Eldorado, in Voltaire's Candide (der noch dazu, wie ausdrücklich erzählt wird, in Westphalen zu Hause seyn soll); allein ein solches ästhetisches Mittel, das Voltaire dort wahrhaft genial und mit dem glücklichsten Erfolg für eine burleske Satyre ergriff, war einem Göthe doch nicht für einen Roman, wie sein Wilhelm Meister ist, erlaubt. Aber auch die ganze Idee dieser pädagogischen Provinz ist, beim rechten Lichte besehen, wie die des wandernden Bandes, gleichfalls nur — eine hohle Nuß in einer appetitlichen Schale.

Göthe, der sich doch auf seine eigene universelle Geistesbildung, bei mehr als Einer Gelegenheit, so Manches zu Gute gethan hat, erklärt sich hier auf das Strengste gegen den pädagogischen Encyclopädismus. „In dieser Anstalt," sagt er S. 78 und 79, „hat man in der Ueberzeugung, daß nur ein Einziges in vollständiger Umgebung getrieben, gelehrt und überliefert werden könne, mit Recht die sämmtlichen Thätigkeiten, wie in der Ausübung, so auch im Unterricht, gesondert. Was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen; und wie wäre das möglich, wenn sein Selbst nicht ganz davon durchdrungen ist? Eine vielseitige Bildung kann sehr vortheilhaft seyn, aber Alles zu seiner Zeit. Jetzt (?) ist die Zeit der Einseitigkeiten. Wohl dem, der es begreift und für sich und Andere in diesem Sinne wirkt." Dieser Grundsatz aber ist doch augenfällig nur auf die handwerksmäßige Thätigkeit des Menschen anwendbar. Denn hier wird allerdings die Intension fast immer unter der Extension, oder die Tiefe durch die Breite, gleich einem Strom, der in eben der Maße flacher wird, in der er sein Bette erweitert, leiden müssen, und ein solcher Arbeiter mithin Gefahr laufen, statt Viel nur Vielerlei zu leisten; auch hat es einen eigentlichen Tausendkünstler bekanntlich noch nie auf Erden gegeben. Gilt es also bloß die Bildung des Handwerkers, so hat Jarno allerdings Recht, wenn er sagt: „Sich auf ein Handwerk beschränken, ist das Beste." Wenn aber von menschlicher Geistesthätigkeit die Rede ist, so versteht es sich doch wohl von selbst, daß jeder Schulmann, und beson-

besonders jeder akademischer Lehrer das höchste Lob verdient, der seinen Schülern unablässig empfiehlt (was freilich auf unsern Universitäten leider nur selten zu geschehen pflegt), jedwede specielle Thätigkeit ihres Geistes, als Religionslehrer, Philolog, Pädagog, Jurist, Arzt, Staatsmann oder Künstler, auf die allgemeine höhere, d. i. philosophische Bildung, die aller besondern überall vorangehen sollte (und weshalb der philosophischen Fakultät eigentlich auch der Vorrang über alle andere auf unsern Universitäten gebührte), zu gründen. Denn nur der Mensch, der das Leben und die Wissenschaft, die Natur und Kunst, in ihrem ganzen Zusammenhange, in sich und zu einander, aufzufassen weiß, ist vermögend, den einzelnen Standpunkt vollkommen zu kennen, den er sich in der einen oder der andern zu seinem geistigen Wirkungskreise gewählt hat; so wie man den Ort, an dem man lebt, immer besser kennen lernt, je mehr man sich auch außer ihm in der Welt orientirt. Daß wir damit nicht Vielwisser und Universalgenies heranzubilden begehren, leuchtet von selbst ein; denn wir reden hier nicht von dem bloß sinn- und ideenlos zusammengehäuften Sachwissen der erstern, sondern vom philosophischen Encyklopädismus der menschlichen Bildung; und was die Universalgenies betrifft, so sind sie wie die Universalmedizinen und Universalmonarchieen, überall ein Unding. Uebrigens aber ist auch diese Idee von der Absonderung der verschiedenen Thätigkeiten nichts weniger als etwas Neues, indem wir sie vielmehr täglich vor unsern Augen in der Wirklichkeit, nur in weit größern Verhältnissen, ausgeführt sehen. Denn in allen

Staaten sind ja besondere Bildungsinstitute für den angehenden Gelehrten, Künstler, Militär, Kaufmann, Handwerker, Forstmann, Oekonomen, Bergmann u. s. w. längst vorhanden, unter denen Jeder, der von jenem Einseitigkeitsprincip bei seiner Bildung ausgeht, nach Belieben wählen kann.

Der zweite eigenthümliche Vorzug dieser pädagogischen Provinz soll der seyn, daß die Pädagogik darin en gros betrieben wird. Die Provinz ist nämlich in mehrere „Regionen" abgetheilt, deren eine, „die pferdenährende," bloß für die Pferdezucht, die andere für den Ackerbau, die dritte für den Bergbau u. s. w. bestimmt ist. Aber auch diese Idee ist nicht neu, sondern, wie jene erstere, nur eine engere und kleinlichere Zusammenrückung der längst bestehenden Einrichtungen unserer Volks- und Staatenbildung im Großen; oder hätten wir etwa noch keine Universitäten, Kunst-, Forst- und Bergakademieen, keine ökonomischen und Gewerbs-Institute, keine Militair- und Reitschulen und Bildungsanstalten jeder andern, besondern Art? Von einer höhern wissenschaftlichen Lehranstalt ist in diesem pädagogischen Utopien nicht einmal die Rede, und der ganze Lehrplan würde überhaupt bloß auf die Bildung der technischen Thätigkeit des Menschen hinaus laufen, wenn nicht für Musik, Gesang und die bildenden Künste gleichfalls besondere Regionen angegeben wären. Doch ist die dramatische Poesie und die Schauspielkunst völlig und absichtlich davon ausgeschlossen. Die hierauf bezügliche Stelle, aus der Feder eines — Göthe, ist zu merkwürdig, als daß wir es unterlassen könnten, sie unsern Lesern

ganz mitzutheilen. „Das Drama," erklärt Wilhelmen einer der Aufseher, „setzt eine müßige Menge (?) vielleicht gar einen Pöbel (??) voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seid jedoch gewiß, daß bei unserer allgemein (?) wirkenden Anstalt auch ein so wichtiger Punkt wohl (?) überlegt worden; keine Region aber wollte sich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unsern Zöglingen sollte sich leicht entschließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerze ein unwahres, (?) dem Augenblick nicht angehöriges, (?) Gefühl in der Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien (?) fanden wir durchaus (!) gefährlich, und konnten sie mit unserm ernsten Zweck nicht vereinen. Die Schauspielkunst bedient sich der übrigen Künste, aber verdirbt sie. Ich verdenke dem Schauspieler nicht, wenn er sich zu dem Mahler gesellt; der Mahler jedoch ist in solcher Gesellschaft verloren. Gewissenlos wird der Schauspieler, (doch wohl nicht der Künstler, sondern nur der Comödiant?) was ihm Kunst und Leben darbietet, zu seinen flüchtigen (?) Zwecken verbrauchen, und mit nicht geringem Gewinn; der Mahler hingegen, der vom Theater auch wieder seinen Vortheil ziehen möchte, wird sich immer im Nachtheil finden, und der Musikus in gleichem (!) Falle seyn. Die sämmtlichen Künste kommen mir vor wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirthschaft geneigt wären, eins aber leicht gesinnt, Hab und Gut der ganzen Familie sich zuzueig-

nen und zu verzehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Falle; es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch Handwerk, noch als Liebhaberei verläugnen kann." — Dieses Verdammungsurtheil über die dramatische Poesie und Kunst ist so augenfällig, weder in moralischer, noch in ästhetischer, noch endlich auch in historischer Hinsicht begründet, daß wir uns in der That nicht genug darüber verwundern können, wie der Ausspruder desselben noch die Dreistigkeit haben mag, es ein wohlüberlegtes zu nennen. Welcher wahrhafte dramatische Dichter und Künstler hat wohl bei der Hervorbringung seines Kunstwerkes — den Pöbel im Auge, der sich freilich leider auch im Theater, so gut (oder vielmehr so schlecht) wie in der Kirche, einzufinden pflegt, aber doch offenbar, ohne von beiden deshalb vorausgesetzt zu werden. Ferner beruht das Wesen jener Künste doch wohl auf etwas unendlich Höherem, als dem bloßen Zweck, einer müßigen Menge zu gefallen, und der Gaukelei eines bloß erheuchelten Gefühls, in welchem Sinne denn freilich alle schöne Kunst, und zumal auch die Mahlerei, nichts anders als eine schöne Lüge seyn würde. Die Wirkung der Schauspielkunst aber ist doch wohl so gut wie jede andere, jedem Augenblick angehörig, in dem sie eben auf unsere Anschauung wirkt? Denn alle Kunst schafft sich ja den ihr gehörigen Moment selbst, bringt ihn, eben durch die Kunstanschauung, erst hervor.

Auch die Besichtigung einer Gemähldegallerie, wie das Anhören eines Conzerts, mag der Gemüthsstim-

mung, in der sich ein Beschauer und Zuhörer gerade befindet, freilich manchmal nicht zusagen. Aber dann gehe er nicht hinein, oder klage wenigstens die Kunst dieser Schuld nicht an. Daß die dramatische Kunst alle andern verderben soll, ist eben so falsch. Vielmehr durchdringen sie sich in ihr gegenseitig, und jede zu ihrem Vortheil; ja, ist es doch leider nur eben die Schauspielkunst, zumal in unserer Zeit, die wir so oft unter dem Einfluß anderer Künste, z. B. des Musikers (in der Oper), des Theatermahlers und Costümiers in den Decorationen und Costümen, sehr wesentlich leiden sehen. Wo soll aber der Theatermahler ein Feld für seine Kunst finden, wenn nicht eben auf der Bühne? Doch der Verf. scheint gerade die Theatermahlerei für eine solche Ausartung der Mahlerkunst zu halten, die das Theater herbeigeführt habe. Aber dies auch zugegeben, was sich doch nimmermehr zugeben läßt: findet denn nicht auch der Historienmahler, im Studium des Schauspiels, am Gebehrdenspiel wie an den Stellungen und Gruppen guter Schauspieler, die fruchtbarste Quelle für das seiner eignen Kunst, und ist nicht die Mimik vielmehr der eigentliche wahre und lebendige Prototyp aller bildenden Kunst? Wenn aber der Verf. nun gar auch behauptet, daß der Musiker durch das Theater in Nachtheil gestellt werde, so springt es ja in die Augen, daß er der Oper sammt ihrer Gluck's, Mozarte, Salieri's, Cherubini's, Spontini's, Weber's u. s. w., so wie überhaupt der Verbindung des Gesangs mit der Instrumentalmusik, die doch einen Hauptgegenstand

des Unterrichts in seiner pädagogischen Provinz bildet,*) gar nicht gedacht hat. Endlich aber weise der Verf. doch aus der Geschichte der Kunst, uns nur eine Zeit oder ein Volk, sei es des Alterthums oder des neuern Europa's, nach, wo die Poesie, Musik und bildende Kunst durch ein gutes Theater gelitten hätte! Er wird im Gegentheil, wenn er die allgemeine Kunstgeschichte auch nur flüchtig durchlaufen will, nur zu oft den höchst wesentlichen Vortheil, den alle diese Künste, so wie das sittliche und geistige Leben des Menschen überhaupt, vom Schauspiel gezogen haben (und in noch weit höherem Grade gewinnen würden, wenn nur die Staaten sich der Theater besser annehmen wollten!), in unausweichbarer, lebendigster Ueberzeugung anerkennen müssen. Und dieser Kunst spricht er schlechthin und ausdrücklich jeden ernsten Zweck ab! — Ein solches schiefes, einseitiges, oberflächliches und unreifes, das eigentliche Wesen nicht blos der dramatischen, sondern der schönen Kunst überhaupt, völlig verkennendes Urtheil, muß nun uns Deutsche um so mehr in Erstaunen setzen, als es gerade von Göthe, einem der größten dramatischen Dichter und Bühnen-Führer unserer Nation selbst, und noch dazu in seiner Fortsetzung von

*) „Der Gesang und die Musik," läßt der Verf. u. a. einen der Aufseher sagen, „ist bei uns die erste Stufe, das eigentliche Element der Bildung, alles Andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt."

Wilhelm Meister's Lehrjahren, deren Inhalt sich so vorzugsweise auf die dramatische Kunst bezieht, ausgesprochen worden ist. Unmöglich konnte er es niederschreiben, ohne dies selbst zu fühlen. Aber was er deshalb geäußert hat, macht uns um Nichts klüger.

„Mag doch," sagt er S. 326, „der Redakteur (sic!) dieser Bogen hier selbst gestehen: daß er mit einigem Unwillen diese wunderliche Stelle, durchgehen läßt; hat er nicht auch in vielfachem Sinne mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet? Und könnte man ihn wohl überzeugen, daß dieß ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtlose Bemühung gewesen? Doch wir finden keine Zeit, solchen Erinnerungen und Nachgefühlen unwillig hinzuhängen." Er empfindet also selbst einigen Unwillen über diese Stelle, deren Wahrheit er selber zu bezweifeln scheint; und doch bekennt er, mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet zu haben!

Nun, welcher Leser wird nicht mit uns bedauern, daß der Verfasser — nicht Zeit gehabt hat, der Verpflichtung gegen seine Leser, hinsichtlich der Aufklärung eines solchen Widerspruchs, „hinzuhängen!" Sein Wilhelm Meister ist hier consequenter in der Inconsequenz. Ganz wie es in dem wächsernen Charakter dieses wirklich über alle Maße leidenden Helden liegt, läßt er sich auch hier augenblicklich von seiner bisherigen Ansicht zur entgegengesetzten bekehren. Ja er „segnet" sogar „die frommen Männer, welche ihren Zöglingen solche Pein, als er selbst auf den Brettern gelitten, zu ersparen gewußt; aus Ueberzeugung und Grundsatz jene Gefahren aus ihrem Kreise gebannt."

Aber mit diesem Ersparen jener Pein und Gefahren ist es, um den Nonsense des Ganzen vollkommen zu machen, den Vorstehern der pädagogischen Provinz, wie Wilhelm gleich auf seine Segnung zu seinem Verdruß erfährt, doch wieder keineswegs Ernst; sondern sie geben vielmehr diesen Gefahren jeden ihrer Zöglinge, der entschiedene Neigung und Talente für die Bühne äußert, unbedenklich, und zwar auf die mißlichste Weise, preis, indem sie ihn, sich selbst überlassend, an auswärtige Theater schicken; so daß man um so weniger begreift, wie diese weisen Philanthropen denn also nicht lieber selbst, ein verständig geleitetes, kunstwissenschaftliches Institut dieser Art, in ihre Anstalt mit aufgenommen, zumal da sie keinen Pöbel in ihr dulden, („denn solches Gelichter," heißt es, „wird gleich über die Gränze gebracht)," und eine gebildete Bühne in dieser Provinz also den großen Vortheil hätte, vom Einfluß dieser Klasse von Zuschauern, völlig frei zu seyn. „Da es unser höchster und heiligster Grundsatz ist," fährt der Aufseher fort, „keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter so großer Anzahl sich eine mimische Naturgabe auch wohl entschieden hervorthue; diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachäffens (was würde wohl Engel zu einer solchen Definition der Mimik gesagt haben?) fremder Charaktere, Gestalten, Bewegung, Sprache. Dieß fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau; und bleibt er seiner Natur durchaus getreu, so haben wir uns mit großen Theatern aller (!) Nationen in Verbindung gesetzt, und senden einen be-

währt Fähigen sogleich (?) dorthin, damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem künftigen Lebensgewackel und Geschnatter eiligst entgegen geleitet werde.“ Mit dem belobten Grundsatz: kein Talent zu mißleiten, sieht es also, in diesem Punkte wenigstens, in dem pädagogischen Utopien noch sehr zweifelhaft aus. Die verächtlichen, doch wohl nur auf eigentliche Comödianten anwendbaren, Ausdrücke am Schlusse dieser Tirade, zeigen aber vollends, daß der Verfasser von der Schauspielkunst, hier nur die niedrigste Ansicht, die man von der Kunst überhaupt fassen kann, nämlich blos die, welche sich auf die Pfuscherei und den Mißbrauch derselben gründet, aufgestellt hat, und ein solches völlig unästhetisches Urtheil über die dramatische Kunst von einem — Göthe, der noch kürzlich erst (im Cotta'schen Morgenblatt) das Theater für „eine der schönsten Nationalthätigkeiten“ öffentlich erklärte, *) hier ausgesprochen zu finden, läßt sich in Wahrheit gar nicht begreifen, wenn man es nicht als den Ausdruck der Erbitterung, die Göthe freilich bei der, durch den

*) S. Göthe's Aufsatz über das deutsche Theater, im Morgenblatt 1815, Nr. 85: „Zu einer Zeit“ heißt es daselbst, „wo das deutsche Theater als eine der schönsten Nationalthätigkeiten, aus trauriger Beschränkung und Verkümmernng wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, beeifern sich wohldenkende Directoren, nicht allein einer einzelnen Anstalt im Stillen ernstlich vorzustehen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen in's Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler Direction und Publicum werden sich immer mehr unter einander verständigen“ u. s. w.

Hund des Aubry veranlaßten *) Niederlegung seiner vieljährigen Theaterleitung, über seine eigene Erfahrung jenes Mißbrauchs empfunden haben mag, annehmen will; so wie Müllner, aus ähnlichen Motiven des Unmuths, nicht aber aus Gründen der Theorie, die Oper bekanntlich ein Rührey von Kunst und Unsinn gescholten hat. Aber der mögliche Mißbrauch einer Kunst, darf doch wohl auf das Urtheil des Theoretikers über die Kunst selbst, keinen Einfluß haben; und wer wollte die Mahlerei oder Poesie deshalb tadeln, weil es auch in ihr, wie in allen Künsten, der Sudler und Stümper zu Haufen giebt? — Ueber die Nachtheile, die das Theater in sittlicher Hinsicht haben kann, ist übrigens längst schon und in allen Litteraturen so viel geschrieben worden, daß man füglich eine eigne Bibliothek damit anfüllen könnte. Haben unsre deutschen Litteratoren doch sogar eine besondere Schrift über die Frage: „ob ein Schauspieler seelig werden kann," aufzuweisen! Aber allen solchen Ansichten von der Schauspielkunst liegt kein reines Kunsturtheil, sondern nur die Bemerkung ihrer schädlichen Seiten zum Grunde; und was in der Welt hat nicht eine solche? Hat doch selbst die Religion zu allen Zeiten und unter allen Völkern auch schädlich gewirkt; und was hat namentlich der Menschheit mehr Schaden gebracht, als das Christenthum? Sollen wir aber darum aufhören Christen zu seyn? Des Staates Sache ist es, den Uebeln, die das Schauspiel im Staate hervorbringen kann, vorzubeugen, aber ohne

*) S. den Anhang Nr. 2.

die Procedur jener Wilden, die, um zu den Früchten zu gelangen, gleich den ganzen Baum fällen. Die wesentlichen Vortheile, die dagegen auch die Schauspielkunst wieder, vermöge der demagogischen Gewalt ihres Wesens, so gut, und vielleicht noch wirksamer, wie die Kanzel und der Lehrstuhl, für den Staat hat, wenn er sie nur benutzen will, gehen aus der Geschichte, besonders des griechischen Alterthums, unwidersprechlich hervor, und sind in neueren Zeiten von den einsichtigsten Kunst- und Staatskundigen auf das Ueberzeugendste auseinandergesetzt worden. Schon der in seinen Ansichten von der dramaturgischen Kunst doch gewiß noch sehr von Vorurtheilen beschränkte Sulzer sagte in seiner Theorie der schönen Künste: „Das Schauspiel ist die höchste Erfindung der Kunst, und kann von allen Mitteln, die Gemüther der Menschen zu erhöhen, das vollkommenste werden!“ und einer der scharfsinnigsten unsrer jetzt lebenden Rechtsgelehrten, Herr Doctor Grattenauer zu Breslau, hat eine eigne sehr beherzigungswerthe Schrift: „Ueber die Pflicht der Regierungen für Schauspiele“ (Breslau 1808, bei Korn) herausgegeben. Eben so trefflich und treffend als dieser Schriftsteller, hat sich der Graf Soden im 3ten Bande seines geistvollen Werks über die Nationalökonomie (Seite 221 – 228) über das wahre und richtige Verhältniß des Theaters zu den übrigen National-Instituten, und die Wichtigkeit der Beziehungen des Schauspiels zum Staate, erklärt. Frau von Staël sagt in ihrer Schrift de l'Allemagne gleich im Eingang des Kapitels de l'art dramatique, eben so wahr als schön: „Le théâtre

exerce beaucoup d'empire sur les hommes: une tragédie qui éléve l'ame, une comédie qui peint les moeurs et les caractères, agît sur l'esprit d'une peuple près que comme un évenement réel.“ Und mit dem ganzen Reize wahrhafter Redekunst hat A. W. v. Schlegel sich über diesen Gegenstand in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur, in folgender Stelle ausgesprochen: „Das Theater, wo der Zauber mehrerer Künste vereinigt wirken kann, wo die erhabenste und tiefsinnigste Poesie, die Schauspielkunst zur Dolmetscherin hat, welche zugleich Beredtsamkeit und beweglich.3 Gemälde ist, während die Architektur eine glänzende Einfassung und ihre perspectivischen Täuschungen herleiht, und auch die Musik zu Hülfe gerufen wird, um die Gemüther zu stimmen, oder die schon ergriffenen durch ihre Anklänge noch mächtiger zu treffen; das Theater endlich, wo die gesammte gesellige und künstlerische Bildung, welche eine Nation besitzt, die Frucht von Jahrhunderte lang fortgehenden Bestrebungen, in wenigen Stunden zur Erscheinung gebracht werden kann, das Theater, sage ich, hat einen ganz außerordentlichen Reitz für alle Alter, Geschlechter und Stände, und war immer die Lieblingsergötzung geistreicher Völker. Hier sieht der Fürst, der Staatsmann und Heerführer die großen Weltbegebenheiten der Vorzeit, denen ähnlich, in welchen er selbst mitwirken konnte, nach ihren innern Triebfedern und Beziehungen entfaltet; der Denker findet Anlaß zu den tiefsten Betrachtungen über die Natur und Bestimmung des Menschen; der Künstler folgt mit lau-

schendem Blicke den vorüberfliehenden Gruppen, die er seiner Phantasie, als Keime künftiger Gemälde, einprägt; die empfängliche Jugend öffnet ihr Herz jedem erhebenden Gefühl; das Alter verjüngt sich durch Erinnerung; die Kindheit selbst sitzt mit ahnungsvoller Erwartung vor dem bunten Vorhange, der rauschend aufrollen soll, um noch unbekannte Wunderdinge zu enthüllen. Alle finden Erholung und Aufheiterung, und werden auf eine Zeitlang der Sorgen und des täglichen Drucks ihrer Lebensweise enthoben.“ Wie viel gedachter ist diese Ansicht vom Theater, als jene Göthesche; und was läßt sich dagegen sagen, als daß es allein die Schuld der Regierungen (in Staaten und pädagogischen Provinzen!) ist, wenn unsre Bühnen nicht sind, was sie hiernach seyn könnten und sollten. Aber selbst der unsterbliche Stifter der Reformation ist, was die Vorsteher der pädagogischen Provinz ganz besonders interessiren wird zu vernehmen, keiner andern Meinung in Ansehung des Schauspiels gewesen. Denn der Doctor Johannes Cellarius fragte einmal Doctor M. Luther'n um Rath: „Es wäre ein Schulmeister in Schlesien, nicht ungelehrt, der hätte ihm vorgenommen, eine Komödie des Terenz agiren und spielen zu lassen; Viele aber ärgerten sich daran, gleich als gebührte einem Christenmenschen nicht solch Spielwerk aus heidnischen Poeten u. s. w. Was er, D. Luther, denn nun davon hielte?“ Und da sprach er: „Dergleichen zu spielen, soll man, um der Knaben in der Schule willen, nicht wehren, sondern gestatten und zulassen. Erstlich, daß sie sich üben in der lateinischen Sprache.

Zum andern, daß in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemahlet und vorgestellet werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet, und ein jeglicher seines Amts und Standes erinnert und vermahnet werde, was einem Knecht, Herrn, jungen Gesellen und Alten gebühre, wohl anstehe, und was er thun soll; ja, es wird darin vorgehalten und vor die Augen gestellt aller Dignitäten Grad, Aemter und Gebühr, wie sich ein jeglicher in seinem Stande halten soll im äußerlichen Wandel, wie in einem Spiegel. Zudem werden beschrieben und angezeigt darin die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge; desgleichen was der Eltern und jungen Knaben Amt sei, wie jene ihre Kinder und junge Leute zum vernünftigen Ehestande erziehen und anhalten sollen, wenn es Zeit mit ihnen ist, und wie die Kinder den Eltern gehorsam seyn und freien sollen u. s. w. Solches wird in Komödien vorgehalten, welches denn sehr nütze und wohl zu wissen ist; darum ist kein Grund, daß sie verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte mögen dergleichen Stücke lesen und spielen. Komödien gefallen mir sehr wohl bei den Römern, welcher fürnehmste Meinung und endliche Ursache ist gewesen, daß sie damit, als mit einem Gemählde und lebendigen Exempel, zum Guten locken und vom Bösen abziehen wollten."

Wer möchte also jetzt, im Jahre 1822, noch läugnen wollen, daß das Theater in einem nicht minder wichtigen Verhältniß zum Staate steht, als die Kirche, die Universitäten, Schulen und jede andere öffentliche Bildungsanstalt überhaupt? Liegt es doch

am Tage, daß es den Einfluß, den es durch das Vorrecht: auf eine versammelte Menge wirken zu dürfen, behauptet, nicht selten in einem noch höhern Grade, als das Prediger- und Lehramt in Wirksamkeit zu setzen vermag. Es ist daher in der Schauspielkunst nicht einmal blos um die Kunst und den guten Geschmack zu thun. Denn wie die Bühne in ihrer Veredlung durch die Sorgfalt des Staates von den herrlichsten fruchtbarsten Wirkungen auf die allgemeine Nationalkultur ist, so kann sie dagegen auch in ihrer Verwahrlosung von Seiten der Regierungen allerdings dergestalt ausarten, daß sie zu der gemeinsten und geistlosesten, mithin verderblichsten, Zeittödtung herabsinkt, indem sie dem Wohlgefallen am Schlechten, das dann bald mit zügelloser Frechheit losbricht, alle Pforten öffnet. Diese demagogische Gewalt der Schauspielkunst im Guten und Bösen, die schon oft den Wunsch, selbst einsichtsvoller Staatsmänner, erregt hat, daß das Theater eben deshalb, und insbesondere in Rücksicht auf Deutschland und die gegenwärtige Zeit, in der sie zur Erhebung und Erhaltung deutschen Volkssinnes, in jedem einzelnen Staate unseres Vaterlandes, wie im Ganzen, so erfolgreich benutzt werden könnte,*)

*) Wie beklagenswerth mußte es nicht für jeden redlichen Freund der Kunst und des Vaterlandes seyn, daß die großen, Deutschem Gedächtniß ewig denkwürdigen Ereignisse unserer jüngsten vaterländischen Geschichte, die allgemeine herrliche Begeisterung der Deutschen in den Jahren 1812—1815, die erhabenen Gestalten, welche die erste Hälfte des verflossenen Jahrzehnds über die Bühne der Welt schreiten sah, in einer Zeit, wo doch

wieder zu einer Nationalangelegenheit, wie im Alterthum, erhoben werden möchte, hat nun freilich von jeher auch die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf das Schauspiel gerichtet und durch mancherlei Anstal-

ten

sonst Alles zur Erweckung und Belebung deutscher Volkskraft versucht ward, nicht auch von den dramatischen Dichtern unserer Nation, als ein so würdiger, reichhaltiger und dankbarer Stoff, für „die Bretter, welche die Welt bedeuten" benutzt worden sind. Gerade diese Zeit, die thatenschwerste vielleicht in der ganzen Geschichte unseres Vaterlandes, gerade dieser Gegenstand, die Befreiung Deutschlands und Europa's vom Despotismus Napoleon's, verdiente vor Allem von der Bühne unseres Volks würdig gefeiert zu werden! Aber gerade von unsern sogenannten National-Theatern geschah für die Feier dieses großen Moments Nichts, als die Aufführung des Gähnen erregenden Erwachen des Epimenides, und einiger trivialen Possen von Kotzebue (keine Dramen, sondern Tramae, scil. putridae), wie die Rückkehr der Freiwilligen u. s. w., worin sich die handelnden Personen über die heimkehrenden deutschen „Krüppel" — lustig machen! In dieser Beziehung erfüllte sich denn damals fürwahr buchstäblich Schiller's mahnendes Wort:

„Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht!"

Um so schmerzlicher aber zu beklagen war es nur, daß gerade Er, der dies gesprochen, diesen Moment des Jahrhunderts, dessen „Antritt" er, in so ergreifender Klage besungen — nicht mehr erlebte! Welche Verherrlichung auf unserer vaterländischen Bühne hätte die wiedererrungene deutsche Freiheit von dem Dichter des Wilhelm Tell nicht zu hoffen gehabt?

ten hat man gesucht, jenem gefährlichen Mißbrauche vorzubeugen. Allein dieser Zweck wird, wie uns leider die tägliche Erfahrung lehrt, niemals vollständig erreicht werden, so lange jene Aufmerksamkeit blos auf das Aeußere, Polizeiliche, gerichtet ist, und die Theater in Betreff ihres Innern, des Aesthetischen, lediglich der willkürlichen Verwaltung ihrer Unternehmer und Directoren, ohne alle weitere Aufsicht des Staates, als die bloße Vorschrift unserer gewöhnlichen Censurgesetze ist, überlassen sind. *) — Den Directoren einer ganzen pädagogischen Provinz hätte es also wohl ungleich besser geziemt, über die wichtige Beziehung des Theaters zum Staate (die selbst Rousseau in so hohem Grade anerkannte, daß er behauptete: „verderbte Völker bedürfen guter Schauspiele, um wieder gut zu werden") reiflich nachzudenken, und es diesem Verhältniß gemäß, in politischer, sittlicher und ästhetischer Hinsicht, auszubilden; als es auf

*) Für Leser, denen dieser Gegenstand ein besonderes Interesse gewährt, bemerke ich, daß sie darüber mehr gesagt finden können, in meinen dramaturgischen Abhandlungen: Ueber die Pflichten der Theaterdirectionen in Betreff der Theaterrepertoire, in Herrn Professor Levezow's dramaturgischem Wochenblatt von Berlin, 1815. Nr. 20.; Ueber das Pariser Theaterwesen, in Herrn Professor Gubitz Gesellschafter, Juliheft 1819, und Ueber den Verfall der tragischen Bühne in Deutschland, in der Zeitung für die elegante Welt, 1816. Nr. 222 bis 225. Auch meine Parodie der Schiller'schen Capuzinerpredigt im Wallenstein, in eine Theaterbußpredigt, (Zeitung für die elegante Welt, 1815. Nr. 191 u. 192) bezieht sich hierauf.

ein so seichtes und nichtiges Urtheil hin, ganz aus ihrem Kreise zu verbannen; zumal da sie doch diejenigen ihrer Zöglinge, die Beruf und Neigung zur Schauspielkunst besitzen, den Gefahren des Theaters, wie es im jetzigen leidigen Zustande seiner argen Verwahrlosung von Seiten des Staates ist, auf eine so unphilanthropische, ja unbarmherzige Weise, Preis geben.

Die dritte eigenthümliche Trefflichkeit dieser pädagogischen Provinz soll auf einem neuen System der Religions- und Sittenlehre beruhen. Aber leider wird uns dieses, höchst paradoxe, System nicht mit systematischer Klarheit und Vollständigkeit, sondern auch wieder nur im Nebel Göthe'scher Mystik, bruchstücksweise, und unter manchem abermaligen geheimnißvollen Rückhalt, vorgelegt. Denn sowohl der Aufseher, zu dem Wilhelm in diesem pädagogischen Utopien zuerst gelangt, als auch die Dreie, welche „zusammen wieder den Obern vorstellen," und endlich dieser Obere selbst, behalten bei ihren Mittheilungen an Wilhelm Mehreres in petto, was auch bei der Erzählung seines zweiten Besuches in der Provinz (obschon er beim ersten auf die volle Aufklärung alles ihm noch Räthselhaften, ausdrücklich dorthin verwiesen wird), ihm und dem Leser verschwiegen bleibt. Schon diese Zerstückelung der Darstellung in zwei, an ganz verschiedenen Orten eingeschalteten Hälften, erschwert die klare Ansicht des ohnehin so fragmentarisch und verwickelt zusammengestellten paradoxen Ganzen noch um ein Bedeutendes mehr. Ueberhaupt aber haben wir es hier abermals mit einer geheimnißvol-

len Gesellschaft, wie die des wandernden Bandes, und jener maurerischen, in dem alten Thurm von Lotharios Schlosse, die wir schon aus den Lehrjahren kennen, zu thun; und der Aufseher der pädagogischen Provinz, von dem (so viel er für gut findet) Wilhelm zuerst über dieselbe belehrt wird, erklärt diesem S. 159 auch gleich im Voraus: „daß das Geheimniß sehr große Vortheile hat; denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf Alles ankommt, so denkt er — es sei Nichts dahinter.“ — Nach dieser überaus naiven Erklärung jenes Aufsehers einer pädagogischen Anstalt, müssen wir denn auch ihm, wie den Dreien und ihrem Obern, das volle Zeugniß geben, daß sie es sammt und sonders meisterhaft verstanden, gerade das, worauf es eigentlich hier ankommt, unserm Meister nicht gesagt zu haben; nur würden wir eben darum ihrer Pädagogik einen eigenen Sohn, schwerlich so leichten Sinnes, als er den seinigen, anzuvertrauen geneigt seyn. Da nun aber dem Leser unglücklicherweise doch einmal nicht zu wehren steht, nach dem, worauf das, was er liest, „ankommt“ zu fragen; so müssen wir ihn, selbst auf die Gefahr hin, daß er denken möge: „es sei Nichts dahinter,“ auch über das Moral- und Religionssystem der pädagogischen Provinz, so weit als es uns selbst gelungen ist, einen Weg in diesem Nebel zu finden, ins Klare zu setzen suchen. Hierzu halten wir uns für um so mehr verpflichtet, als schwerlich auch nur einer noch, sich in gleicher Maße, wie wir, der Mühe einer solchen Forschung unterzogen haben wird; denn sie läßt sich füglich mit der

Arbeit einer verwickelten Actenuntersuchung vergleichen, wozu der Genuß eines Romans freilich sonst eben nicht zu veranlassen pflegt.

„Eins," sagen die Dreie zu Wilhelm S. 168: „Eins bringt Niemand mit auf die Welt; und doch ist es das, worauf Alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu, ein Mensch sei. Könnt ihr es selbst finden, so sprecht es aus!" Aber unser Meister, nachdem er sich nur eine „kurze Zeit" bedacht, schüttelte (wie schon öfter in dergleichen Fällen) den Kopf. Jene, nach einem „anständigen" Zaudern, riefen: Ehrfurcht! Wilhelm stutzte, aber: „Ehrfurcht!" hieß es wiederholt. „Allen (!) fehlt sie, vielleicht Euch selbst!" — Nunmehr lassen sich die weisen Dreie (immerfort, gleich dem Chor in Schiller's Braut von Messina, zusammen sprechend) folgendergestalt vernehmen: „Der Natur," sagen sie, „ist wohl die Furcht, aber nicht die Ehrfurcht gemäß. Sich zu fürchten, ist leicht, aber beschwerlich. Ehrfurcht zu hegen, ist schwer, aber bequem. Zur Ehrfurcht entschließt sich der Mensch ungern oder vielmehr nie (!). Es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter, gehalten hat. Nun giebt es aber eine dreifache Ehrfurcht, die wir unsern Zöglingen überliefern, und die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht, nämlich die Ehrfurcht 1) vor dem, was über uns ist, vor Gott; 2) vor dem, was uns gleich

ist, vor dem Menschen; und 3) vor dem, was unter uns ist, vor der Erde. — Auf diesen drei Ehrfurchten beruhen nun auch die drei einzig ächten Religionen, nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden. Keine Religion, die sich auf Furcht gründet, wird bei uns geachtet. Die erste Religion, welche auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; denn es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ablösung von einer niedern Furcht. Alle sogenannte heidnische Religionen, wozu die israelitische gleichfalls gehört, sind von dieser Art. — Die zweite Religion, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische; denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich hinab, alles Niedere zu sich herauf ziehen; und nur in diesem Mittelzustande verdient er den Namen eines Weisen. — Die dritte Religion, die auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, beruht, nennen wir die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart. Es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen, und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniss des Heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen.“ — Wilhelm frägt nun natürlich, zu welcher von diesen Religionen

sich diese Weisen selbst bekennen? Und sie erwiedern: „zu allen dreien! denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor. Aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.“ — Wilhelm erklärt hierauf, daß ihn solches Bekenntniß nicht befremde. „Es kommt,“ sagt er, „mit Allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt; nur daß Euch dasjenige vereinigt, was Andere trennt.“ Aber die Dreie erwiedern ihm, daß dieses Bekenntniß schon von einem großen Theil der Welt, doch unbewußt, ausgesprochen werde. „Wie denn und wo?“ fragte Wilhelm. „Im Credo!“ riefen jene laut; „denn der erste Artikel ist ethnisch, und gehört allen Völkern; der zweite ist christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und im Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grade Guten und Weisen. Sollten daher die drei göttlichen Personen unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen, für die höchste Einheit gelten?“ — —.

Das Alles klingt nun allerdings, als müsse der Leser jetzt wissen, worauf es ankommt. Allein

es klingt auch nur so. „Sieht aus wie Philosophie," würde unser Asmus sagen, „ist's aber nicht!" Ja, es ist nicht einmal Logik, sondern vielmehr eine so wunderliche Zusammenquirlung von paradoxem Nonsense', als uns fürwahr nur selten in dem Raisonnement eines über Religion philosophiren wollenden Schriftstellers vorgekommen ist. Gerade das, was den Menschen zum Menschen macht, soll ihm Gott nicht verliehen haben; denn die Ehrfurcht ist es allein, worauf Alles ankommt, daß der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei; und eben die Ehrfurcht nur bringt Niemand mit auf die Welt. Allen fehlt sie, und doch ist sie überall da, in den Religionen aller Völker wie in der pädagogischen Provinz! Zur Ehrfurcht entschließt sich der Mensch ungern oder vielmehr niemals, denn Ehrfurcht ist der menschlichen Natur nicht gemäß, und doch ist sie es allein, wodurch der Mensch eben seiner ganzen Natur gemäß, ein Mensch ist! Ehrfurcht zu hegen, ist schwer, aber doch auch wieder — bequem! (also nicht schwer!) Ehrfurcht entwickelt sich nur bei besonders Begünstigten, die man deshalb auch von jeher für Götter und Heilige gehalten hat (wozu denn doch wohl auch von Seiten derer, die sie dafür halten, Ehrfurcht gehört?); aber — sie fehlt doch Allen, Niemand bringt sie mit auf die Welt; der Mensch entschließt sich zu ihr niemals, und doch ist sie wieder die Grundlage aller ethnischen oder Völkerreligionen. Es giebt nur drei Ehrfurchten, aber doch auch wieder eine vierte, die — oberste, in der die drei zusammenfließen. Und es

giebt nur drei einzig ächte Religionen, die aber, zusammen, die wahre Religion doch erst hervorbringen! — — ??

Wie in aller Welt, soll man sich solche Widersprüche lösen? Und wie sieht es nun erst mit dem Begriff und der Eintheilung aller dieser Ehrfurchten und Religionen aus? Die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, oder vor Gott, wird der Ehrfurcht vor sich selbst, welche der Verfasser ausdrücklich die „oberste“ nennt, untergeordnet. Eben so die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, oder vor dem Menschen. In dieser liegt ja aber schon der Begriff von der Ehrfurcht vor sich selbst; denn der Verfasser wird unter diesem Ausdruck doch wohl nicht die Ehrfurcht, die jeder Einzelne für sein werthes Ich hegen soll, als die oberste aller Ehrfurchten, der selbst die vor Gott unterzuordnen ist, verstanden wissen wollen? — Diese oberste Ehrfurcht erklärt der Verfasser dahin, „daß der Mensch sich selbst für das Beste halten dürfe, was Gott und die Natur hervorgebracht haben.“ Das steht nicht zu läugnen. Aber deshalb kann nicht diese Ehrfurcht die oberste genannt werden, sondern die vor „Gott und der Natur, eben weil sie den Menschen hervorgebracht haben,“ muß doch wohl die oberste seyn. Endlich werden die zwei Ehrfurchten vor dem, was unter uns und uns gleich ist, also die Ehrfurcht vor der Schöpfung, der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, also der vor dem Schöpfer, coordinirt, und doch soll aus diesen drei Ehrfurchten die vor sich selbst, d. h. vor einem Theile der Schö-

pfung, als die oberste Ehrfurcht erst „entspringen!“ — Alle Ehrfurcht vor unserm Göthe! aber man bekommt doch auf Ehre, Furcht vor der Ehre und Ehre vor der Furcht: dergleichen Goethiana über die Ehrfurcht mehr zu lesen!

Auf diese Ehrfurchten gründet nun der Verfasser seine drei einzig ächten Religionen, die „zusammen eigentlich die wahre Religion hervorbringen.“ Aber alle diese Religionen sind ja schon in der einen Ehrfurcht: vor dem was über uns ist, d. h. in der Ehrfurcht vor Gott, begriffen. Und wie sind nun jene vier Religionen wieder (nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden) erklärt und eingetheilt! Die ethnischen Religionen sollen die seyn, die auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruhen, und die Religionen der Völker (also die positiven Religionen) sind; und gleichwohl wird die christliche nicht zu diesen ethnischen Religionen gerechnet!*) Die philosophische Religion (also die Vernunftreligion) wird diejenige genannt, die auf der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, beruhe; folglich die Ehrfurcht vor dem, was über und unter uns ist (d. h. die Ehrfurcht vor dem Schöpfer und

*) Auf daß die Herren Theologen unter unsern Lesern uns nicht etwa den Einwurf machen, Göthe habe den Ausdruck ethnisch im neutestamentlichen Sinne des Wortes Ἔθνος, gebraucht, wonach es alle Völker, die nicht Juden und Christen sind, bedeutet; bemerken wir hier noch besonders, daß er S. 180 ausdrücklich die israelitische Religion in seine ethnischen mit einschließt.

der Schöpfung), nicht zu den Objecten der philosophischen Religion gezählt; und die christliche Religion wird als diejenige erklärt, die auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, d. h. vor der Erde, beruhe (womit man eher die sinnlich-lebensheitere, des ethischen Princips ermangelnde, Religion der Griechen, als die über alles Irdische, Weltliche, Zeitliche und Sichtbare sich vielmehr erhebende, und nur nach dem Ueberirdischen, Ewigen und Unsichtbaren, strebende Christliche, bezeichnen könnte), weil sich in ihr, die, wie der Verfasser doch selbst sagt, „die Erde unter sich liegen läßt und auf einen höhern Geburtsort beruft," eine solche Sinnesart am — meisten offenbare! Alle diese Religionen, die der Verfasser die einzig ächten nennt, (wonach folglich alle ächt sind; denn welche Religion kann es außer den drei genannten, der philosophischen, christlichen und den sämmtlichen Völkerreligionen, noch geben?) sollen endlich zusammen, obschon sie die einzig ächten sind, die wahre Religion doch eigentlich erst hervorbringen. Aber dieser Satz ist offenbar, um einen wahren hervorzubringen, geradezu umzukehren. Denn alle Religionen, die der Völker wie die der Philosophen, sind ja vielmehr von der Anlage des Menschen zur wahren Religion, d. h. der Idee eines Göttlichen, die Allen zum Grunde liegt, hervorgebracht worden. Unter der Hülle aller Religionen liegt, wie Schiller so treffend sagt, die Religion selbst. — Jene wahre Religion, die von der philosophischen, christlichen und sämmtlichen Völkerreligionen erst hervorgebracht werden soll, wird uns als diejenige,

welche auf der Ehrfurcht — vor sich selbst beruht, erklärt. Das klingt streng idealistisch! — Da sich aber die Vorsteher der pädagogischen Provinz, obschon sie auch keine Kantianer sind, zu nichts weniger als zum dogmatischen Idealismus bekennen, und ausdrücklich am Credo halten, so weiß man wieder schlechterdings nicht, wie man sich diese Erklärung — erklären; und was diese wahre Religion (die auf der Ehrfurcht vor sich selbst beruht und durch die philosophische, christliche und die Religionen der Völker, hervorgebracht wird) eigentlich für eine Religion seyn soll? — Zu dieser „wahren Religion" bekennen sich nun die Vorsteher der pädagogischen Provinz, denn „sie bekennen sich zu allen dreien,*)" durch welche jene hervorgebracht wird. Also auch zu den ethnischen oder sämmtlichen Völkerreligionen! Gleichwohl sagen sie: „keine Religion, die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet." Gründen sich denn aber nicht alle Volksreligionen (selbst die christliche, mit ihrer Lehre von der ewigen Verdammniß und den Vorstellungen von Teufel, Hölle und jüngstem Gericht, nicht ausgenommen) zugleich auch auf die Furcht? Die Gottesfurcht? Ein Ausdruck, der vollkommen historisch die Entstehung und das Wesen aller Volksreligionen bezeichnet; denn allen liegt die Idee des Göttlichen unter der Vorstellung eines zu

*) Gerade umgekehrt hat Schiller sein Glaubensbekenntniß ausgedrückt in dem Distichon: „Mein Glaube."

„Welche Religion ich bekenne? Keine von Allen,
„Die Du mir nennst! — Und warum keine? — Aus Religion!"

liebenden und zu fürchtenden, aus Furcht und Liebe zugleich anzubetenden höchsten Wesens, zum Grunde; und sie gerade ist es, die von jeher alle Herrschaft des Priester- und Pfaffenthums jeder Art, mit Opfern und Messen und jeglichem unchristlichen und christlichen Aberglauben, über die Menschheit gebracht hat. — Doch es ist nicht einmal wahr, daß die Obern der pädagogischen Provinz sich zu allen dreien der genannten Religionen bekennen; denn sie glauben, wie man zuletzt erfährt, auf gut Supernaturalistisch an die „hohe Lehre“ von der göttlichen Dreieinigkeit („im Credo,“ sagen sie, „wird unser Bekenntniß schon von einem großem Theil der Welt, doch unbewußt, ausgesprochen“), und so läuft dieser ganze lange Salimathias über Ehrfurchten und Religionen am Ende auf nichts Besonderes weiter (denn Ehrfurcht vor Gott und Menschen wird ja in unsern wirklichen Pädagogischen Anstalten auch noch gelehrt) als auf eine neue Erklärung des Credo hinaus, die, selbst unerklärbar, uns nichts erklärt, als daß durch sie Nichts erklärt wird.

„Fürwahr, diese Lehre
— — lehrt mancherley Neues und Wahres.
Wäre das Neue nur wahr, wäre das Wahre nur neu!“

Voß.

Wenn wir auch keinen Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit des Systems hier, in einem Roman, machen wollen, obschon sie, wenn, wie hier, ein neues System aufgestellt werden soll, billig überall stattfinden sollte; so versteht es sich doch wohl, daß man wenigstens Klarheit der Ideen, Deut-

lichkeit, Richtigkeit, Bestimmtheit und Natürlichkeit der Begriffe, Gründlichkeit der Beweise und lichtvolle Darstellung, mit dem gegründetsten Recht zu fordern hat. Von dem Allen aber findet sich hier nur das gerade Gegentheil. Dieß zeigt sich schon in dem, was der Verf. über die Geheimnisse in der Religion sagt. Daß er auf Geheimnisse hält, dagegen ist (so weit es keine offenbaren Lücken in seinem Roman zur Folge hat, dergleichen jedoch hier nur allzuhäufig stattfinden) nichts zu sagen. Aber nur dürfen diese Geheimnisse nicht in das, worauf es bei der Religion ankommt, gesetzt werden, denn dies würde eine gar arge Religionslehre geben. Nicht minder liegt die Fehlerhaftigkeit der Begriffe des Verf. in dem zu Tage, was er über die Natürlichkeit oder Unnatürlichkeit der Ehrfurcht im Menschen lehrt. Hier ist augenfällig der Unterschied zwischen der reinen Anlage und ihrer Aeußerung nicht beachtet. Allerdings bringt der Mensch die Ehrfurcht, als wirkliches Gefühl, nicht mit auf die Welt, aber doch als Anlage, und diese wird dann wieder die Grundlage der Religion. Durch die Vernachlässigung dieses Unterschiedes werden daher die Stellen: „Ehrfurcht bringt der Mensch nicht mit auf die Welt, sie fehlt Allen“ u. s. w., paradox und scheinbar widersprechend. Eine eben so halbwahre Behauptung liegt in dem Satze: „daß der Mensch ungern, oder vielmehr niemals, zur Ehrfurcht sich entschließe,“ und daß „Ehrfurcht zu hegen schwer aber bequem sei.“ Die Ehrfurcht ist ein Gefühl, und kein Gefühl ist unmittelbar die Sache unsers Entschlusses; es kommt von selbst, wenn die rechten Vorstellungen da sind

In sofern könnte es freilich bequem (wenn dieses bekannte Lieblingswort Göthe's kein unbequemes wäre) und, da das Gefühl der Ehrfurcht für die Willkür und den Trieb etwas Beschränkendes, also Lästiges hat, und nicht, wie die bloße Furcht, auf der sinnlichen Natur, sondern auf höhern Begriffen ruht, zugleich auch schwer genannt werden. Doch klassisch gesagt ist dies wenigstens nicht. Völlig falsch aber ist Alles, was der Verf. über die drei oder vier Ehrfurchten im Speciellen gesagt hat. Die Ehrfurcht kann wohl durch sinnliche Gefühle erweckt werden, sie selbst aber ist jederzeit ein sittliches Gefühl, welches wir nur gegen freie, nach ethischen Gesetzen wirkende Wesen empfinden. Gegen die bloße Natur unter uns, empfinden wir die Ehrfurcht also gar nicht, gegen den Menschen erst, wenn dessen sittliche Natur erkannt ist, und selbst gegen Gott erst dann, wenn die moralischen Prädikate desselben von uns anerkannt sind. Außerdem wird Gott für den Menschen eben so größtentheils ein Gegenstand der egoistischen Hoffnung und Furcht seyn, wie der Mensch selbst und die Natur. Nun ist es zwar wahr, daß der Mensch überall eine gewisse Scheu, die von der egoistischen Furcht noch verschieden ist, empfindet, wo er etwas Uebernatürliches zu erblicken glaubt; es ist wahr, daß dieses Gefühl an verschiedenen Gegenständen angeregt werden kann, sowohl an der reinen Idee des heiligen Weltregierers, als an menschlicher moralischer Erhabenheit und den Wirkungen des eigenen Gewissens, so wie auch an Naturgegenständen (sofern der Mensch darunter zugleich etwas Höheres

denkt); es ist ferner wahr, daß der Mensch für dieses sein Gefühl, bald vorzüglich an diesem, bald an jenem Gegenstande hängen kann, und eben so wahr ist es endlich, daß nur dann die vollkommene Religion eintritt, wenn er jeden einseitigen Standpunkt verläßt, und überall ein göttliches oder heiliges Walten, zugleich mit Ehrfurcht gegen sein Gewissen, anerkennt. Wie aber — ein Göthe, — die Religionen, die sich nicht auch auf das, was über uns, sondern bloß, auf das, was unter uns und uns gleich ist, beziehen, — ächte Religionen nennen kann, da doch die Anerkennung eines höhern als des sichtbaren und irdischen Daseyns, zum Wesentlichen aller wahren Religion gehört; wie er das Charakteristische der philosophischen Religion in einem Vermenschlichen aller Dinge suchen kann, da doch der unendliche Abstand des Menschen von Gott und die große Verschiedenheit der moralischen von den bloß physischen Wesen, gewiß von den meisten Philosophen gelehrt worden ist und gelehrt werden muß; wie er ferner das Christenthum, das bekanntlich für Alles hinweist auf Gott, in eine Verehrung dessen, was unter dem Menschen ist, setzen, und wie er endlich diese höchst confuse und unhaltbare Lehre noch mit einer, geradezu ans Lächerliche grenzenden, philosophischen Deduction des Mysteriums der Dreieinigkeit, *) aus den drei Auffassungsweisen des Gött-

*) Welcher Leser von gesundem Menschenverstand möchte sich nicht versucht fühlen, den Horazischen Spruch: „Excludit sanos Helicone poëtas Democritus“ in buchstäblichem Sinne auf diese Deduction unsres Dichters anzuwenden?

lichen, welche in ihrer Vereinigung eine ausmachen (in der Erfahrung möchten sie in unendlichen Nüancen vorkommen) — krönen kann? Dies ist uns in Wahrheit völlig unbegreiflich, wenn wir nicht annehmen wollen, daß (obschon er, bei der akademischen Feier seines Geburtstages am 28. August 1820. zu Jena, als „der ewige Sohn Gottes" besungen worden) das Philosophiren über Religion und die Kenntniß der Religionsgeschichte seine — schwache Seite ist." — Unser Wilhelm Meister dagegen findet das Göthe'sche Ehrfurchts- und Religionssystem vortrefflich. „Ich danke," sagt er S. 177 zu den Dreien, „daß Ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd sind, so klar (?) und zusammenhängend (?) aussprechen wollet; und wenn ich nun zurückdenke, daß Ihr den Kindern diese hohe Lehre, erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert, und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen."

Von dem Cultus dieser wunderlichen Religion der pädagogischen Provinz erfahren wir bloß, daß den Zöglingen derselben, nach den verschiedenen Graden ihrer Einsicht in jene Lehre, (ebenfalls gar wunderlich) „dreierlei Gebärden aufgelegt werden, welche die drei verschiedenen Ehrfurchten und auf diesen beruhenden Religionen ausdrücken sollen. Die erste Gebärde: „die Arme kreuzweis über die Brust, ein freudiger Blick gen Himmel," bezeichnet die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, „Das ist," sagen die Vorsteher, „was wir unmündigen Kindern auflegen, und zugleich das Zeugniß von ihnen

ver-

verlangen, daß ein Gott da droben sei, „der sich in Eltern, Lehrern und Vorgesetzten abbildet und offenbart.“ Die zweite Gebärde: „die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte lächelnde Blick,“ deutet die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, an. Denn sie sagt: „daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe.“ Aus dieser Stellung aber wird der Zögling bald möglichst befreit, sobald „die Lehre dieses Grades genugsam auf ihn eingewirkt hat.“ Dann aber wird ihm geheißen, sich zu „ermannen und, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen sich zu richten.“ Dies giebt die dritte Gebärde: „nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt.“ Diese Stellung soll die Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, ausdrücken. Von einer vierten Gebärde, welche nun auch die oberste Ehrfurcht (die vor uns selbst) und die darauf beruhende wahre Religion, den Glauben an die Dreieinigkeit, als die höchste Stufe der Erkenntniß, zu der die Zöglinge der pädagogischen Provinz gelangen, zu erkennen gäbe, wird — nichts gesagt. Vielmehr läßt der Verf. (vermuthlich wieder, damit der Leser nicht denken soll, es sei Nichts dahinter) die Vorsteher ausdrücklich erklären, daß sie „weiter nichts hinzuzufügen wüßten.“

Diese Gebärdenlehre ist eben so paradox, aber um nichts vernünftiger als die Theorie der drei Ehrfurchten und Religionen selbst, die dadurch mimisch-plastisch zur Anschauung gebracht werden soll. Fürs Erste widerspricht sie dieser Theorie; denn in derselben er-

scheinen die drei Ehrfurchten coordinirt; hier aber, in der angegebenen Stufenfolge, einander übergeordnet. Ferner muß doch der Zögling, der sich die zweite Ehrfurcht erworben, auch schon die erste, und so derjenige, der die dritte erlangt hat, auch die erste und zweite besitzen! Sollen also jene Gebärden diese drei Grade der Erkenntniß vollständig ausdrücken, um, wie es S. 158 heißt, „sogleich anzudeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder steht; so muß ja nothwendig der Zögling des zweiten Grades auch die Gebärde des ersten, und der des dritten Grades (der alle drei Ehrfurchten im Leibe hat) auch die Körperbewegung des ersten und zweiten machen, also zugleich nach oben, nach unten, und strack geradeaus blicken; welches zu bewerkstelligen freilich eins der schwierigsten Probleme der edeln Turnkunst seyn dürfte. Doch einer successiven Verrichtung, sollten wir meinen, müßte er sich wenigstens unterwerfen. Erst also die Arme kreuzweis über die Brust schlagend, einen freudigen Blick gen Himmel werfen, dann, die Hände auf dem Rücken faltend, den Blick lächelnd zur Erde senken, und endlich — Fronte gegen die Welt machen. So würde er zugleich den ganzen Stufengang seiner Bildung in geschichtlicher Folge bezeichnen, und der Zuschauer bekäme nebenher noch das Schauspiel eines förmlichen Cyklus von pantomimischen Darstellungen! — Aber ohne Scherz: was kann denn überhaupt durch diese Gebärden für die Sache gewonnen werden? Durch Leibesbewegungen wird man doch wohl keinem Menschen Ehrfurcht anüben können? Welchen Nutzen sollen sie aber vollends dann haben, wenn sie gar zu einer völlig bedeu-

tungslosen, blos mechanischen Gewohnheit gemacht werden? Und daß sie diese pädagogischen Weisen dazu machen, geht nur allzusprechend daraus hervor, daß sie ihren Zöglingen diese Gebärden zugleich als Begrüßungshöflichkeiten gleich einem Complimentirbüchlein einstudiren.

„Schon hatte," heißt es Seite 156, „Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannichfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehen gab; eben war er im Begriff, seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wundersamere Bemerkung sich ihm aufthat: alle Kinder, sie mochten beschäftigt seyn wie sie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten sich mit besondern, aber verschiedenen, Gebärden gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgesetzten galt; die Jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten gen Himmel; die Mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde; die Dritten standen strack und muthig; die Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anstatt daß jene vereinzelt blieben, wo man sie traf." — Des Lächerlichen nicht zu gedenken, was, sowohl das Einstudiren dieser Gesten (wie man an der Dressur von Rekruten zu Soldaten und mimischen Künstlern sehen kann) als der Anblick eines solchen ganzen Regiments von stummen Statisten, die sämmtlich a tempo vom Felde zusammenlaufend, einem Vorbeireitenden die hier beschriebenen Faxen vormachen, für den Zuschauer wie für die Zöglinge selbst, nothwendig haben müßte (vermag man doch schon die bloße Be-

schreibung nicht ohne Lachen zu lesen); so kann doch offenbar bei einer solchen Scene, die uns eher in ein Bedlam oder Marionettentheater als in eine pädagogische Provinz zu versetzen geeignet ist, von nichts minder als dem Ausdruck und der Erweckung eines Gefühls von — Ehrfurcht die Rede seyn. So wenig wie eine Nonne, die gedankenlos, oder, noch schlimmer, vielleicht an ganz etwas anderes (z. B. mehr an einen Pater als das Pater noster) denkend, ihren Rosenkranz zwanzigmal des Tags maschinenmäßig abzählt, dabei wahre Andacht hegt; so wenig wird ein solcher Knabe, der plötzlich, von der Arbeit, dem Spiel oder aus einem Streit mit seinem Schulkameraden weglaufend, sich hinstellen und, eine lebendige Gliederpuppe, jene Gebärden gerade so wie ein aus der Wachtstube plötzlich in's Gewehr gerufener Soldat sein Exercice machen muß, dabei jedesmal ein wirkliches Gefühl von Ehrfurcht haben. Zudem wird noch S. 159 ausdrücklich bemerkt, daß diese Gebärden „den Kindern zwar nicht mit der höchsten, aber doch einer leitenden faßlichen Deutung" auferlegt werden, und „daß sie darüber weder mit Fremden noch unter einander selbst — schwatzen dürfen, wodurch sich die Lehre hundertfältig modificire." Diese Modificationen dürften denn sonach gar oft wunderlich genug ausfallen. Uebrigens sagt der Verf. selbst, S. 446: „Verschwiegenheit fordern, ist nicht das Mittel sie zu erlangen." Um wie viel weniger bei der lieben Schuljugend.

Wie viel Ehrfurcht aber selbst der Aufseher, vor der hohen Bedeutung dieser Gebärden zeigt, lehrt uns das Späßchen, das er, im Angesicht der Zöglinge,

sich darüber mit dem Felix macht. „Felix fragte munter: was für eine Stellung habe ich denn anzunehmen?“ und, ohne ihm ein Wort über den Sinn derselben zu sagen, erwiederte er ihm: „Auf alle Fälle zuerst die Arme über die Brust und ernsthaft froh nach Oben gesehen, ohne den Blick zu verwenden.“ Der lustige Felix macht nun das Kunststück auf der Stelle, gleich darauf aber auch eine köstlich naive Bemerkung, die eine so schlagende Satyre auf die ganze Farce ist, daß man kaum begreift, wie der Verf. dieß nicht selbst gefühlt hat. „Er gehorchte,“ heißt es S. 158; „doch rief er bald: dieß gefällt mir nicht sonderlich, ich sehe ja nichts da droben. Doch ja! rief er freudig, ein paar — Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen? Wienach Du's aufnimmst, je nachdem Du Dich beträgst, versetzte der Aufseher; jetzt mische Dich unter sie (unter die Habichte?), wie sie sich mischen. Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung, oder spielten wie vorher.“ — Und so ist denn auch diese ganze Gebärdenlehre der pädagogischen Provinz nichts mehr und minder, als eine Spielerei,*) mit Grimassen, wodurch augenfällig

*) Die noch überdies zu den längst veralteten zwecklosen, ja verderblichen pädagogischen Spielereien einer Zeit gehört, wo man von dem läppischen Grundsatz ausging, der Jugend das Wissen spielend beibringen zu müssen, und welche jetzt, wo Schiller's gewichtiges Wort: „Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit“ von unsern aufgeklärtesten Schulmännern auch auf unsere Erziehungs- und Unterrichtskunst, so recht und würdig angewendet wird, Gottlob hinter uns

anstatt der Ehrfurcht nur vielmehr ein höhnender Spott damit in jedem Erziehungs-Institut befördert werden würde, und welche noch überdies zu dem verdammenden Eifer, den jene weisen Pädagogen, wie bereits bemerkt worden ist, gegen das Schauspiel, als eine „gefährliche Gaukelei und Gefühlsheuchelung“ hegen, im schnurgeradesten Widerspruch steht. Auch ihre Betheurung, mit der sie sich gegen Wilhelm rühmen, daß unter ihren Zöglingen sich keiner finde, der sich entschließen könne, mit erlogener Heiterkeit“ (wie stünde es denn wohl, in Fällen, wo der Zögling zum Lächeln nicht aufgelegt ist, mit dem lächelnden Blick?) „oder geheucheltem Schmerz, ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl zu erregen,“ ist nach einer solchen Schauspielerposse, wie in dieser Bildungsanstalt mit der Religions- und Sittenlehre getrieben wird, selbst nichts anders als eben — Gaukelei!

Was die Lehrmethode der pädagogischen Provinz betrifft, so wird uns zuvörderst in Hinsicht auf den Religionsunterricht, außer jener, auch mit hierzu gehörenden Ehrfurchtsgebärdenlehre, noch Folgendes mitgetheilt; Dieser Unterricht findet in einer eigends dazu bestimmten „runden oder vielmehr achteckigen Halle“ mit mehreren damit verbundenen „Se-

liegt. Aber selbst Basedow's gebackenes A B C von Pfefferkuchenteig, durch dessen Verspeisen er den Kindern das Lesenlernen zu appliciren pflegte, ist als ein Gedächtnißmittel, was sich doch wenigstens auf den guten Geschmack und einen so soliden Grund und Boden, als der Magen ist, gründet, noch ungleich zweckmäßiger als diese Göthe'schen Ehrfurchtsparaden.

mäldegallerien," vermittelst einer Verbindung des mündlichen Vortrags mit einer bildlichen Darstellung statt. Diese Idee ist an und für sich eine ungemein schöne, und hätte dem Verfasser zugleich Gelegenheit geben können, auch schöne Ansichten vom Verhältniß der Religion zur Kunst zu entwickeln. Aber in der Art und Weise, wie er sie ausgeführt hat, giebt er uns wieder die wunderlichsten und paradoxesten Behauptungen. In der ersten Gallerie, die zur „Ueberlieferung der ethnischen (auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruhenden) Religion bestimmt ist, wird die in Bildern dargestellte Geschichte des israelitischen Volkes (bis zur Zerstörung des Tempels Jerusalems) als „Haupt- und Musterbild" zum Grunde des Vortrags gelegt, und somit der Gott der Juden, als der Gott, der über allen Völkern ist, erklärt. Warum? Darüber erklärt sich der Verfasser S. 180 folgender Gestalt. „Unter allen heidnischen Religionen, und eine solche ist die israelitische gleichfalls, hat diese große Vorzüge. Vor dem ethnischen Richterstuhle, (sic!) vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht (?) gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sei, sondern nur ob sie daure, ob sie sich erhalten könne. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten, tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker; aber an Selbstständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit (?), und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit, sucht es seines Gleichen. Es ist das beharrlichste Volk der

Erde; es ist, es war, es wird seyn, um den Namen Jehova durch alle Zeiten zu verherrlichen.“ (Betrübte Aussichten für die Berliner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums!) „Ein Hauptvortheil ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganze entsteht.“ (Diese Bemerkung könnte auch den Wanderjahren zur Apologie gereichen.) „Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureitzen; hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Büchern, an diesem Buche, nicht zu rühmen! Noch ein Vortheil der israelitischen Religion aber ist es, daß sie ihren Gott in keine Gestalt verkörpert, und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt“ (also doch eine Gestalt!) „zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterei, durch Thiere und Unthiergestalten zu bezeichnen.“ — Da der Verfasser hier nur von seiner ethnischen Religion spricht, d. h. von derjenigen, die auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, beruht, so dürfte er doch die Abbildung seines „ethnischen Gottes“ in einer respektabeln Thiergestalt, so unpassend eben nicht finden.

In der zweiten Gallerie befinden sich „die Bilder der zweiten heiligen Schriften, bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern; denn das letzte dieser Gemälde ist die Darstellung des Abendmahls. Hier wird die philosophische Religion (die auf der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, beruht) ge-

lehrt. Denn „eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging. Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph, als ein Weiser im höchsten Sinne, er wagt sich Gott gleich zu stellen, ja sich für Gott zu erklären.“ (Hätte nicht Sokrates, der freilich kein Philosoph war, der sich für Gott erklärte, aber doch, nicht bloß im Leben, sondern auch im Sterben, als ein Weiser im höchsten Sinne erscheint, hier auch ein Plätzchen verdient?) „Die Gemälde dieser Gallerie stellen weder Thaten noch Begebenheiten, sondern Wunder (wie kommen denn die zur philosophischen Religion?) und Gleichnisse dar. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt („das ist deine Welt, das heißt eine Welt!“ sagt Göthe's Faust) aufgethan. Jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein. Diese Worte haben einen natürlichen, obgleich tiefen Sinn. Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher als Essen und Trinken, außerordentlich dagegen einen Trank zu veredeln (in unserer Zeit ist das eben nichts Außerordentliches mehr; man denke nur an die Thüringer Weine, die zu Burgunder, und die Surrogate, die zu Kaffee veredelt werden), eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine Unzahl hinreiche.“ (Das will allerdings etwas sagen, und wäre auch, namentlich für unsere Zeit, etwas gar Wünschenswerthes.) „Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geistige, oder geistigen ähnliche Mittel (NB. der Verfasser versteht darunter keine Spirituosa!) aufheben, lindern, ist außerordentlich.“ (Um wie viel au-

ßerordentlicher noch, wenn es gar durch geistliche Mittel, wie die des Fürsten von Hohenlohe, geschieht); „Und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und Unmögliche Eins werden.“ (Sollte nicht vielmehr das Unmögliche des Wunders daher entstehen?) „Bei dem Gleichnisse, bei der Parabel, ist das Umgekehrte: Hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff das Hohe, das Außerordentliche und das Unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig, wirklich entgegentritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unsers Gleichen umgehen können: das ist denn auch eine zweite Art von Wunder, und wird billig zu jenen ersten gesellt, (!) ja vielleicht noch ihnen vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst.“ — Diese Definition der Parabel dürfte schwerlich auf alle, am wenigsten aber auf des Verfassers eigene Parabeln, — (S. die Cotta'sche Ausgabe von Göthe's Werken, 2ter Bd. S. 193–208) — anwendbar seyn. Nehmen wir z. B. folgende bekannte Parabel Göthe's vom Recensenten:

„Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen;
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt,
Und kaum ist mir der Kerl so satt;
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,

Ueber mein Essen zu raisonniren:
„„Die Supp' hätt' können gewürzter seyn,
Der Braten brauner, firner der Wein.““
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Recensent!“

Hier will doch Göthe selbst, mit dem Begriff (Recensent) offenbar nichts weniger als etwas „Hohes, Außerordentliches und Unerreichbares“ andeuten; die Bilder vom Kerl, Tausendsakerment und Hund aber, worin er diesen Begriff faßlich verkörpert hat, wird er wohl eben so wenig solche Bilder nennen mögen, mit denen er, wie mit „Seines Gleichen“ umgehen kann? Uebrigens ist ein Gleichniß niemals ein Urtheil, aber doch dem Urtheil unterworfen, und dürfte also wohl nicht „eine Lehre, die keinen Streit erregt,“ genannt werden können. So ließe sich z. B. gleich mit dem Verf. über das Gleichniß vom Gleichnisse selbst, das er mit einem Wunder vergleicht, streiten. Denn viele Leser werden dieses Gleichniß für ein hinkendes erklären.

Die dritte Gallerie, die der Lehre von der christlichen Religion, welche auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, beruht, geweiht ist, und das Heiligthum des Schmerzes genannt wird, weil sie die bildlichen Darstellungen des Leidens und Todes Christi enthält,*) bekommt Wilhelm — nicht zu sehen.

*) Bei dieser Gelegenheit macht Göthe eine vortreffliche, ästhetisch und moralisch vollkommen wahre, uns aus der Seele gesprochene, Bemerkung über die bildliche Behandlung dieses Gegenstandes. „Wir machen“ läßt er den Aeltesten sagen, „hieraus kein Geheimniß; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden,

„Für diesmal“ (heißt es S. 191) „kann ich Euch nichts weiter zeigen, sagte der Aelteste; mehr lassen wir unsere Zöglinge nicht sehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was ihr bis jetzt durchlaufen habt;“ (Und doch müssen die Zöglinge auch die Gebärden dieser dritten oder der christlichen Religion machen!) „das Aeußere, allgemein Weltliche einem Jeden von Jugend auf, das Innere, besonders Geistige und Herzliche nur denen, die mit eigener Besonnenheit her, anwachsen, und das Uebrige, was des Jahres nur Einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlassen. Jene letzte Religion“ (in der, oben angeführten, Stufenfolge der Gebärdenlehre ist sie die zweite), „die aus der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, entspringt; jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen, geben wir einem Jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte. Ich lade Euch ein, nach Verlauf

eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dieß Schauspiel aufdrang; mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren, und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint.“ Hätte er diese richtige Ansicht doch nur auch bei seinen Ehrfurchtsgebärden, durch die gleichfalls das Würdige abgeschmackt gemacht wird, vor Augen gehabt.

eines Jahres wieder zurückzukehren, unser allgemeines Fest zu besuchen, und zu sehen, wie weit Euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann sollt Ihr auch in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden.“ — Als aber Wilhelm, dieser Einladung zufolge, nach Verlauf eines Jahres, in die pädagogische Provinz zurückkehrt, wo er seinen Sohn (das Italienische abgerechnet) mehr aufwärts (aufs Pferd nämlich), als vorwärts gekommen findet, ist von dieser ihm verhießenen Einweihung in das Heiligthum des Schmerzes, mit keinem Worte die Rede; und können wir also auch unsern Lesern nichts weiter davon berichten. Einer vierten Gallerie aber, in welcher die oberste, wahre Religion (welche sich auf die Ehrfurcht vor uns selbst und die bereits bemerkte philosophische Deduction des Mysteriums der Dreieinigkeit gründet) gelehrt wird, hat der Verfasser — gar nicht erwähnt. Dies gehört also, wie auch die für diese oberste Religion fehlende Gebärde, mit zu dem — „Ermangelnden,“ was der Leser „sich selbst auszubilden“ belieben soll. — —

In Ansehung des Sprachunterrichts gehen die Vorsteher der pädagogischen Provinz von ihrem sonstigen Antagonismus gegen encyklopädische Bildung so ganz und gar ab, daß sie vielmehr wahre Universal-Sprachgenies aus ihren Zöglingen zu bilden, bestrebt sind. „Hiezu wurden wir,“ sagen sie, „dadurch bestimmt, daß aus allen (!) Weltgegenden Jünglinge sich hier befinden; um zu verhüten, daß sich nicht, wie in der Fremde zu geschehen pflegt, die Landsleute vereinigen (wie z. B. in den akademi-

schen Landsmannschaften!) und, von den übrigen Nationen abgesondert, Parteien bilden (die in unserer Zeit leicht zu demagogischen Umtrieben Anlaß geben können); — so suchen wir, durch freie Sprachmittheilung, sie einander zu nähern." (Die Vereinigungen der Landsleute in der pädagogischen Provinz dürften durch dieses Mittel wohl schwerlich verhindert werden, wie man eben an unsern akademischen Landsmannschaften sieht, die doch sämmtlich nur Eine Muttersprache, die deutsche, haben. Oder dehnt etwa der Verf. jenen Grundsatz gar auch auf die Dialekte aus? Dann müßte freilich zur Verhütung von Parteien und demagogischen Umtrieben auf unsern Universitäten, höhern Orts der studierenden Jugend unseres lieben Vaterlandes verordnet werden, daß die kuden Sachsen und die juten Brandenburger sich auch der westphälisgen, schwoabischen, boierischen, mittelpelzischen u. a. deutschen Mundarten, so wie die Westphalen, Schwaben, Baiern, Pfälzer u. s. w. gegenseitig aller dieser Dialekte, ernstlichst, und zwar schon auf der Schule befleißigten; denn sind sie einmal Füchse, kommt diese Vorsichtsmaßregel zu spät. Doch für's Erste wollen wir nur wünschen, daß unsre Studierenden sich in dem mündlichen und schriftlichen Ausdruck eines guten und reinen Hochdeutsch bestens befestigen mögen!) „Am nothwendigsten aber wird eine allgemeine Sprachübung, wegen unsres alljährlichen großen Marktfestes, weil hier jeder Fremde in seinen eignen Tönen und Ausdrücken genugsame Unterhaltung, beim Feilschen und Markten aber alle Bequemlichkeit gern finden mag." (Also nicht um der Sprachenkunde selbst, sondern um des Jahrmarkts der

pädagogischen Provinz willen, müssen die Zöglinge die Sprachen aller Weltgegenden lernen! Das kommt uns, um uns auch einmal des Wunders der Parabel zu bedienen, gerade so vor, als wenn die Schüler des Halleschen Waisenhauses, weil es eine eigene Apotheke hat, sich sämmtlich auch in der Apothekerkunst „befähigen" müßten.) „Damit jedoch keine babylonische Sprachverwirrung, keine Verderbniß entstehe, wird das Jahr über, monatweise, nur eine Sprache im Allgemeinen gesprochen; nach dem Grundsatze, daß man nichts lerne, außerhalb des Elements, welches bezwungen werden soll." (Wie diese pädagogischen Weisen es in's Werk richten, daß ihre Zöglinge sämmtlich einen Monat Hebräisch, den andern Spanisch, den dritten Arabisch u. s. f. sprechen, wird leider nicht beschrieben.) „Zeigt jedoch einer der Unsrigen zu dieser oder jener Sprache besondere Neigung, so ist auch mitten in diesem tumultvoll scheinenden Leben, das zugleich sehr viel ruhige, müßig-einsame, ja langweilige (ist, besonders bei dem Mangel eines Theaters, zu glauben!) Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht gesorgt." (Daran fehlt es denn auf unseren Gymnasien und Universitäten doch auch nicht!) „Ihr würdet unsere reitenden Grammatiker,*) unter welchen sogar einige Pedanten

*) Wilhelm, der bei dem Wiedersehn seines Felix als eines Pferdejungen, „abermals ein Beispiel ausschließlicher Bildung und Lebensleitung," die einen Hauptgrundsatz der pädagogischen Provinz bildet, „erfuhr," wünschte nämlich zu wissen: „worin man die Zöglinge sonst noch übe, um zu verhindern, daß bei so

sind, aus diesen bärtigen und unbärtigen Centauren wohl schwerlich herausfinden. Euer Felix hat sich zum Italienischen bestimmt, und Ihr sollter ihn in der Langenweile des Hüterlebens gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit ist mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt." Hiermit schließt dieser, die Sprachbildung betreffende Abschnitt; *) und auch wir sprechen unser Amen dazu, indem wir nur noch diesen linguistisch-poetisch-musikalischen Roßkämmen und Foh-

wilder, gewissermaßen roher Beschäftigung, Thiere nährend, der Zögling nicht selbst zum Thiere verwildere. Und so war es ihm denn sehr lieb, zu vernehmen, daß gerade mit dieser gewaltsam und rauh scheinenden Bestimmung die zarteste von der Welt verknüpft sei, die Sprachübung und Ausbildung nämlich."

*) Bibelkundige Leser wird der Vorzug, den die pädagogische Provinz darin allerdings vor allen andern Erziehungsanstalten behauptet, daß ihre Zöglinge in allen Sprachen reden, an folgende Stellen im zweiten Kapitel der Apostelgeschichte erinnern: „Und man sahe an ihnen die Zungen getheilet als wären sie feurig. — Und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. — Da nun diese Stimme geschach, kam die Menge zusammen und wurden bestürzt; denn es hörete ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten. — Sie entsatzten sich aber Alle und wurden irre, und sprachen einer zu dem Andern: „Was will das werden?" — Vielleicht hat die Ausgießung des heiligen Geistes den Verf. bei seiner philosophischen Deduction des Mysteriums der Dreieinigkeit, selbst erst auf diese, die Sprachbildung betreffende, pädagogische Idee geleitet.

Fohlenhütern, einen reitenden Grammatiker, der nicht Pedant ist, wie unser berühmter Hermann zu Leipzig; der gesammten pädagogischen Provinz aber die baldigste Acquisition eines so behenden Sprachlehrers, als wir einen kennen, der in einem einzigen Semester, und in nicht mehr als einer Stunde wöchentlich, eine „notitiam et historiam linguarum totius terrarum orbis“ vorzuträgen im Stande ist, von Herzen wünschen.

Der Unterricht in der Musik wird in „anmuthig-vereinzelten, umbuschten Hütten“ ertheilt, die auf „den Hügeln zierlicher, mit kleinen schlanken Wäldern, sanften Bächen, und hie und da mit einem bemoosten Fels geschmückter, Thäler, so weit aus einander liegen, daß weder Töne noch Mißtöne (sind doch immer auch Töne!) sich wechselseitig erreichen können.“ Besonders die Mißtöne der Anfänger sind in „gewisse Einsiedeleien und Wüsten verwiesen, wo sie Niemanden zur Verzweiflung bringen.“ Diese, übrigens sehr löbliche, von einer (für die Kunst, in allen Staaten höchst wünschenswerthen) ästhetischen Polizei zeugende, Einrichtung, erinnert an die Anekdote von einem Waldhornisten, der, weil ihn sein Wirth mit seinen musikalischen Uebungen ins Hinterhaus verwies, seinen Bekannten, die ihn fragten, warum sie ihn nicht mehr blasen hörten, zu sagen pflegte: „ich blase nun hinten hinaus.“ — Ganze Concerts werden in „einem weiten, rings umbauten und umschatteten Raume“ (von einem Winter-Concertlocale, das dem Verf. hätte Gelegenheit geben können, über akustische Bauart zu sprechen, wird nichts gesagt) ausgeführt, in welchem

sich, einander gegenüber, zwei Orchester befinden: ein großes für die wirklich Spielenden, und ein kleines für diejenigen „jüngern und ältern Schüler, die noch nicht vermögen oder nicht wagen mit ins Ganze zu greifen.“ Diese müssen blos „ihre Instrumente bereit halten, ohne spielen zu dürfen.“ Ob sie auch die Noten nachlesen müssen, wird nicht gemeldet, aber: „mit Antheil bemerkte man, wie sie gleichsam auf dem Sprunge standen, und hatte zu vernehmen (sic!), ein solches Fest gehe selten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent sich plötzlich entwickele.“ Die Obern dieses pädagogischen Eldorado's scheinen also, ungeachtet ihres Hasses gegen das Schauspiel, doch viel auf Mimik zu halten; denn nicht blos die drei Ehrfurchten, sondern auch die Musik lassen sie durch Pantomime ausdrücken. Dürfte aber der komische Anblick eines solchen mimischen Orchesters von auf dem Sprunge stehenden (Karpfen, die nach einem schwimmenden Bissen schnappen, vergleichbaren) Musikanten, das andere reale Concert, vis-à-vis, bei welchem wirklich gegeigt und geblasen wird, so wie das Auditorium desselben, nicht mitunter stören? — Sonst wird über Instrumentalmusik nichts weiter bemerkt. Der Gesang aber ist „die erste Stufe der Bildung, woran sich alles Andere anschließt, und wodurch alles Andere vermittelt wird.“ Eine Oper sollte die pädagogische Provinz sonach doch wenigstens haben, zumal da von den „Gefahren der Schauspielkunst“ bei der Oper (die vielmehr, wie Müllner bemerkt hat, der Todschlag dieser Kunst ist) bekanntlich nichts zu besorgen steht. „Der einfachste Genuß,“ sagt der Auf-

seher, S. 162, „so wie die einfachste Lehre, werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt.“ — Wahrscheinlich also werden die Gemälde der erwähnten Bildergallerieen, ungefähr wie es die Guckkastenträger mit ihrem: „Raritäten sind zu sehn“ zu machen pflegen (versteht sich, nur in edlerem Styl!), singend erklärt. — „Andere Vortheile zu selbstthätigen Zwecken verschwistern sich sogleich; denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen, und nach Anlaß dieser Zeichen sodann in ihrer Kehle wieder zu finden (Pestalozzische Methode!), ferner den Text darunter zu fügen; so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge, und gelangen schneller zum Recht- und Schön(?)schreiben als man denkt; und da dieses Alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau bestimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, so fassen sie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunst *) viel geschwinder als auf jede (?) andere Weise.

*) Der Verf. hätte hier auch noch der „singenden Geographie,“ die ein weiland Magister Lofius schon im Jahre 1708 zu Hildesheim herausgab, und der 1818 bei Hartmann in Leipzig erschienenen: „Nach den neuesten Friedensbestimmungen in Versen bearbeiteten Erdbeschreibung“ des Hrn. Rektors Kastendiek (S. die Halleſche Allgem. Litteratur-Zeitung, 1818. Nr. 271.) erwähnen können. Schade übrigens, daß der für die Musik so unempfängliche Lessing seine Bildung nicht in der pädagogischen Provinz erhielt; er wäre gewiß noch ein ganz anderer Mann geworden!

Deshalb (!) haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt; denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.“ Von der Anwendung der Musik auf die Bildung des Gefühls und der Phantasie ist also hier nicht die Rede, sondern bloß von der pädagogischen Benutzung derselben für den wissenschaftlichen Unterricht. Aber wie kommen diese Pädagogen, welche die Schauspielkunst verdammen, weil „sie sich der übrigen Künste bedient,“ dazu: gerade die Musik, diese herrliche Kunst, welche, mehr als jede andere, eine reine Kunst des Gefühls ist, und die ganze Macht ihres Zaubers auf das Gemüth des Menschen richtet, zu einer Dienerin der — Wissenschaft zu machen? Welcher wahre Kenner der Tonkunst muß es nicht schon an Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten tadeln, daß die mahlende und beschreibende Musik darin, zur Darstellung von Erscheinungen, gemißbraucht worden, da der Musiker nur die Theilnahme des menschlichen Gemüths am Leben und seinen Erscheinungen ausdrücken darf? Und hier soll die Tonkunst gar zur Lehrerin der Meß- und Rechenkunst, ja selbst der Orthographie und Kalligraphie herabgewürdigt werden! — Sollten nicht Orpheus und der Hameln'sche Rattenfänger (den Göthe doch selbst so allerliebst besungen hat) den pädagogischen Werth der Musik ungleich besser begriffen haben?

Mit dem Unterricht in der Musik und dem Gesange, der, als „das Element und die erste Stufe aller Bildung, woran sich alles Andere anschließt,“ allen Zöglingen ertheilt wird, ist zugleich eine allge-

meine Anleitung zur — Dichtkunst, und zwar bei den Zöglingen, die sich vorzugsweise der Tonkunst widmen, „von der lyrischen Seite“ verbunden. „Hierbei,“ heißt es Seite 304, „kommt Alles darauf an, daß beide Künste, jede für sich und aus sich selbst, dann aber gegen und mit einander entwickelt werden. Die Schüler lernen beide in ihrer Bedingtheit (sic?) kennen; sodann wird gelehrt, wie sie sich wechselsweise bedingen und sich sodann wieder wechselseitig befreien. Der poetischen Rhythmik stellt der Tonkünstler Takteintheilung und Taktbewegung entgegen.“ (Entgegen? Ist denn die poetische Rhythmik etwas Anderes als Takteintheilung und Taktbewegung?) „Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik über die Poesie; denn wenn diese, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer so rein als möglich im Sinne hat, so sind für den Musiker wenig Sylben entschieden lang oder kurz; nach Belieben zerstört dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt sogar Prosa in Gesang, wo dann die wunderbarsten Möglichkeiten hervortreten und der Poet sich gar bald vernichtet fühlte, wenn er nicht, von seiner Seite durch lyrische Zartheit und Kühnheit dem Musiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in sanftester Folge, bald durch die raschesten Uebergänge, hervorzurufen wüßte.“ Diese Ansicht von der Musik trifft wieder, wie die frühere von der Schauspielkunst, nicht das Wesen, sondern lediglich den Mißbrauch der Kunst und die Fehler, die der Künstler sich zu Schulden kommen läßt. Denn wenn der Tonkünstler, der ein Gedicht in Mu-

ſtk ſetzt, lange Sylben als kurze, und kurze als lange behandelt, die Versmaße des Dichters nach Belieben zerſtört, ja ſogar Proſa in Geſang verwandelt; ſo iſt ja dieſe Herrſchaft, die er der Muſik über die Poeſie einräumt (und dann auch leicht bis zu dem Grade ausdehnen kann, daß er nicht bloß die Form, ſondern ſelbſt den Gehalt der Dichtung vernichtet, wogegen dem Dichter alsdann alle ſeine „lyriſche Zartheit und Kühnheit," wie die „raſcheſten Uebergänge" nichts helfen würden), eine — unerlaubte und entſchieden kunſtwidrige. Allerdings geſchieht es, und zwar (wie wir in unſern Opern hören) häufig, weil es leider nur ſelten einen Componiſten giebt, der für Poeſie, Metrik und richtige Declamation ſo viel Sinn, Gefühl und Urtheil hat, als der verſtorbene Capellmeiſter Reichardt beſaß; allerdings ſieht man dann auch die „wunderbarſten Möglichkeiten oder vielmehr den offenbarſten Unſinn" *) hervortreten; aber: nicht von dem, was geſchieht und was möglich iſt, ſondern nur allein

*) Beſonders iſt dieß der Fall bei grammatiſch und logiſch falſchen Abtheilungen, wodurch der Componiſt oft auf die lächerlichſte Weiſe den Sinn des Textes verkehrt; z. B. in der Melodie des alten Kirchenliedes: „Ach Herr! laß keinen Wind des Zweifels mich umwehen!" wo die ganze ſingende Gemeinde nach dem erſten Vers: „Ach Herr! laß keinen Wind!" eine verhängnißvolle, durch zwei tiefe Mollaccorde der Orgel ausgefüllte, Pauſe macht. So iſt uns auch eine Trauercantate auf einen berühmten verſtorbenen Theologen bekannt, worin der Componiſt von der muſikaliſchen Wiederholung dergeſtalt Gebrauch gemacht hatte, daß der Chor zum Schluß alſo ſang:

von dem, was geschehen soll und gesetzmäßig ist, kann hier (wo uns eine Entwickelung beider Künste aus sich selbst und ihres Verhältnisses gegen einander versprochen wird) die Rede seyn. Demzufolge aber darf die Metrik von dem Tonsetzer gerade so wenig verletzt werden, als der Musikant, Sänger und Tänzer aus dem Takt kommen darf; und es ist also vielmehr eine Pflicht, und zwar eine Hauptpflicht des musikalischen Componisten eines Gedichtes, dafür zu sorgen, daß der Rhythmus des Dichters nicht durch die Musik zerstört werde. *) Wer würde es nicht als einen Fehler rügen, wenn ein solcher Componist ein trochäisches Sylbenmaß als ein jambisches behandeln, und z. B. den ersten Monolog der Elvire in Müllner's Schuld, der mit dem Vers beginnt:

Wie der letzte Laut verklinget ꝛc.

in folgendem Laut:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
Wie der | letzte | Laut ver | klinget

erklingen lassen wollte? Eine der auffallendsten Ton-

„Ein jedes Auge fromm beweint
Den Redlichen, den Men-
Den Redlichen, den Men-
Den Redlichen, den Menschenfreund."

*) In Betracht der Längen und Kürzen geschieht dies auch minder häufig. Dagegen macht der Componist vielmehr die Fehler nach, die der Dichter begangen hat. Z. B. in dem Worte Halleluja, das gewöhnlich Halleluja geschrieben und gesungen wird.

setzer-Sünden dieser Art ist Hiller's Composition der Horazischen Ode:

— — ⏑ — — — ⏑ ⏑ — ⏑ —

„Musis amicus tristitiam et metus"

die er dergestalt, als ob man

— — — — — — ⏑ — — —

„Musis amicus tristitiam et metus"

scandiren müßte, componirt, und also hier das Versmaß wirklich völlig zerstört hat. Aber welcher Kenner der antiken Prosodie wird denn ein solches Verfahren gut heißen? Der Poet soll also nicht Gefahr laufen, sich durch den Componisten vernichtet zu fühlen; und geschieht es, so ist es lediglich die Schuld des Letztern, so wie es die Schuld des Orchesters (das ja den Gesang nur accompagniren soll) oder der nicht deutlich artikulirenden Sänger ist, wenn jenes so stark spielt und diese so unvernehmlich singen, daß man die Worte des Textes gar nicht hören kann, und hier also der Poet (wie es in unsern Opern leider nur zu oft der Fall ist) wirklich ganz und gar vernichtet wird. Dies ist doch aber keine Herrschaft zu nennen, welche die Musik (ihrem Zweck und Wesen nach) über die Poesie behauptet? Eher hätte der Verfasser von einer völlig entgegengesetzten, der Poesie vortheilhaften, sie verschönernden Herrschaft sprechen können, welche auf dem wirklichen Wesen der Tonkunst beruht, in sofern sie nämlich den Worten des Dichters einen höhern Reitz verleiht, und zwar nicht selten in dem Grade, daß selbst ein schlechter Poet, statt durch die Musik vernichtet zu werden, vielmehr durch sie erst zu einem

scheinbar guten Dichter wird. Diese Erfahrung machen wir ja im Uebermaaß an trivialen Liedern und Operntexten, die ein geistreicher Componist durch die Musik so zu potenziren weiß, daß, gut gesungen, uns selbst die Worte gefallen, die bloß recitirt, uns auf keine Weise ansprechen würden. Schikander's Zauberflöte z. B. läßt sich deshalb füglich mit einem Insekt vergleichen, das Mozart in Spiritus gesetzt hat. Aber es liegt in diesem falschen Raisonnement des Verfassers über die Musik ein noch bedeutenderer, nichts Geringeres als sein ganzes Einseitigkeits-System in der Kunst betreffender, Widerspruch. Denn wenn er die Schauspielkunst aus dem Grunde verdammt, weil sie sich der andern Künste bediene, um sie zu verderben; ei, wie kann er dann die Verbindung der Poesie mit der Musik in so hohen Anschlag bringen, daß er sie gar als das Element aller Pädagogik preiset, da doch, nach seiner Ansicht, die Poesie von der Musik vernichtet wird? Aber es versteht sich ja, daß bei aller Gesangscomposition die Musik nicht als eine selbstständige, sondern durch die Poesie gebundene Kunst erscheint, und der Componist hier also sich dem Dichter, sowohl was den poetischen Charakter, als die metrische Form des zu componirenden Gedichtes betrifft, jederzeit zu fügen hat; denn die Poesie wird dem Componisten, falls er nicht selbst ein Werk zugleich dichten und componiren will — gegeben. Nur bei Uebersetzungen von bereits componirten Liedern und Operntexten, oder der Dichtung von Liedern nach vorhandenen Melodieen, ist der Fall umgekehrt. Hier müssen Uebersetzer und Dich-

ter sich eben so gewissenhaft nach dem Musiker richten, wie es z. B. Herr Sander zu Berlin, in seinen musterhaften Verdeutschungen von mehreren Texten der Gluck'schen Opern, auf das Lobenswürdigste gethan hat. Wenn nun ein Mann, wie Göthe, über einen Gegenstand, wie das Verhältniß der Poesie zur Musik, das Wort nimmt; so ist man doch wohl zu der Erwartung berechtigt, etwas Gehaltvolleres zu hören, als er uns hier vorgetragen hat? Zumal da doch vorauszusetzen ist, daß ihm nicht unbekannt seyn werde, was die einsichtsvollsten und scharfsinnigsten Kenner, vor allen aber der, leider vor der Vollendung seiner Metrik uns durch den Tod entrissene, treffliche Apel, über diesen Gegenstand geschrieben haben! Doch wir sollen ja hier nicht einmal bloß vom Verhältniß der Musik zur Poesie, sondern vom Wesen der Musik und Poesie überhaupt, unterrichtet werden, und gleichwohl steht hierüber, außer jener dürftigen, und noch dazu falschen, Bemerkung über die Beziehung bloß, in welcher von der Musik nicht einmal als einer selbstständigen Kunst, die Rede ist, kein Wort weiter da! Was soll man nun wohl nach einem solchen Pröbchen erst von dem ganzen Lehrvortrage denken, der in der pädagogischen Provinz über diese beiden Künste ertheilt wird? Der Verfasser sagt selbst, daß hierbei „Alles darauf ankomme, daß beide Künste, jede für sich und aus sich selbst, dann aber gegen und mit einander entwickelt werden, damit die Schüler beide in ihrer Bedingtheit, und wie sie sich wechselsweise bedingen, und sich sodann wieder wechselseitig befreien, kennen lernen." Was er aber hierüber vorgebracht hat: heißt

das die Poesie und Musik aus ihrem Wesen und nach ihrem Verhältniß zu einander, entwickeln? Heißt das, einem Schüler diese beiden Künste in ihrer „Bedingtheit und wechselseitigen Bedingung und Befreiung lehren?“ — Die schonendste Antwort, die sich in unserer Sprache auf diese Frage geben läßt, ist ohne Zweifel: Nein!

Zum Beschluß dieses Abschnitts über Poesie und Musik, wird S. 305 noch Folgendes bemerkt: „Die Sänger, die man hier findet, sind meist selbst Poeten. Auch der Tanz wird in seinen Grundzügen (sic!) gelehrt, damit sich alle diese Fertigkeiten über sämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.“ Durch diese Bemerkung aber erhält das gepriesene Einseitigkeitssystem dieser Pädagogen einen neuen Stoß. Denn wir sehen nun, daß wie die Sprachwissenschaft (im „denkbar weitesten Umfange!“) so auch die Poesie, die Musik, der Gesang und die Tanzkunst, den sämmtlichen Zöglingen der pädagogischen Provinz gelehrt wird. Vermuthlich wußte dieß Jarno-Montan noch nicht, als er unserm Wilhelm Meister den Rath gab, seinen Felix in diese Provinz zu schicken, weil jetzt „die Zeit der Einseitigkeiten sei“ (eine Ansicht, welcher freilich der außerordentliche Absatz der 6 Auflagen des Conversationslexikons stark widerspricht); denn eine Erziehungsanstalt, die aus jedem ihrer Schüler einen Linguisten, Musiker, Sänger, Dichter und Tänzer zugleich zu machen weiß, scheint doch fürwahr die Vielseitigkeit der Bildung eben nicht zu verachten. Da aber zu diesen Künsten, allzumal zur Musik und Poesie, doch auch Genie und Talent gehören soll;

so ist es für die Erziehungswissenschaft ein überaus beklagenswerther Umstand, daß uns Göthe nicht gesagt hat, wie es diese pädagogischen Weisen anfangen: alle ihre Zöglinge zu Tonkünstlern und Dichtern zu machen?

Die bildenden Künste und die „ihr verwandten Handwerke" werden (im Gegensatz der eingeschloßnen hüttenartigen Wohnungen der Musiker) in einer „unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemessenen Stadt, mit zierlichen, sich gegen das Feld hin ziehenden Vorstädten und Gartenhäusern" gelehrt. Den Grund hievon giebt der Verf. in folgender Erläuterung an: „Der Wanderer," heißt es S. 310, „konnte nicht unterlassen, hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Musiker in der vorigen Region keinesweges an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen seien, welche Mahler, Bildhauer und Baumeister bewohnen. Man erwiederte ihm, dies liege in der Natur der Sache; der Musikus müsse immer in sich selbst gekehrt seyn, sein Innerstes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges darf er nicht schmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr, und lockt den Geist von Innen nach Außen. Umgekehrt muß der bildende Künstler in der Außenwelt leben und sein Inneres gleichsam unbewußt an und in dem Auswendigen manifestiren. Bildende Künstler müssen wohnen wie Könige und Götter; wie wollten sie denn sonst für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müssen sich zuletzt dergestalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken sich veredelt fühle." So schön

das Bild ist, durch welches Göthe hier das Verhältniß der Lyrik zur Plastik, oder des Reiches der Töne zum Reiche der Formen, zu veranschaulichen gesucht hat; so bleibt doch diese Bemerkung, zumal da der Verf. nichts von einer Beschränkung des Sinnes, in dem sie zu nehmen sei, hinzugefügt hat, immer wieder eine einseitige und schiefe. Denn, wie sie hier steht, hebt sie die gegenseitige Durchdringung der schönen Künste, in der gemeinschaftlichen Verwandtschaft des Wesens und der Idee der Kunst überhaupt, so wie den Zusammenhang der Kunst mit der Natur, offenbar auf. Dieß wird kein Aesthetiker, der nicht engherzig seine Theorie nach dem Maßstab einer einzelnen Kunst entworfen hat, sondern mit frischem lebendigen Blick in den Organismus der Kunst im Allgemeinen eingedrungen ist, zu läugnen vermögen. Alle Kunst ist ja, ihrem Wesen nach, Eine,*) und der bildende Künstler wird eben so gut durch die Musik, als der Musiker durch Werke der plastischen Kunst, beide aber gleichmäßig durch das Schöne und Erhabene der Natur, zu künstlerischen Ideen begeistert werden können; weshalb auch Fr. Schlegel's bekanntes Paradoxon, daß die Architektur eine gefrorene Musik sei, eigentlich gar nicht so paradox ist, als es zu

*) „Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in Einen Bund der Wahrheit
In Einen Strom des Lichts zurück."
Schiller, in seinem Gedicht: Die Künstler.

seyn scheint; denn es ist nur ein bildlicher Ausdruck des, beiden Künsten, der Kunst der Formen wie der Kunst der Töne, zum Grunde liegenden Gesetzes der Harmonie. Auch in dieser, mehr auf das Technische als Geistige der Kunst gehenden Kunstansicht, vermissen wir also wieder den philosophischen Standpunkt, der auf der Entwickelung des Einzelnen aus dem Ganzen beruht. Doch eben dieser ist es freilich, welcher der ganzen, und gerade hiedurch unhaltbaren, Idee dieser, auf ein irriges und (wie wir gesehen haben) nicht einmal folgerecht durchgeführtes Einseitigkeitsprincip gegründeten pädagogischen Provinz ermangelt. — Aber nicht bloß von andern Künsten (die mimische Kunst, diese reiche lebendige Quelle für das Studium des bildenden Künstlers, fällt ohnehin fast ganz weg, da bei der allgemeinen Ausschließung des Theaters nur noch der Tanz und die Pantomimen der drei Ehrfurchten und des erwähnten stummen Concerts übrig bleiben), sondern auch vom Leben wird der plastische Künstler in diesem Sitze höchster pädagogischer Weisheit möglichst getrennt. Auf die Frage, die Wilhelm S. 311 thut: „Warum gerade in diesen festlichen, andere Regionen so belebenden, tumultuarisch-erregten Tagen, hier die größte Stille herrsche und das Arbeiten immer fortgesetzt werde?“ erhält er folgende Antwort: „Ein bildender Künstler bedarf keines Festes; ihm ist das ganze Jahr ein Fest. Wenn er etwas Treffliches geleistet hat, es steht, nach wie vor, seinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt, da bedarf es keiner Wiederholung, (?) keiner neuen Anstrengung, (?) keines frischen Gelingens, (?) woran sich der Musiker (wie so denn nur der Mu-

siker? Hat Raphael nicht mehr als eine Madonna gemahlt? Und wird auf der Bühne kein Stück wiederholt?) immerfort abplagt, dem daher (?) das splendideste Fest, innerhalb des vollzählichsten Kreises zu gönnen ist." Nun, ein Mensch, und zwar einer, der sich gern des Anblicks fröhlicher, zu einer Festlichkeit versammelter Menschen erfreut, ja selbst mit wesentlichem Vortheil für seine Kunst erfreut (denn wehe dem Mahler und Bildhauer, der nur die Schulen und Gallericen, und nicht auch das Leben und die Natur studiert), bleibt der bildende Künstler doch auch; und um so befremdender nur muß uns diese engherzige Kunstansicht von einem Kunstrichter, wie der Herausgeber der Propyläen, seyn. Dagegen hat der Aufseher vollkommen Recht, wenn er Wilhelmen auf die Frage, ob auch keine Ausstellung der Werke der bildenden Künstler stattfinde, zur Antwort giebt: „An andern Orten mag eine Ausstellung sich nöthig machen, bei uns ist sie es nicht. Unser ganzes Wesen und Seyn ist Ausstellung." Auch liegt es in dem Transitorischen der Werke der Tonkunst (wie der mimischen Künste), daß dem Musiker natürlich Alles auf die öffentliche Ausstellung seiner Kunst oder das „Sich hören lassen" ankommen muß, dagegen der bildende Künstler ihrer überall minder bedarf, weil seine Kunstwerke bleibend und ihn selbst überdauernd sind; obschon er, um des Urtheils und Beifalls seiner Mitwelt theilhaftig zu werden, sich gewiß eben so zahlreiche Beschauer als der Tonkünstler Zuhörer wünschen wird. Auch müssen in dieser Hinsicht der Musiker, Tänzer, Declamator, Mime und Schauspieler, allerdings die

Leistungen ihrer Kunst, wiederholen, wobei sie sich indeß wohl schwerlich, mehr „abplagen“ dürften, als der Dichter und bildende Künstler bei ihrem Beruf, immer Neues zu schaffen; — aber eine Ausstellung ist ja kein gesellschaftliches Fest: und warum sollte zu diesem dem plastischen Künstler der Zutritt nicht eben so gut wie dem Musiker vergönnt seyn? Treffender ist, was der Verf. über die größere Vorsicht bemerkt, die dem Baukünstler im Verhältniß zum Bildhauer und zum Mahler, bei dem Entwurf seiner Kunstwerke nöthig ist. Doch bezieht sich auch diese Bemerkung bloß auf das Technische, auf die größere Schwierigkeit der Darstellungsmittel, mit denen der Architekt freilich ungleich mehr als der Maler, und selbst mehr als der Bildhauer, zu kämpfen hat; denn ein Gemälde und Bildwerk sind leichter verbessert als ein verbautes Haus. „Unsere Gebäude aller Art,“ heißt es S. 312, „sind alle von Zöglingen aufgeführt, freilich nach hundertmal besprochenen und durchdachten Grundrissen“ (also findet doch auch hier das „Abplagen mit der Wiederholung“ statt!); „denn der Bauende soll nicht herumtasten und versuchen; was stehen bleiben soll, muß recht stehen, und wo nicht für die Ewigkeit, doch für geraume Zeit genügend.“ (Hier hätte noch bemerkt werden können, daß es eben darum dem Architekten um so viel schwerer fällt, als jedem andern Künstler, seine Schule zu machen, weil ihm nicht vergönnt ist, probiren zu dürfen.) „Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.“ (Moralisch genommen, wäre dieser Satz freilich gerade umzukehren: „Baut Fehler so viel Ihr wollt, aber begeht keine!“

Die

Die Geschichte dagegen spricht: Fehler werden gebaut und begangen! Uebrigens aber begeht der Baukünstler eben nur einen Fehler, wenn er ihn baut.) „Mit Bildhauern verfahren wir schon läßlicher, am läßlichsten mit Mahlern; sie dürfen dieß und jenes versuchen, beide in ihrer Art Ihnen steht frei, in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen sich eine Stelle zu wählen, die sie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen ist, so wird die Ausführung zugestanden, und zwar auf zweierlei Weise: entweder mit Vergünstigung früher oder später die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn sie dem Künstler selbst mißfiele, oder mit Bedingung das einmal Aufgestellte unabänderlich am Orte zu lassen. Die Meisten erwählen das Erste und behalten sich jene Erlaubniß vor, wobei sie immer am besten berathen sind. Der zweite Fall tritt seltner ein, und man bemerkt, daß alsdann die Künstler sich weniger vertrauen, mit Gesellen und Kennern lange Conferenzen halten, und dadurch wirklich schätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wissen."

Mit dem Unterricht in den bildenden Künsten ist zugleich der in der — epischen Dichtkunst verbunden. „Doch mußte," heißt es S. 314, „dem Freunde dieß sonderbar scheinen, als man hinzufügte: es werde den Schülern nicht vergönnt, schon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu lesen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Mythen, Ueberlieferungen und Legenden lakonisch (!) mitgetheilt. Nun erkenne man gar bald an mahle-

rischer oder poetischer Ausführung das eigene Productive des, einer oder der andern Kunst gewidmeten, Talents. Dichter und Bildner beschäftigen sich an Einer Quelle, *) und jeder sucht das Wasser nach seiner Seite, zu seinem Vortheil hinzulenken, um nach Erforderniß eigene Zwecke zu erreichen; welches ihm viel besser gelingt, als wenn er das schon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte." (Das durch die Poesie Verarbeitete, arbeiter ja der bildende Künstler für eine andere, die plastische, Kunst um. Warum sollten ihm denn dabei, schon vorhandene epische Dichtungen, eines Homer, Virgil, Dante, Arioste, Tasso, Milton, Klopstock u. s. w. nicht auch zu Gute kommen können? Und wie oft sind die Werke dieser Dichter nicht auch schon mit dem glücklichsten Erfolge von bildenden Künstlern wirklich benutzt worden?) „Der Reisende selbst hatte Gelegenheit zu sehen, wie das vorging; mehrere Mahler waren in einem Zimmer beschäftigt; ein munterer junger Freund erzählte sehr ausführlich" (Aber doch lakonisch! Hier könnte der Barbier treffliche Dienste leisten!) „eine ganz einfache Geschichte" (diese war denn doch auch, so gut wie eine vorhandene Dichtung,

*) Diese Quelle, die schaffende Einbildungskraft, ist nicht bloß die des Dichters und bildenden Künstlers, sondern die Quelle aller Künstler; und doch sucht Göthe, eben der Göthe, der die Phantasie in seiner himmlischen Hymne: „Meine Göttin" so unvergleichlich schön besungen hat, in der hier aufgestellten Einseitigkeits-Theorie, die schönen Künste in dieser gemeinsamen Wurzel ihres Daseyns zu trennen, ja die dramatische sogar völlig davon auszuschneiden!

ein diesen Mahlern gegebener Stoff); „so daß er fast eben so viele Worte als Jene Pinselstriche, anwendete, seinen Vortrag ebenfalls aufs rundeste zu vollenden.“ (Einem Mahler bei seiner Arbeit Geschichten zu erzählen, dürfte doch wohl eben so störend, als bei der Erzählung die Geschichte auch gleich zu mahlen, schwierig seyn!) „Man versicherte, daß beim Zusammenarbeiten die Freunde sich gar anmuthig unterhielten“ (sollte diese Unterhaltung nicht auch Zerstreuung zur Folge haben?) „und daß sich auf diesem Wege öfters Improvisatoren entwickelten, welche großen Enthusiasmus für die zwiefache Darstellung zu erregen wüßten.“ Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß Göthe, wie er vorher die Musik mit der lyrischen Poesie verglichen hat, so die Plastik mit dem Epos zusammengestellt wissen will; und nicht mit Unrecht, wie dieses Verhältniß denn auch schon andere Aesthetiker treffend dargestellt haben. *) Aber eine um so auffallendere Lücke in dieser Kunstansicht ist es nur, daß er der dramatischen Poesie, weil er diese von seiner Bildungstheorie gänzlich ausschließt, nun auch hier mit keiner Sylbe gedacht hat; und nicht minder müssen wir hier auch wieder bedauern, daß wir von der Methode, durch welche diese Pädagogen ihre jungen Zeichner, Mahler, Bildhauer und

*) So sagt z. B. A. W. v. Schlegel in seinen so geist- als lehrreichen Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur (welche Göthe hier leider völlig unberücksichtigt gelassen hat) vortrefflich: „Das Homerische Epos ist in der Poesie was die halberhabene Arbeit in der Sculptur, die Tragödie, was die freistehende Gruppe.“

Steinschneider, zugleich zu epischen Originaldichtern bilden, nichts weiter erfahren. Dieß ist um so mehr zu beklagen, als es nicht einmal wahr ist, daß diese Künstler der pädagogischen Provinz sich streng nur auf die epische Poesie beschränken; denn sie sind noch überdem auch recht wackere lyrische Dichter, wie man aus folgendem Liede ersieht, mit welchem, als einem Chorgesang, Wilhelm bei seinem Besuch einer großen Werkstätte, in welcher zahlreiche bildende Künstler jeder Art, durcheinander arbeiteten, überrascht ward, und das wir, sowohl um der schönen Gedanken willen, die es enthält, als weil es (besonders in der ersten, dritten und fünften Strophe), seltsam genug, eine ungleich freiere Kunstansicht gewährt, als des Verfassers engherziges prosaisches Raisonnement, unsern Lesern hier vollständig mittheilen:

„Zu erfinden, zu beschließen,
Bleibe Künstler oft allein;
Deines Wirkens zu genießen,
Eile freudig zum Verein!
Hier im Ganzen schau, erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn Dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Gestalten, ihr Bezug,
Eines wird das Andre schärfen,
Und am Ende sei's genug! (?)
Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt Ein Sinn der ew'gen Art;

Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt,
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegen blickt.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heitre Rose
Frisch auf Mahlertafel stehn;
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Daß sie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen Deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt.
Welch ein Werkzeug Ihr gebrauchet,
Stellet Euch als Brüder dar;
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar!"

Dieses treffliche, aus einer so wahrhaft würdigen Ansicht der Kunst hervorgegangene, und Herz und Geist, gewiß eines jeden wahren Künstlers, erhebende Lied, erinnert in den vier ersten Versen der dritten und in den vier Schlußversen der letzten Strophe an Luther's herrliches Wort: „Ich bin nicht der Meinung, daß durch's Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche fürgeben, sondern ich wollte alle Künste gern sehen, im Dienste Des der sie gegeben und geschaffen hat." — und gleichwohl (sollte man es für glaublich halten?) folgt unmittelbar darauf des Verfassers: Anathema gegen die Schauspielkunst und dramatische Poesie!

Sonst wird uns über die Lehrmethode der pädagogischen Provinz, in Beziehung auf die bildenden Künste, nichts weiter mitgetheilt, als „daß der Willkühr der Lernenden Nichts zu überlassen sei“ (eine Bemerkung, die jedoch wieder nur das Technische betrifft), „daß die Lehrer der Provinz es mit dem Genie am liebsten zu thun haben, weil gerade das Genie die strengsten Forderungen und Gesetze am ersten begreife und ihnen den willigsten (?) Gehorsam leiste“ (mit dem Genie hat man es wohl in allen Lehranstalten, nur noch aus andern Gründen, als weil es sich am leichtesten dem Zwange der Regel unterwirft, am liebsten zu thun); , und daß zur großen Erleichterung (?) für die Lehrer, auch hier wie überall, die drei Ehrfurchten und ihre Gebärden, mit einiger Abänderung (welcher, wird nicht gesagt), der Natur des obwaltenden Geschäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt sind.“ Uebrigens legt der Verfasser mehrmals einen besondern Werth auf die „ganz eigene Stille,“ die stets in dieser Stadt, wo die bildende Kunst und die ihr verwandten Handwerke zu Hause sind, „einer Feiertagsruhe“ vergleichbar, walte; weil „des bildenden Künstlers Geschäft einsam sei, und er im Stillen bilden müsse, was die Augen der Menschen beschäftigen soll,“ wobei er aber wohl nicht daran gedacht hat, daß Tischler, Zimmerleute, Maurer, Steinhauer, Schmiede u. s. w., deren hier noch überdem eine große Anzahl auf einen Raum versammelt gedacht werden soll, eben nicht zu den sogenannten stillen Familien einer Stadt gerechnet zu werden pflegen.

Außer diesem Religions-, Sprach- und Kunstunterricht, wird nur noch von der Schafzucht, der Viehzucht, dem Ackerbau und Bergbau, doch bloß im Vorübergehen, gesprochen. Von einem Unterricht in den Wissenschaften ist, das über Religions- und Sprachbildung Gesagte abgerechnet, mit keinem Worte die Rede. Wir bedauern dieß um so mehr, als Göthe bei dieser Gelegenheit vielleicht auch einmal seine Ansichten vom Universitätswesen (die wir leider auch in seiner Selbstbiographie bei Erzählung seiner eigenen akademischen Jahre vermissen) ausgesprochen haben dürfte, und es um so wünschenswerther ist, sein Urtheil auch hierüber zu erfahren, als er die akademischen Verhältnisse von Jugend auf bis in sein spätestes Alter nahe genug beobachtet, ja, die Universität Jena betreffend, bekanntlich selbst eine geraume Zeit lang geleitet hat.

Ueberhaupt aber erfährt der Leser von der Methode des Unterrichts in dieser großen Lehranstalt durchaus nichts weiter, als wir bereits mitgetheilt haben. Vielmehr weiset S. 193 der älteste Vorsteher alle fernere Fragen Wilhelm's hierüber geradezu ab, indem er zu ihm sagt: „Bei dem Unterricht, den wir den Kindern geben, lassen wir keinen Fremden zu.“ Zwar vertröstet er ihn auch hier auf seine Rückkehr, zu der er nach Verlauf eines Jahres eingeladen worden. „Alsdann,“ spricht er, „kommt und vernehmt, was unsere besten Redner über diese Gegenstände öffentlich zu sagen haben.“ Doch als Wilhelm nun wirklich wieder kommt, — vernimmt er nichts; denn wie von so manchem Andern, was ihm die Vor-

stehen „bis über's Jahr“ (wie sie sich S. 193 'ausdrücken) „schuldig bleiben,“ so ist auch von diesen Rednern und Reden dann keine — Rede mehr. Er erfährt bloß (S. 327) „daß der Obere sich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweise, lehre, segne, indessen die Dreie sich vertheilt, sämmtliche Regionen heimzusuchen, und überall nach genommener tiefster Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufsehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neubestimmte zu gründen, und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen.“ Aber wie das Alles geschieht, wie und worin der Obere unterweiset und lehrt, welches „Eingeführte“ er weiter leitet, und was für ein „Neubestimmtes“ er gründet; davon steht kein Wort da: sondern es wird nur noch, gleichfalls bloß im Allgemeinen, versichert, daß eben dieser Obere Wilhelmen alles ihm bisher noch dunkel Gebliebene vollkommen klar gemacht habe. Der Leser aber tappt im Dunkeln fort.

Was wir nun sonst noch von den Einrichtungen dieser pädagogischen Provinz erfahren, besteht in Folgendem. „Die höchste Strafe, die den Zöglingen aufgelegt wird, ist die, daß sie die besagten Ehrfurchtsgebärden nicht mitmachen dürfen. „Sie sind,“ heißt es S. 193, „unwürdig erklärt, Ehrfurcht zu beweisen, und genöthigt, sich als roh und ungebildet darzustellen; sie thun aber das Mögliche, um sich aus dieser Lage zu retten, und finden sich aufs Geschwindeste in ihre Pflicht. Sollte jedoch ein junges Wesen verstockt zu seiner Rückkehr keine Anstalt machen, so wird es, mit einem kurzen aber bündigen Bericht den

Eltern wieder zurückgesandt. Wer sich den Gesetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlassen, wo sie gelten.“ — In Absicht der Tracht, die unter den Zöglingen eingeführt ist, bemerkte Wilhelm gleich bei seinem Eintritt in die Provinz eine große Mannichfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider; doch sah er „nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abstufungen vom Hellsten bis zum Dunkelsten; auch schien hier kein Stufengang (wie bei den Ehrfurchtsgebärden) obzuwalten: denn solche, die verschieden grüßten, waren überein gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen.“ Als er aber deshalb den uns schon bekannten geheimnißliebenden Aufseher befragt, erklärt dieser ihm, sich auch hierüber „nicht weiter einlassen zu dürfen.“ Späterhin indeß, nachdem die Dreie unsern Wanderer zum Abschied dem Aufseher folgendermaßen empfohlen haben: „dieser wird nun zu den Vertrauten gezählt, und dir ist bekannt, was du ihm auf seine Fragen zu erwiedern hast; denn er wünscht gewiß noch über Manches, was er bei uns sah und hörte, belehrt zu werden; Maß und Ziel ist dir nicht verborgen“ — erfährt er von diesem, an den Sprecher Sarastro's in Mozart's Zauberflöte erinnernden Aufseher, über jene ihm wiederholt auffallende „Zöglingskleidung“ folgenden Aufschluß: „Sie ist ein Mittel, die Gemüther der Knaben eigens zu erforschen. Wir lassen, bei sonstiger Strenge und Ordnung in diesem Falle, eine gewisse Willkühr gelten. Innerhalb des Kreises unserer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, so auch innerhalb

einer mäßigen Beschränkung, Form und Schnitt wählen.“ (Doppelt Schade, daß die pädagogische Provinz, bei so gewandten Schneidern, als sie hiernach ohne Zweifel besitzen muß, kein Theater hat!) „Dieß beobachten wir genau, denn an der Farbe läßt sich die Sinnesweise, an dem Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen.“ (Der vor Kurzem noch in unserm lieben Vaterlande übliche altdeutsche Schnitt ist doch wohl mit altdeutscher Lebensweise eben nicht verbunden gewesen.) „Doch macht eine besondere Eigenheit der menschlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewissermaßen schwierig; es ist der Nachahmungsgeist, die Neigung sich anzuschließen. Sehr selten, daß ein Zögling auf Etwas fällt, das noch nicht da gewesen.“ (Aber Mancher fällt doch also wirklich darauf! Die Mittheilung dieser neuerfundenen, noch nicht da gewesenen Trachten, wäre gewiß ein schätzbarer Beitrag für das Weimarische Modejournal gewesen.) „Meistens wählen sie etwas Bekanntes, was sie gerade vor sich sehen. Doch auch diese Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar; durch solche Aeußerlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Partei; sie schließen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus; wir erfahren, wo jeder sich hinneigt, welchem Beispiel er sich gleichstellt. Nun hat man Fälle gesehen, wo die Gemüther sich ins Allgemeine neigten, wo eine Mode sich über alle verbreiten, jede Absonderung sich zur Einheit verlieren wollte. Einer solchen Wendung suchen wir auf gelinde Weise Einhalt zu thun; wir lassen die Vorräthe ausgehen; dieses und jenes Zeug, eine und die an-

dere Verzierung ist nicht mehr zu haben; wir schieben etwas Neues, Reizendes herein; durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernste Schattirungen, bequeme faltenreiche Tracht die Besonnenen, und stellen so nach und nach ein Gleichgewicht her. Denn der Uniform sind wir durchaus abgeneigt; sie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere (?) Verstellung, dem Blicke der Vorgesetzten." Diese pädagogische Paraphrase des alten Volkssprüchleins: „den Vogel erkennt man an den Federn und den Narren an seiner Kappe," enthält, wenn auch die Wichtigkeit der Kleidung als Charakterbezeichnung des innern Menschen, zu hoch darin angeschlagen seyn dürfte, unläugbar manche sehr treffende und für alle Erzieher beherzigungswerthe Bemerkungen. Ueber die lächerliche Pedanterie der Kleiderverordnungen, in Schulen wie in Staaten, sind wir indeß gegenwärtig Gottlob so ziemlich hinaus. Unsere Regierungen sehen doch jetzt endlich immer besser ein, daß sie durch vorgeschriebene Kleider, Leute nur von Außen machen, und daß ihre Aufmerksamkeit auf die Hüte und Mützen, nichts an den Köpfen ändert, die unter ihnen stecken. Und so wird auch, unsere Militair-, Berg- und Forstinstitute (in denen die Uniform freilich zum Beruf gehört) abgerechnet, sich jetzt in Deutschland, außer der rothjackigen Schnepfenthaler, wohl schwerlich noch eine einzige allgemeine Erziehungsanstalt finden, in welcher die Zöglinge sich sämmtlich uniformirt tragen müssen. Von dem Einseitigkeits- und Sonderungssystem der pädagogischen

Provinz aber, hätte sich eher auch eine Belobung der Uniformen (wenigstens für die einzelnen Gattungen der Zöglinge, als die Bereiter, Künstler, Bergleute*) u. s. w.) erwarten lassen. Doch wir haben schon mehrmals bemerkt, daß der Verfasser diese Theorie nicht einmal streng folgerecht durchgeführt hat; und gerade wie mit der bereits angeführten Allgemeinheit der Sprachbildung, verhält es sich denn also auch hier mit der Mischung der Trachten. — Daß alle drei Jahre ein großes öffentliches Fest stattfindet, das jede einzelne Region, bis auf die der bildenden Künstler, die keinen Antheil daran nehmen dürfen, auf ihre besondere Weise feiert (bei dem Fest der Bergleute werden, nach S. 330, auch mimische Darstellungen gegeben), haben wir schon gemeldet. Aber noch anzuführen ist, daß, laut S. 198, zu diesem Feste auch jedesmal die sämmtlichen Eltern der Zöglinge mit eingeladen werden. Da Letztere nun, wie wir schon früher angeführt haben, Zöglinge „aus allen Weltgegenden" sind, aus denen mithin auch die Aeltern alsdann hier zusammenkommen, und da jenes Fest überdem auch noch mit dem großen Jahrmarkt der pädagogischen Provinz, besonders dem Pferdemarkt, zu dem sich, wie S. 300 versichert wird, gleichfalls Fremde aus allen Nationen einfinden, verbunden ist; so kann man sich denken, daß diese Zusammenströmung von Menschen noch eine ganz andere seyn muß, als

*) Ob die Provinz auch Soldaten bildet und Festungen unterhält, um in Kriegsnöthen eine eigene Armee ins Feld stellen und sich gegen Belagerungen schützen zu können, ist nicht gesagt.

die auf unserer Leipziger Messe! — Was die Verfassung der Direction dieser Lehranstalt betrifft, so wird bloß gemeldet, daß die Dreie (welchen Ausdruck der Verf. im Singular, nicht als Drillinge, sondern als eine Dreiheit, braucht) zusammen den Obern vorstellt, und die heilige Dreieinigkeit, auf deren „hoher Lehre" das Religionssystem dieser Pädagogen beruht, erscheint hier also in ihnen selbst sogar — personificirt! — Hiermit haben wir nun unsern Lesern Alles vorgelegt, was der Verfasser selbst über seine Idee von einer pädagogischen Provinz, dem Publicum mitzutheilen für gut befunden hat. Zum Schluß bemerken wir daher über diese Göthe'sche Erziehungstheorie nur noch, daß sie nur einen Flügel hat, indem sie sich bloß auf männliche, und nicht zugleich auch auf weibliche Bildung bezieht, worüber sich unsere Damen um so mehr zu beklagen haben, als sie gerade in Göthe so vorzugsweise, und mit Recht, einen Dichter der Frauen zu verehren pflegen.

Wie den Lehrjahren, so sind auch diesen Wanderjahren Wilhelm Meister's, mehrere lyrische Poesieen eingeflochten, die aber, das einzige, dem Leser von uns vollständig mitgetheilte, Künstlerlied ausgenommen, an dichterischem Werth so tief unter denen der Lehrjahre stehen, daß man nur allzuschmerzlich das Verstummen der melodischen Lippen des Harfners und seiner Mignon fühlt. Auch an Reichthum einzelner sinnreicher und schöner Gedanken, kommt dieser zweite Meister dem ersten bei weitem nicht gleich. Doch

finden sich einige von so ausgezeichneter Eigenthümlichkeit, Tiefe des Inhalts und Anmuth des Ausdrucks, daß wir nicht unterlassen können, diese unsern Lesern hier auch noch mitzutheilen. Es sind folgende:

„Prüft das Geschick Dich, weiß es wohl warum:
Es wünschte Dich enthaltsam! Folge stumm."

„Was machst Du an der Welt? Sie ist schon gemacht!
Der Herr der Schöpfung hat Alles bedacht.
Dein Loos ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern Dich ewig aus gleichem Gewicht."

„Was wird mir jede Stunde so bang?
Das Leben ist kurz, der Tag ist lang
Und immer sehnt sich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht, ob himmelwärts;
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor sich selber fliehn.
Und fliegt es an der Liebsten Brust,
Da ruht's im Himmel unbewußt;
Des Lebens Strudel reißt es fort
Und immer hängt's an Einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt sein eigner Thor."

„Das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht."

„Das Gesetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre, und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Ein-

drücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt seyn."

„Wer ein Geheimniß bewahren will, muß nicht merken lassen" (wie der Verf. der Wanderjahre!) „daß er eins besitzt. Die Selbstgefälligkeit über das Verborgene hebt die Verborgenheit auf. — Verschwiegenheit fordern, ist nicht das Mittel, sie zu erlangen."

„Es ist nichts natürlicher, als daß uns vor einem großen Anblick schwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unsere Kleinheit und unsere Größe zu fühlen. Aber es ist ja überhaupt kein ächter Genuß, als da, wo man erst schwindeln muß."

„Den Menschen ist nicht zu helfen, und sie hindern uns, daß man sich selbst hilft. Sind sie glücklich, so soll man sie in ihren Albernheiten gewähren lassen; sind sie unglücklich, so soll man sie retten, ohne diese Albernheit anzutasten, und Niemand fragt uns jemals, ob du glücklich oder unglücklich bist. — Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannst, so bist du unter ihnen nichts nütze. — Unterhaltender scheinen sie mir doch, versetzte Wilhelm, als deine starren Felsen. — Keineswegs! versetzte Jarno: denn diese sind wenigstens nicht zu begreifen."

„Man freut sich mit Recht, wenn die leblose Natur ein Gleichniß dessen, was wir lieben und verehren, hervorbringt. Sie erscheint uns in Gestalt einer Sybille, die ein Zeugniß dessen, was von Ewigkeit her beschlossen ist, und erst in der Zeit wirklich werden soll, zum Voraus niederlegt. Hierauf, als auf eine wundervolle, heilige Schicht, hatten die Priester ihren Altar gegründet.“

„Es ist nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer Andere lehren will, kann wohl“ (aber er soll es doch nicht?) „oft das Beste verschweigen was er weiß, aber er darf nicht halbwissend seyn.“

„Was nützt, ist nur ein Theil des Bedeutenden. Um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein selbst willen studiren.“

„Aller Anfang ist schwer. Das mag in einem gewissen Sinne wahr seyn; allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen.“

„So lange wir allein sind, bilden wir uns ein, das Betrachtungswerthe sei unendlich; hat man aber eine Weile gesprochen, und zwar recht von Herzen, so sieht man, wie geschwind sich das alles erschöpft. Nichts ist unendlich als die Albernheit.“

„Der

„Der Mensch hat nur allzusehr Ursache, sich vor dem Menschen zu schützen. Der Mißwollenden giebt es gar viele, der Mißthätigen nicht wenige; und um zu leben, wie sich's gehört, ist es nicht genug, immer wohlzuthun."

„Welchen Weg mußte die Menschheit nicht machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche menschlich zu seyn. Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dieß zuerst lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beschleunigen. Des Schönen sind die Menschen selten fähig, öfter des Guten; und wie hoch müssen wir daher diejenigen halten, die dieses mit großen Aufopferungen zu befördern suchen."

„Der Mensch ist ein geselliges, gesprächiges Wesen; seine Lust ist groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben sind, und wenn auch weiter nichts dabei heraus käme. Wie oft beklagt man sich in Gesellschaft, daß Einer den Andern nicht zum Wort kommen läßt; und eben so kann man sagen, daß Einer den Andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geschäft wäre, das man einsam und allein abthun muß. Wie viel die Menschen schreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem, was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich schon genug ist. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geschichten, Anekdoten, Beschreibungen von gegenwärtigen Zuständen einzelner

Menschen, in Briefen und größeren Aufsätzen in der Stille circulirt, davon kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man in mehreren gebildeten Familien eine Zeit lang lebt."

„Unwahrheit kann uns eben so sehr in Verlegenheit setzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen, wie oft uns diese oder jene nutzt, so möchte es doch immer der Mühe werth seyn, sich ein für allemal dem Wahren zu ergeben."

„Eine liebevolle Aufmerksamkeit auf das, was der Mensch besitzt, macht ihn reich, indem er sich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anhäuft. Die Beharrlichkeit auf den Besitz, giebt uns in manchen Fällen die größte Energie."

„Die christliche Religion, die oft genug das Schicksal gehabt hat, zergliedert und zerstreuet zu werden, muß sich doch endlich immer wieder am Kreuze zusammen finden."

„Die Frommen haben innigern Zusammenhang als die Bösen, ob es ihnen gleich, dem Aeußern nach, nicht immer so wohl geräth."

„Man denkt immer nur ans Nothwendige; man will seyn und nicht scheinen. Das ist recht gut, so lange man etwas ist. Wenn aber zuletzt das Seyn mit dem Scheinen sich zu empfehlen anfängt, und der Schein noch flüchtiger als das Seyn ist, so merkt denn

doch ein Jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachläßsigen." —

„Wenn man es recht genau betrachtet: was ist denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben; und glücklich, wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren, dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Daseyn verbergen, daß er eine Freude am Daseyn habe? Fände die gute Gesellschaft, denn von der ist doch hier allein die Rede, nur alsdann diese Aeußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn des einen Menschen Freude an sich und seinem Wesen die andern hindert, Freude an dem ihrigen zu haben und sie zu zeigen, so wäre nichts dabei zu erinnern; und von diesem Uebermaß ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine wunderlich verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt? ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existiren könnte; denn das Gefallen an sich selbst, das Verlangen, dieses Selbstgefühl Andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigner Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott! alle Menschen wären eitel, wären es aber mit Bewußtseyn, mit Maß und im rechten Sinne, so würden wir in der gebildeten Welt die glücklichsten Menschen seyn. Die Weiber, sagt man, sind eitel von Hause aus; doch es kleidet sie und sie gefal-

len uns um desto mehr. Wie kann ein junger Mann sich bilden, der nicht eitel ist! Eine leere, hohle Natur wird sich wenigstens einen äußern Schein zu geben wissen, und der tüchtige Mensch wird sich bald von außen nach innen zu bilden."

„Der Mensch hat gar eine eigene Lust, Proselyten zu machen: dasjenige, was er an sich schätzt, auch außer sich in Andern zur Erscheinung zu bringen, sie genießen zu lassen, was er selbst genießt, und sich in ihnen wieder zu finden und darzustellen. Fürwahr, wenn dieß auch Egoismus ist, so ist er der liebenswürdigste und lobenswürdigste; derjenige, der uns zu Menschen gemacht hat und uns als Menschen erhält."

„Wer schnell aus einem Zustande in den entgegengesetzten übertritt, fühlt sich wirklich in einer Art von Taumel. Die Erde scheint sich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe steigt, und das Licht zittert noch im Auge dessen, der auf Einmal ins Finstre tritt."

„Ein Kind, das, Almosen erbittend, uns einen Zettel hinreicht, auf welchem fünf Lotto-Nummern geschrieben sind, weisen wir nicht leicht ab; und es kommt auf den Augenblick an, besonders wenn es kurz vor dem Termin der Ziehung ist, ob wir nicht, mit zufällig erregter Hoffnung, ganz gegen unsere sonstige Weise, gerade diese Nummern stark besetzen."

„Sehröhre haben durchaus etwas Magisches. Wären wir nicht von Jugend auf gewohnt, hindurch zu schauen, wir würden jedesmal, wenn wir sie vor's Auge nehmen, schaudern und erschrecken. Wir sind es, die erblicken, und sind es nicht, ein Wesen ist's, dessen Organe auf höhere Stufe gehoben, dessen Beschränktheit aufgelöst, das ins Unendliche zu reichen berechtigt ward. Belauschen wir z. B. Weitentfernte durch ein solches Mittel, sehen wir sie harmlos-unschuldig vor sich hin, als einsam unbeobachtet handeln, so kann es uns wirklich bange werden, sie möchten uns entdecken, und wegen verrätherischer Zudringlichkeit beleidigt zürnen."

„In der wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaft ist kaum ein trauriger Leiden zu dulden, als das uns die Nachbarschaft eines angehenden Flöten- oder Violinspielers aufdringt."

„Diejenigen, die Musik machen, stehen doch wenigstens in der Einbildung, unter einander einig zu seyn und in Uebereinstimmung zu wirken: denn wenn sie lange genug gestimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerrissen haben, so glauben sie steif und fest, die Sache sei nunmehr aufs Reine und ein Instrument passe genau zum andern. Der Capellmeister selbst (?) ist in diesem glücklichen Wahn, und nun geht es freudig los, unterdeß uns Andern immerfort die Ohren gellen. Bei dem Ehestand hingegen ist dies nicht einmal der Fall; denn ob er gleich nur

ein Duett ist, *) und man doch denken sollte, zwei Stimmen, ja zwei Instrumente müßten einigermaßen überein gestimmt werden können, so trifft es doch selten zu. Denn wenn der Mann einen Ton angiebt, so nimmt ihn die Frau gleich höher. Da geht es denn aus dem Cammer- in den Chorton, und immer so weiter hinauf, daß zuletzt die blasenden Instrumente selbst nicht folgen können."

„Niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts."

Gewiß wird jeder unbefangene Leser in diesen Bemerkungen den Dichter freudig wieder erkennen, der unter Allen, älterer und neuerer Zeiten, nächst Shakspeare, Herz und Seele des Menschen am schärfsten und vielseitigsten beobachtet hat.

Zum Beschluß unserer Beurtheilung dieses seltsamen Romans, haben wir nunmehr nur noch ein Wort, den Titel desselben betreffend, zu sagen. Diesen hat Göthe nämlich auch „die Entsagenden" überschrieben. Der Entsagenden finden wir nun auch wirklich in diesem Werke eine eben so reiche Anzahl als der Wandernden; ja es tritt fast nicht eine Person darin auf, die nicht (mit dem Verfasser selbst zu reden) zu den „Wandernd-Entsagenden" gehörte; und an der Spitze aller dieser Entsagenden steht, als

*) Jean Paul vergleicht ihn mit einer vierhändigen Sonate, in welcher der Mann die Baßpartie spielt.

Erzähler, merkwürdig genug, der Verfasser selbst, indem er fortwährend unter Versicherungen wie die: „daß er nicht vermögend sei, seine vielen Materialien zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten; leider nur allzu wenig aufgezeichnet finde, nicht Alles genau nachweisen könne, sich von seinen Manuscripten und Fascikeln völlig verlassen sehe, aus aller historischen Fassung gebracht, und ihm versagt sei, nähere Kenntniß mitzutheilen, weil einem Büchlein, wie diesem, Rückhalt und Geheimniß gar wohl gezieme“ (warum? wird uns, wie so oft anderwärts,*) so auch hier, nicht gesagt) den Leser auffordert: „sich das Mangelnde selbst auszubilden.“ — Aber: warum jene Entsagenden entsagen, erfahren wir so wenig, als wozu diese Wandernden wandern,**) und müssen dieses „Mangelnden“ wegen, den Dichter um seiner selbst willen wahrhaft bedauern, daß ihn auch hier seine

*) Unter den kleinen gnomischen Gedichten Göthe's, im 2ten Bande der Cotta'schen Ausgabe seiner Werke, befindet sich auch Folgendes:

„Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben stumm!
Du halte dich an's Weil, und frage nicht: warum?“

Auf die Wanderjahre anwendend, ließe sich dies Sprüchlein füglich also umkehren:

„Halt', Leser, Dich an's Weil, und frage nicht: Warum?
Wie? Wann? und Wo? — Denn Göthe bleibet stumm!

**) Für den Helden des Romans selbst, ist durch Nataliens Verfügung, daß er nirgend länger als 3 Tage verweilen darf, der Werth, den das Reisen der Bildung gewährt, ohnehin fast ganz aufgehoben worden.

„Fascikel im Stich gelassen.“ Denn wie nun das Werk vor den Augen der Leser liegt, wird er sich nicht darüber beschweren können, wenn diese nicht bloß seine pilgernde Thörin (die vielmehr unter allen leicht noch die vernünftigste seyn dürfte), sondern die sämmtlichen Helden und Heldinnen dieses Romans, für pilgernde Thoren und Thörinnen, zu erklären sich versucht fühlen sollten. Zwar wird S. 332 gesagt, daß einige Stellen seiner Fascikel auf „den hohen Sinn des Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt in das Leben erst denkbar ist,“ hindeuten; aber weder jene Stellen noch sonst ein Wort zur Erklärung dieser Behauptung theilt uns der Verf. mit, und gleichwohl ist dieß das Einzigemal, daß er überhaupt auf das Entsagen zu reden kommt. Die Entsagungen selbst, beziehen sich übrigens in der Hauptsache bloß auf Liebschaften (noch dazu meist alte Liebschaften), denn im Uebrigen lassen sich sämmtliche Herren und Damen, wie wir, besonders auf der Insel in Mignon's Heimath, und in dem Gasthofe des wandernden Bandes gesehen haben, eben nichts abgehen. Aber da entsagt Wilhelm seiner Natalie (wofür er sich jedoch, zu einer kleinen Entschädigung, — seiner alten Natur in den Lehrjahren getreu, — noch einmal von neuem, nämlich in die schöne Wittwe, wie wir S. 291 erfahren, verliebt), Jarno seiner Lydie, Lotharie seiner Therese, Friedrich seiner Philine, Lenardo seinem nußbraunen Mädchen, Hilarie ihrem Major, die schöne Wittwe ihrem Lieutenant, u. s. w. Doch, wie es scheint, zum Glück nur auf so lange Zeit, als die Oden zu-

rückgelassenen Liebenden freilich mitunter gar gefährlich werdenden) Wanderschaften dieser Reiselustigen Personen dauern, und die „abgerissenen Kartenstücke, die gegen klingende Münze oder Wechsel, nach Belieben zu vertauschen sind," vorhalten werden. Selbst der mit Wilhelm reisende Mahler, welcher sich auf der italienischen Insel in Hilarien verliebt, wird beim Abschied von ihr, wie es S. 292 heißt, „eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden (worin die folgenden Grade bestehen, sagt der Verf. nicht), welchen jene Freunde schon überstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen, abermals schmerzlich geprüft zu werden." *) Das eclatanteste Beispiel von Resignation giebt aber unter Allen unstreitig der Barbier, der, indem er seiner schönen bis über die Ohren in ihn verliebten Prinzessin davon läuft, dadurch zugleich dem Thron und Reich des Königs Eckwald, „des mächtigen Fürsten der Zwerge," freiwillig und auf ewig entsagt, und „an den Heerd zur Köchin" zurückkehrend, ruhig wieder sein altes Scheermesser zur Hand nimmt.

*) Warum umgingen sie auch mit der sophistischen Erklärung, daß es „nur zu Lande, nicht zu Wasser gelte," Natalien's Gebot, wodurch diese zwar schlau, aber, wie die Folge lehrt, doch nicht schlau genug, ihrem Wilhelm zur Pflicht gemacht hatte, „nicht länger als drei Tage an einem Orte zu verweilen, und nur in Gesellschaft seines Felix zu reisen!" Warum beherzigten sie nicht das so wahre als artige Wort Göthe's:

„Soll Dein Compaß Dich richtig leiten;
Hüte Dich vor Magnetstein, die Dich begleiten."

Blicken wir nun, nach dieser mit der gewissenhaftesten Treue unternommenen und vollbrachten Darlegung des Inhalts dieser Wanderjahre, noch einmal auf das Ganze zurück, so läßt sich, im Allgemeinen, doch fürwahr kaum etwas Treffenderes darüber sagen, als das, was der Cardinal Hippolyt von Este dem Ariosto über seinen rasenden Roland äußerte: „Wo in aller Welt, Meister Ludwig, habt Ihr all' die wunderlichen Dinge aufgetrieben!“ auf unsern Meister Wolfgang anwenden. Eine unzusammenhängende, formlose Dichtung, die, nur das offenbarste Bruchstück eines Romans, aus den barokkesten und heteroqensten, selbst wieder nur fragmentarischen, und längst aus Cotta's Damenkalender bekannten,*) Einzelnheiten, von denen der Verfasser selber gesteht, daß er „sie zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten, nicht vermögend sei,“ zusammengewürfelt ist; und eine Philosophie über Pädagogik, Religion und Kunst, die das Höchste der menschlichen Bildung in das „Beschränken auf Ein Handwerk“ setzt, die Erklärung des Mysteriums der Dreieinigkeit auf die vier Ehrfurchten vor uns selbst und dem was unter uns, über uns und uns gleich ist, gründet, und das Wesen der schönen Künste meist nur von der Seite des Technischen und Mechanischen beleuchtet, die dramatische Poesie und Kunst aber (uneingedenk selbst alles dessen, was des Verfassers eigner Geistes-

*) Das Mährchen: Die neue Melusine, hat Göthe, wie er im 2ten Bande seiner Selbstbiographie, S. 372, versichert: sogar schon als Student; während seines Aufenthaltes auf der Universität zu Straßburg gedichtet.

verwandter, Schiller, so wie Göthe selbst, über die Wichtigkeit derselben für die sittliche und ästhetische Bildung des Menschen geschrieben), für absolut unwerth erklärt: — das ist die so lange (seit 25 Jahren!) vom Verfasser versprochene, zwar schon im Leipziger Büchercatalog von der Michaelis-Messe 1810 einmal als eine „fertig gewordene Schrift" angekündigte, aber doch erst Anno 1821 wirklich erschienene, Fortsetzung von Göthe's Wilhelm Meister! — Da der Dichter, nach seinem eigenen Bekenntniß,*) dieses Werk bereits im Jahre 1779 begonnen, und seitdem unaufhörlich daran fortgearbeitet hat; so kann man es ihm freilich nicht verargen, daß er, von einem so langen Wege matt und müde, gleich zu Anfang dieser Fortsetzung in die Worte:

„Ehe wir nun weiter schreiten,
Halte still und sieh Dich um!"

zu Ottilien und dem Leser ausbricht, obschon Letzterm, der sich bereits dritthalb Decennien lang nach dieser Fortsetzung vergeblich umgesehen, die Geduld inzwischen zu sehr hat ausgehen müssen, um ihm zuzumuthen mit dem endlich ihm vergönnten Weiterschreiten in dieser Lektüre noch länger still halten zu können. Aber daß sich in einer so langen Zeit, aus dieser Dichtung, an welcher Göthe nicht weniger als fast 50 Jahre gearbeitet hat, kein bedeutenderes poetisches Kunstwerk entwickelt hat; das muß uns billig, und zwar um so mehr, Wunder nehmen, als die

*) In der „Summarischen Jahresfolge seiner Schriften," die dem 20sten Bande der Cotta'schen Ausgabe von Göthe's Werken angehängt ist.

Idee dieses Werks, wie schon der ein ganzes Mannesalter hindurch daran gesetzte außerordentliche Aufwand von Zeit, und Göthe's eigene Aeußerungen uns lehren, von jeher zu den ihm liebsten und wichtigsten Problemen seiner Kunst gehört hat. Gleichwohl scheint er es, selbst in dieser so überaus mangelhaften Gestalt von einer Fortsetzung, nicht einmal vollenden zu können, denn vergeblich haben die Freunde seiner Muse, der Erscheinung, oder wenigstens Ankündigung des 2ten Bandes der Wanderjahre, bisher entgegengesehen. Wenn er nun aber doch die Nothwendigkeit einmal fühlte, seinen Lesern, im Werke selbst, das Geständniß thun zu müssen: daß er seinen zwar überreichen, aber schlecht aufbewahrten Stoff für die Vollendung dieses Romans, „zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten nicht vermögend sei;" — warum war er denn nicht so redlich, ihnen dieß lieber gleich auf dem Titel zu sagen, wodurch er sich noch die Mühe, jene Entschuldigung so oft, und jedesmal mit andern Worten zu wiederholen, erspart haben würde. Er hätte das Werk ja nur, mit seinem eignem Lieblingsausdruck: „Fascikel" oder: wie er sonst wollte: Materialien, Ideen, Entwürfe u. s. w. zu einer Fortsetzung seines Wilhelm Meister nennen und mit seinem eigenen Motto:

„Gerne hätt' ich mehr geschrieben,
Aber es ist liegen blieben!"

bezeichnen dürfen; und welcher wahre Freund der Kunst würde einem solchen Baumeister (zumal in Hinsicht auf sein hohes Alter) nicht innig dankbar dafür gewesen seyn, daß er uns wenigstens seine Gedanken

zu einem Gebäude noch hinterlassen wollen, das er wirklich auszuführen, sich nicht mehr im Stande fühlte. Allein, zu verlangen (wie Göthe ungeachtet seiner wiederholten Selbstbekenntnisse von seinem Unvermögen in Betreff der Ausführung des Ganzen, verlangt hat), daß man sich den Riß für das Gebäude, eine Skizze als ein Gemälde, und ein Fragment einer Sammlung von Fragmenten als einen Roman verkaufen lassen soll: eine solche Zumuthung müssen doch selbst seine entschiedensten Verehrer zu stark finden. Indem er nun aber sein Kunstgewissenloses Verfahren, durch solche Erklärungen, wie die: „daß dergleichen Rückhalt Lücken und Mängel einem Büchlein wie dieses sehr wohl gezieme," und daß man dem Leser „nicht Alles sagen müsse, weil er sonst denke, es stecke nichts dahinter," gar noch beschönigen will, manifestirt er ziemlich handgreiflich, daß er alle seine Leser für nichts Geringeres als für Einfaltspinsel hält, die er zum Besten zu haben, sich den Spaß machen will. Freilich kann er es ihnen nun auch nicht wehren, wenn sie, in schuldiger Erwiederung solcher Autor-Höflichkeit, dennoch denken sollten, daß hinter den vielen Geheimnissen, die er bei diesem Roman für sich behalten hat, — Nichts steckt, und in Absicht der, eben so zahlreichen, Lücken und Gähnungen seiner Darstellung, die zuweilen wirklich bis zu einer förmlichen poetischen Maulsperre gehen, mit Küttner's witzigem Epigramm auf den Mißbrauch der Gedankenstriche, der Meinung sind:

„Hier hat der Autor — nichts gedacht,
Hier braucht der Leser — nichts zu denken."

Wir unsers Theils bekennen unverhohlen, daß Göthe, durch die Absicht: der Welt weiß machen zu wollen, mit diesen Wanderjahren ein bedeutendes philosophisch-dichterisches Kunstwerk geliefert zu haben, sich uns in gleichem Grade an seinem Ruhm, wie an der Kunst und an seiner Nation vergangen zu haben scheinen würde, und daß wir in dieser Hinsicht dann gewünscht hätten, er möchte, statt „Entsagende" zu schreiben, lieber selbst den Entsagenden gemacht, und die Zeit, die ihm dieses Werk bei all der Leichtsinnigkeit, mit der es zusammengestellt ist, doch gekostet haben muß, auf die Vollendung seiner Selbstbiographie, die leider auch Fragment zu bleiben scheint, verwendet haben möchte. Ueberdem dünkt uns eine Fortsetzung von Wilhelm Meister's Lehrjahren, zumal nach einer solchen Anlage, wie Göthe hier dazu entworfen hat, ein gar weitaussehendes, ja kaum einer Beendigung mögliches Ding. Denn den Wanderjahren müßten doch, wenn diese erst vollendet wären, auch noch die Meisterjahre Wilhelm's folgen, und mittlerweile würde natürlich sein Felix zu einem solchen Alter herangewachsen seyn, daß man (falls der Dichter ihn nicht, was doch allzuschade wäre, mit einem frühzeitigen Tode abgehen lassen wollte), mit allem Fug und Recht, wieder dessen Lehr-, Wander- und Meisterjahre zu vernehmen wünschen dürfte,*) was denn mit Hinsicht

*) Um so mehr, als die Lehrjahre des Felix, durch seine Aufnahme in die pädagogische Provinz, vom Dichter selbst schon, auf weite Perspectiven deutend, vorbereitet worden sind. –

auf des Felix Kinder und Kindeskinder, einen Roman wie eine Schraube ohne Ende geben würde. Auch gestehen wir, wenn es, wie Herr Schubarth in seiner Schrift „Zur Beurtheilung Göthe's“ meint, *) die Hauptaufgabe dieses Romans ist, „zu zeigen, worin die wahre und höchste Bildung des Menschen bestehe,“ durchaus nicht abzusehen, was dann überhaupt mit dem Gegensatz von Lehr- und Wanderjahren, für die Lösung dieses Problems gewonnen ist;

*) Woran indeß noch sehr zu zweifeln seyn dürfte. Sagt doch selbst Friedrich Schlegel in seiner „Charakteristik des Wilhelm Meister,“ obschon sie ungleich mehr Enthusiasmus und eigne Poesie über ein poetisches Werk als eigentliche Kritik desselben enthält, in dieser Beziehung von dem Helden selber nicht mehr als Folgendes: „Lernen muß er überall können, und wenn ihm das günstige Schicksal oder ein erfahrener Freund von großem Ueberblick beisteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt: so müssen seine Lehrjahre glücklich endigen.“ Und zu Ende der Abhandlung: „Für Wilhelm wird wohl endlich auch gesorgt; aber sie haben ihn, fast mehr als billig oder höflich ist, zum Besten; selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen, indem er ihm seine vielfache Unwissenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Kämpfen von Angst, Trotz und Reue verschwindet seine Selbstständigkeit aus der Gesellschaft der Lebendigen. Er resignirt völlig darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun sind seine Lehrjahre wirklich vollendet (eine bedeutende Vollendung!), und Natalie wird Supplement des Romans.“ — Und was hat Wilhelm nun wohl in den Wanderjahren an Bildung und Charakter bisher gewonnen? — —

denn wie kein Mensch hienieden jemals auslernt, ja selbst als der entschiedenste Meister doch nur immer fortlernt; die wahre Meisterschaft seines Wesens, d. h. die ganze Vollkommenheit der menschlichen Natur, aber erst Jenseits zu hoffen hat; so versteht es sich doch wohl, daß alle Wanderjahre Wilhelm's eben so gut auch immer noch Lehrjahre seyn müssen, als seine Lehrjahre, wie bekannt, auch schon Wanderjahre sind. Unsern Dichter aber hat überdem dieser eigentlich doch bloß handwerksmäßige Ausdruck sichtbar verführt, in den Wanderjahren seine pädagogischen Ideen, der Hauptsache nach, dergestalt auch nur auf die handwerksmäßige Bildung des Menschen zu beziehen,*) daß es uns in Wahrheit eben nicht befremden würde, wenn wir in der Folge auch noch zu lesen bekommen sollten, wie die Mitglieder des wandernden Bandes, zumal wenn etwa das seltsame Papiergeld ihrer abgegerissenen Kartenstücke den Credit verlöre, auch von dem sogenannten Fechten der wandernden Handwerkergesellen, zweckdienlichen Gebrauch zu machen wissen. Ja es läßt sich von mehreren dieser Mitglieder, à la tête dem Barbier, gewiß voraussetzen, daß sie schon jetzt auch in diesem „Handwerksgebrauch nach Stand und Weise" nicht unerfahren sind, und selbst von manchen Ho-

*) Man gedenke der pädagogischen Provinz, die, wie Jarno sagt, uns lehrt: „daß auf ein Handwerk sich zu beschränken, das Beste sei;" und der Stelle: „nur wenige Andere (als Handwerker) erblickte Wilhelm, die er allenfalls für Canzleiverwandte gehalten hätte."

Honoratioren dieser Societät, z. B. dem blonden Friedrich (den ein anderer Friedrich, nämlich von Schlegel, so treffend den „Repräsentanten der gesunden Ungezogenheit“ nennt), wenigstens das Talent, sich bald in einen solchen Handwerksgebrauch zu finden, unbedenklich annehmen. Zudem ist Göthe kürzlich schon selbst einmal auf dieses Fechten zu reden gekommen, im 7ten Stück seiner Hefte über Kunst und Alterthum, S. 97, wo er uns über die Bedeutung dieses „ritterlichen Ausdrucks“ der Handwerksburschen ausführlich belehrt. Endlich aber bekennen wir auch noch, daß uns überall eine Fortsetzung des Wilhelm Meister, in sofern sie durch die Lehrjahre bedingt werden soll, von jeher etwas Ueberflüssiges geschienen hat. Denn unsrer Ansicht nach, bildet dieser unvergleichliche Roman, an und für sich schon, ein vollkommen abgeschlossenes Ganze. Die Eltern Wilhelm's, Marianne, Aurelie, Augustin und seine Mignon, sind aus dem Kreise der Lebendigen geschieden. Die Lebensverhältnisse der übrigen bedeutendern Personen aber sämmtlich befestigt, und überhaupt alle die mannigfaltigen Dissonanzen dieser Lebensvollen Dichtung auf das Sinnreichste und Glücklichste in die reinste Harmonie aufgelöset. Lothario ist mit Theresen, Jarno mit Lydien, Friedrich mit Philinen und Wilhelm's Schwester (von der wir freilich sonst keine Sylbe weiter erfahren) mit Wernern verbunden. Der Abbé, der so gern „das Schicksal vorstellt,“ zieht, seine Rolle eines neuen Cagliostro fortzuspielen, nach Rußland; der Marchese kehrt in seine

Heimath, die Gräfin (ein ungleich bedeutsameres Beispiel schöner Resignation, als uns alle die „Entsagenden“ in den Wanderjahren bis jetzt aufgestellt haben) in sich selbst zurück, und Wilhelm erreicht in dem Besitz der Liebe Nataliens ein Ziel seines Daseyns, seiner Bildung und seines Strebens, von dem er selber sagt: „Wonach soll ich in der Welt nun weiter fragen? Wonach soll ich mich weiter umsehen? Welche Gegend, welche Stadt, verwahrt einen Schatz, der diesem gleich ist?“ und zum (gerade hierdurch den Leser völlig befriedigenden) Schlusse des Ganzen ausruft: „Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte.“

Sollten aber die Lehrjahre Wilhelm Meister's, nach der Intention des Dichters (denn nur von dieser allein, und nicht von ihm untergeschobenen Absichten, an die er selbst nicht gedacht hat, kann hier die Rede seyn), eine noch höhere Bedeutung, als die eines, in sich selbst schon so bedeutungsvollen, Romans haben; — sollte Göthe (wie uns mehrere scharfsinnige Kunstrichter glauben machen wollen, und Er selber dadurch, daß er sie, auf eine solche, so vorherrschend didaktische Weise fortzusetzen begonnen hat, uns allerdings glauben läßt) nicht bloß eben die Lehrjahre Wilhelm Meister's, sondern das „Höchste der menschlichen Natur, Bildung und Lebenskunst überhaupt,“ damit haben darstellen wollen: — dann würde dieser Roman freilich, als die Lösung eines Problems, das zu den

Aufgaben, die in's Unendliche gelöset werden können, einer Fortsetzung — in alle Ewigkeit bedürfen. Allein wir bezweifeln gar sehr, daß der unsterbliche Dichter des Faust — diese Intention: ein solches Uebermenschliches von Poesie und Philosophie leisten zu wollen, gleich bei der Conception der Idee dieses Romans, vor nunmehr bald funfzig Jahren gehabt habe; und wäre sie ihm, trotz jenes Grenzsteins des menschlichen Wissens, den er uns selbst in seinem Faust gesetzt hat, später hin (denn auf was für allerlei Gedanken kann der Mensch durch sich selbst, wie durch Andere, in funfzig Jahren, selbst wenn er auch einen Faust geschrieben, nicht gerathen!) wirklich in den Sinn gekommen; so würden doch diese Wanderjahre, wenigstens so weit als sie bis jetzt vor uns liegen, sowohl in poetischer als philosophischer Beziehung, fürwahr noch unendlich Viel zu einem solchen Versuch, das Problem des menschlichen Lebens zu lösen, zu wünschen übrig lassen. Doch eine weitere Erklärung hierüber macht das Geschäft einer besondern Untersuchung nothwendig, die wir zum Inhalt des vierten Abschnitts: Ueber die Tendenz von Göthe's Wilhelm Meister überhaupt, bestimmt haben; indem es uns zweckmäßig dünkt, unsern Lesern zuvor noch das mitzutheilen, was andere Beurtheiler, so wie Göthe selbst, bisher über die Wanderjahre ausgesprochen. Denn: „der Einzelne," lehrt uns ja Lenardo, „kann zu einer vollkommenen Klarheit nicht gelangen."

Wir lassen daher nunmehr: zuerst des Dichters eigne, zur Beurtheilung Göthe's überhaupt, wie

seines Verhältnisses zur Kritik insbesondere, überaus merkwürdige Erklärung, und dann die sämmtlichen, uns bis jetzt (im Gesellschafter, dem litterarischen Conversationsblatt, der neuen Berliner Monatsschrift, dem Cotta'schen Litteraturblatt, dem Allgemeinen Repertorium der Litteratur, und den Schriften der Herrn Kayßler und Zauper) zu Gesicht gekommenen, Urtheile anderer Kunstrichter über die Wanderjahre folgen. Wir werden ja sehen, ob wir auf diesem Wege, wenn auch nicht zu vollkommener, doch mindestens zu mehrerer Klarheit gelangen, oder ob es uns mit diesen Aufklärungen des Meisters und seiner Jünger, so wie unserm Freund Wilhelm mit denen in Lenardo's Tagebuche geht, daß wir „daraus nicht klüger werden als wir es — sind."

II.

Ueber

Göthe's

Wanderjahre,

von Göthe selbst.

Mit einem

Vor- und Nachwort und Anmerkungen

vom

Herausgeber.

„Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres
im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.“

Göthe.

Vorwort.

Zu den bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten in dem litterarischen Charakter Göthe's, gehört unstreitig auch die ausgezeichnete Beharrlichkeit seines öffentlichen Stillschweigens, das er in Hinsicht auf die tadelnden Beurtheilungen seiner Werke, fast sein ganzes Schriftstellerleben hindurch, beobachtet hat. Es würde indeß ein sehr voreiliger und völlig unstatthafter Schluß seyn, wenn wir (wie andere Kritiker gethan) hieraus folgern wollten, daß ihm ein absoluter Indifferentismus gegen die Kritik überhaupt, inwohne. Denn Göthe selbst hat (weshalb er eben nicht bloß ein großer Dichter, sondern auch ein wahrhafter Gelehrter ist) einen sehr bedeutenden Theil seiner Geistesthätigkeit, kritischen Untersuchungen, über die mannichfaltigsten Gegenstände, ja das Wesen der Kritik selber, zugewendet, und sogar mehrere seiner poetischen Werke (im höhern Sinne des Worts sind sie alle Kritik), namentlich aber sein Wilhelm Meister, enthalten einen Schatz von Ergebnissen solcher Forschungen, durch welche er die Philosophie über Natur und Menschheit, Kunst und Wissenschaft, mit neuen Ideen und

Ansichten bereichert, in der Poesie aber, als Poet und Poetiker zugleich, die gesetzgebende Gewalt mit der ausübenden auf das Innigste in sich verbunden hat. Auch finden sich hie und da in seinen Gedichten (z. B. in den Epigrammen und der beziehungsvollen Elegie: „Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert" u. s. w.) allerdings manche Aeußerungen über Vorwürfe, die er von seiner Mitwelt erlitten. Aber eine eigentliche Antikritik von Göthe, ist uns, so sorgfältig wir seit zwanzig Jahren auch die kleinsten Erzeugnisse seiner Feder gesammelt haben, niemals bekannt geworden; und selbst als nach Erscheinung der Xenien, ein ganzer Strom erboster Auroren (wie der von Vettern und Basen in „der Müllerin Verrath") auf ihn eindrang, hat er, wie sein Reinecke Fuchs, in seinem wohlverwahrten Malpertaus, dem Lärm und Ungethüm ruhig zuschauend, diesen Sturm, als ob es nur einer in einem Glas Wasser wäre (was er denn im Grunde freilich auch war), sich austoben lassen. Diese unüberwindliche Ruhe scheint er, bei der rein-contemplativen Weltanschauung überhaupt, die er sich (wie uns seine Schriften, und besonders der Wilhelm Meister, vor Allem aber seine Selbstbiographie zeigen) schon so früh erworben zu haben behauptet, eine geraume Zeit lang, sich sogar zu einer Lebensregel gemacht zu haben. *) Er selber hat zwar — man

*) Als einmal in einer Tischgesellschaft bei Göthe die Rede davon war, ob der Schriftsteller eine ihn tadelnde Beurtheilung stillschweigend hinnehmen oder beantworten solle, und der mitanwesende Dichter

gedenke z. B. nur eben seiner Xenien, wie seiner Ausfälle auf Newton, seiner Satyren gegen Wieland, seiner harten Urtheile über Herder u. A. in „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben“ und der Vorwurfsschweren Aeußerungen über die Kunstkritik Tieck's und der beiden Schlegel, in seinem Werke über Kunst und Alterthum, — andere Autoren genug und auch streng genug getadelt; und ein großer Theil seiner kritischen Werke über Kunst, Optik, Farbenlehre und Pflanzenphysiologie, ist entschiedene Polemik; aber auf eine Beantworrung der Einwürfe (selbst der gegründetsten), die ihm die Kritik dagegen gemacht, hat er sich nie eingelassen. Eben so hat er sich oft, und besonders in den „Wundern“ seiner Parabeln (die vom Hund und Tausendsakerment haben wir S. 91 dieser Schrift mitgetheilt), gegen die Recensenten im Allgemeinen, ganz in der Weise des Grundsatzes, daß Genies sich nicht geniren, auf das Vernehmlichste ausgesprochen; obschon er selbst als Recensent (der Frankfurter gelehrten Anzeigen und Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeirung), in den frühern wie spätern Jahren seines Lebens, ein sehr thätiges Mitglied dieses großen Litterarischen Ritterordens

Zacharias Werner (der uns dieß selbst erzählt hat) erklärte: daß „so lange als ihn kein Recensent beschuldige, silberne Löffel gestohlen zu haben, er stets schweigen werde,“ soll Göthe, sonst an dem Gespräch nicht den mindesten Antheil nehmend, bloß gesagt haben: „Auch dann müßten Sie schweigen!“ — Dieß ist nun freilich ein Scherz, aber — „was uns so zu lachen macht,“ sagt Lessing's Orsina, „hat auch eine ernsthafte Seite!“

gewesen ist. Allein einen einzelnen Recensenten seiner Werke, wie sehr ihm auch mancher die Kritik als eine goldene Hermes-Ruthe fühlen lassen, hat er, ein wahrer Chevalier sans peur et sans reproche unter seinen Kampfgenossen, nie einer Antwort gewürdigt. Vielmehr scheint er sich zu andern Recensenten immer wie die Römischen Auguren zu einander, welche, nach Cicero's Bemerkung, sich, nicht ohne lachen zu müssen, begegnen konnten, verhalten zu haben; und nur erst in seiner, fast durchaus polemisch geschriebenen, Morphologie, seiner Selbstbiographie, deren Vollendung auch in dieser Beziehung so höchst wünschenswerth ist, und in seiner Zeitschrift, über Kunst und Alterthum, hat er angefangen, sich über seine Gegner, als solche, zu erklären.

Doch nicht bloß gegen den Tadel, sondern auch gegen das Lob, das ihm von seinen Zeitgenossen (oft zu viel, öfter zu wenig!) ertheilt worden ist, hat er, — unempfindlicher noch als Memnon's Bildsäule, selbst den Sonnenstrahlen des Ruhmes stumm, — weit die längste Periode seines Lebens und Wirkens hindurch, denselben Stoicismus bewiesen. Ja, der so kaustische als geistreiche Beurtheiler seiner Wahlverwandtschaften, in der Halleschen Allgemeinen Litteratur-Zeitung (Jahrgang 1810. Nr. 1.) macht ihm wegen der Sorglosigkeit, mit der er dieses und andere schwächere Werke in seinem reifern Alter, unbekümmert um seinen Ruhm und das Urtheil der Welt, dem Druck übergeben, sogar den herben Vorwurf: „daß die unbegränzte Bewunderung, womit seine frühern Schriften aufgenommen wurden, bei ihm selbst Ueberdruß und

Widerwillen erzeugt, und es in keines Volkes Litteratur jemals vorgekommen sei, daß ein Liebling der Nation, das Uebermaß der Verehrung seiner Zeitgenossen mit so derben Aeußerungen der Verachtung erwiedert habe."

Allein seit Göthe die Herausgabe seiner Selbstbiographie begonnen hat, ist er auch in Betreff des Lobes seiner Werke, von dieser Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Urtheil merklich abgekommen und (mit einiger Verläugnung seiner bloß contemplativen Weltansicht) aus der Halle der strengen Stoa in den heitern Garten Epikur's (des Lehrers der Nachsicht gegen die Eigenliebe) geschlichen. Ja er scheint seitdem wirklich ängstlich besorgt zu seyn, den Beifall, den er in so reichem Maße erworben, sich zu erhalten; auch in dieser, wie in so mancher andern Beziehung, Voltaire'n vergleichbar, nur mit dem Unterschied, daß dieser eine solche Besorgniß sein ganzes Leben hindurch, Göthe aber erst am Abend des seinigen, geäußert hat.

Diese Aeußerungen finden sich unverkennbar fast in Allem, was er seitdem hat drucken lassen: in seinen Selbstbekenntnissen, die er gleich mit der Erklärung anhebt, daß lediglich die schmeichelhaften Aufforderungen in dem Briefe eines Freundes (der im Namen mehrerer Verehrer Göthe's schreibt) ihn zu diesem Unternehmen veranlaßt habe; — in seinem Westöstlichen Divan, wo er S. 244 der jüngern und jüngsten Generation seiner Nation das Compliment macht, daß „ein zweites und drittes nachwachsendes Geschlecht, ihn doppelt und

dreifach für die Unbilden entschädige,*) die er von seinen frühern Zeitgenossen zu erdulden gehabt;" — in seiner Morphologie, die eigentlich nur eine geharnischte Schutzrede für seine Metamorphose der Pflanzen ist; ganz besonders sprechend aber in seinen „Fascikeln" über Kunst und Alterthum!

Diese im Jahr 1816 begonnene und bis jetzt zu 9 Stücken angewachsene Zeitschrift (welche in den drei ersten Heften den Titel: „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maygegenden" hatte, aber schon vom zweiten Heft an, jenem Titel zuwider, zu einer über Kunst und Alterthum überhaupt, und, nachdem sie mit dem 4ten Heft diesen noch jetzt fortführenden Namen erhalten hatte, auch ihm völlig entgegen, zu einem Journal für die „schöne Wissenschaft,**) Poesie, Ethik, Lit-

*) So sagt er auch in seinen zahmen Xenien in Kunst und Alterthum:

„Erwachs'ne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken."

aber hinterdrein kommen doch auch diese schlecht weg, denn da heißt's wieder:

„Hab' ich gerechter Weise verschuldet
Diese Strafe in alten Tagen?
Erst hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ich's an den Enkeln ertragen. —
Wär' ich nicht mit Ehren alt
Wie wollt' ich die Jugend ertragen u. s. w."

**) Diesen längst als widersinnig verworfenen Ausdruck, hat Göthe, der doch die Bibliothek der schönen Wissenschaften deshalb in einer seiner Xenien, als eine „Bibliothek der schönen Scienzien" persiflirte, hier wieder zu Gnaden aufgenommen.

teratur, Fabrikanten und Handwerker, ja „Hör-, Schreib- und Druckfehler“ *) und zwar nicht des Alterthums, sondern vielmehr der allerneuesten Zeit**) geworden ist), hat nämlich Göthe

*) Der neueste Editor des Aeschylus, Hr. Lafontaine, dessen ästhetische Ansicht von diesem Tragiker (die Ansichten anderer Aesthetiker, selbst Blümner's, Humboldt's und der beiden Schlegel, scheint er nicht zu kennen), seinen Erklärern und der Philologie überhaupt, man wohl nur als den neuesten Lafontaine'schen Roman zu betrachten hat; wird aus diesem Aufsatz Göthe's, zu einiger Ueberraschung erfahren, daß die Annahme auch von Hörfehlern, aus denen die Schreibfehler beim Dictiren alter Handschriften entstanden seien, eine unter den Sprachgelehrten längst bekannte Sache ist.

**) Im zweiten Heft S. 23—38 befinden sich auch die schon erwähnten, gar merkwürdigen Urtheile Göthe's über Ludwig Tiek und die Gebrüder von Schlegel. Ersterer wird wegen seiner Herausgabe von „Wakenröder's (er heißt Wackenroder) Herzensergießungen eines Kunstliebenden Klosterbruders, „die Viele Göthe'n zuschreiben wollten,“ und Tiek's eignen Roman, Sternbald's Wanderungen und seinen Phantasieen über die Kunst, — als ein Kunstrichter „ohne natürlichen Sinn für die Kunst“ u. s. w. getadelt.

Von A. W. von Schlegel's unvergleichlichem Gedicht: Der Bund der Kirche mit den Künsten, worin er ein so großes welthistorisches Thema auf die reizendste Weise dichterisch behandelt hat, wird gesagt, daß es „vielleicht (!) poetisches Verdienst habe;“ und Friedrich von Schlegel, als Stifter einer Kunstlehre, die „das Unschöne fordere,“ genannt; allen Dreien aber, die Begründung „eines

zugleich benutzt, um das Publikum: auf die „ihn höchst ehrende Einladung der Großherzoglich Meklenburgschen Regierung und Ständeversammlung, der Berathung in der wichtigen Angelegenheit von Blücher's Denkmal (wozu er die bekannte, ihn eben nicht höchst ehrende Inschrift verfertigte) beizuwohnen;" — auf „seines jungen Freundes Schubart" Beiträge zur Beurtheilung Göthe's, die er „in jedem Sinne zu schätzen *) und dankbar anzuerkennen habe."

Geschlechts, das schon in den höchsten Unsinn verloren sei," zugeschrieben. Dieser kecke und mit solcher Heftigkeit ausgesprochene Tadel über ein Triumvirat von Kunstrichtern, durch deren Lob der vielgefeierte Dichter gerade am glänzendsten in unserer Litteratur verherrlicht worden ist, könnte unserer Bemerkung über Göthe's jetzige Beforglichkeit um den Beifall der Kritik, zu widersprechen scheinen. Da aber jene Kritiker, wie aus Tiek's Verstummen und der beiden Schlegel Vorlesungen über dramatische Kunst und die Geschichte der Litteratur, auch aus einer Stelle der Indischen Bibliothek zu erkennen ist, seit geraumer Zeit von ihrer enthusiastischen und unbedingten Bewunderung Göthe's gar sehr zurückgekommen sind; so brauchen wir Lesern, die selbst den Punkt auf das i zu machen verstehen, wohl nicht erst zu erklären, daß jener Widerspruch nur ein scheinbarer ist.

*) Bei dieser Gelegenheit macht er auch die bemerkenswerthe Bemerkung, daß er darum gegen Shakspeare in Nachtheil stehe, „weil die Entwickelung seines (Göthe's) Talents, nicht (?) von Zeit und Umständen begünstigt worden," und er nicht bloß „un homme qui a eu des grands chagrins," sondern auch „Einer, der sichs hat sauer werden lassen, sei." Uebrigens ist das Schreiben von Göthe an Schubarth

(Müllner nennt es ein Buch für Narren!) — auf Henschel's geistreiche Abbildung Göthe's, wie er als Knabe den Barbier seines Vaters mit einer Declamation aus Klopstock's Messiade erschreckt; — auf die „ihn fast beschämende Artigkeit und Anmuth," womit der Vrai libéral sich über sein Register von französischen Kunstrichterausdrücken beschwert habe; — auf die Weise, wie Byron den Göthe'schen Faust „in sich aufgenommen;" — auf Wright's in Kupfer gestochenes Portrait und Rauch's Büste von Göthe; — auf Moritz, Delbrück und Kannegießer's Entwickelungen seiner Gedichte; — auf „das seit mehrern Jahren genießende schöne Vertrauen seiner lieben Landsleute und die zahlreichen Sendungen und Anfragen, die er von wohldenkenden, talentreichen, strebenden, jüngern und ältern Personen erhalte;" — auf die eben nicht bedeutenden Sprüchlein, die er zu Tischbein's Zeichnungen geliefert hat; wie auf die, nach seinen eignen Handzeichnungen radirten Blätter und ihnen beigefügten Verse; — auf Nöhden's englische Uebersetzung von Göthe's Abhandlung über Leonardo da Vinci; und auf das überschwengliche Lob, das einer seiner Freunde (wahrscheinlich Hr. Hofrath Riemer) seinem Inhalts-Register über die Iliade, als einer originellen (?) Calque,

(nicht Schubart, wie ihn Göthe nennt), welches, mit der Anrede: „mein Werthester" anhebend, sich als Vorwort vor dem 2ten Bande des Schubarthschen Werkes befindet, auch nicht viel mehr als eben nur der Ausdruck einer gefälligen Annahme des empfangenen Lobes. Ueber das Werk selbst sagt er kein Wort.

einem meisterhaften Scenario u. s. w. ertheilt hat, — aufmerksam zu machen.

So hat er denn mit der vieljährigen Eitelkeit: sich (gleichsam mit dem Ansehn der Unfehlbarkeit eines Kunst-Papstes) im Tadel wie im Beifall über der Kritik zu glauben,*) nun, da er ein Greis geworden,

*) Am Neuesten hat er dieß besonders in den „zahmen Xenien" ausgesprochen (im 6ten und 8ten Stück über Kunst und Alterthum), die zwar nicht wie die frühern, gerade zu persönlicher Beziehung, aber sonst fürwahr um nichts zahmer als die wilden sind. Hier sagt er u. a.: „Was die Menschen meinen, das ist mir Einerlei." — „Wie Ihr denkt, geht mich nichts an." — Ferner:

„Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein Jeder sagt: will nur was Recht,
Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen."

„Ich schreibe Euch nicht zu Gefallen, Ihr sollt was lernen!" — „Geht's mich denn an, wenn sie mich nicht verstehen?" — „Das ist das rechte Gleis, daß man nicht weiß, was man denkt, wenn man denkt." — „Seht mich an als Propheten!" und (wahrscheinlich zur Entschuldigung solcher Bescheide von Bescheidenheit):

„Sonst warst Du so weit vom Prahlen entfernt,
Wo hast Du das Prahlen so grausam erlernt?"
„Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch seit ich zurück bin, im westlichen Land,
Zu meiner Beruhigung (!) find' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen!"

Jenes zu lernen und dies zu finden, bedarf es wohl in Deutschland, wie überall, keiner Reise in den — Orient.

den, der so ruhig, vor Vielen!, auf seinen Lorbeeren schlafen könnte, auch die Eitelkeit: das Lob, das er von der Kritik erhalten, wider den Tadel aufzurufen, verbunden; und durch den Ton, mit dem er dies gethan, auch noch die dritte, nämlich die: nicht eitel scheinen zu wollen, hinzugefügt. Denn gegen seine Bewunderer pflegt er sich, seit er angefangen, sich um das Urtheil der über ihn schreibenden Autoren zu bekümmern, mit einer eben so submissen Höflichkeit, als wider seine Gegner derb und unumwunden, zu erklären. Namentlich enthält seine Morphologie in dieser Hinsicht so bittere Aeußerungen einer, durch den Tadel der Kritik gereitzten, Schriftsteller-Empfindlichkeit, als man sie von der gepriesenen Ruhe seiner Weltcontemplation, in der That, nimmermehr hätte erwarten sollen.

Ein höchst charakteristischer Beitrag zu dieser Art und Weise, wie Göthe immer mehr nur das Lob seiner Werke zu billigen scheint, ist nun unläugbar die Erklärung, die er der Welt über seine Wanderjahre Wilhelm Meister's, in dem vor kurzem erschienenen 9ten Stück seines Werkes über Kunst und Alterthum, gegeben hat, und die wir dem Leser, zugleich mit unsern Bemerkungen darüber, zu seiner eignen Beurtheilung hier vorlegen.

„Geneigte[1]) Theilnahme an den Wanderjahren."

„Da nun einmal für mich die Zeit freier[2]) Geständnisse herangekommen, (etwas spät!) so sei auch Folgendes gegenwärtig ausgesprochen."

„In späteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck, als in den mittleren; [3]) denn in diesen war die Nation irre gemacht [4]) durch Menschen, mit denen ich nicht rechten will.“ [5])

„Sie stellten sich der Masse gleich, um sie zu beherrschen; sie begünstigten das Gemeine, als ihnen selbst gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. [6]) Man warnte vor tyrannischem Beginnen Anderer im Litteraturkreise, indessen man selbst eine ausschließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben suchte. [7]) Es bedarf keiner langen Zeit mehr, so wird diese Epoche von edlen Kennern frei geschildert werden.“ [8])

„Nun darf ich mich aber zuletzt (?) gar mannichfach, besonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre, dankbarlichst erfreuen, welches mir bis jetzt dreifältig zu Gesicht gekommen. [9]) Ein tiefsinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Ense, der, meinen Lebensgang schon längst aufmerksam beobachtend, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, [10]) hat im Gesellschafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen; in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen hiedurch am besten zur Sprache bringen und sein eignes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.“ [11])

„So hat denn auch im litterarischen Conversationsblatte sich ein Ungenannter gar freundlich erwiesen, bei dessen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl stattfinden mag: daß guter Wille klar

und scharf sieht, indem er das, was geleistet worden, willig anerkennt, und es nicht allein für das, was es gelten kann, gelten läßt, sondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleihr." [12])

„Professor Kayßler zu Breslau, stellt in einer Einladungsschrift Plato's und Göthe's Pädagogik gegen einander, ernst und gründlich, [13]) wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er ist nicht ganz mit meinen Anstalten zufrieden, welches ich ihm so wenig verdenke, daß ich vielmehr auf sein bedächtiges Heft [14]) sogleich das Motto geschrieben:

Il y a une fibre adorative dans le coeur humain. [15])

durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinstimmung mit einem so würdigen Manne auszusprechen gedachte." [16])

„Diesen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur so viel erwiedern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich selbst wohl noch irre werden könnte, vor der Nation so klar und rein aufgelöst zu sehen, [17]) wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beschwichtigt fühle. [18]) Ein solcher Fall möchte sich in irgend einer Litteratur wohl selten zugetragen haben, [19]) und es wird sich gar wohl ziemen, auf diese Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken [20]) über den durchdringenden Blick ernster Männer und Freunde, die ihre Aufmerksamkeit einem Einzelnen in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen, als er selbst, [21])

und indem sie einem Individuum alles Liebe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit stehen lassen, das Unerreichbare von ihm nicht fordernd.“ [22])

„Hier nun fühl' ich unwiderstehlichen Trieb, ein Lebenslied einzuschalten, [23]) das mir, seit seiner mitternächtigen, unvorhergesehenen Entstehung, immer werth gewesen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebsten Productionen geworden.“ [24])

„Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers, Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön;
Um Mitternacht.“

„Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten sog;
Um Mitternacht.“

„Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finstre drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig schnelle
Sich um's Vergang'ne wie um's Künft'ge schlang;
Um Mitternacht.“

Anmerkungen.

1) Warum hat Göthe diesen Aufsatz „Geneigte“ Theilnahme an den Wanderjahren, überschrieben? Er spricht ja hier lediglich von der Kritik eines Buches, und diese darf weder Geneigtheit noch Ungeneigtheit voraussetzen lassen, falls sie eine ächte Kritik ist.

Hält er vielleicht die von ihm angeführten Recensionen der Wanderjahre, nicht für eine solche? Oder versteht er unter einer geneigten Kritik eine lobende? Ei, warum spricht er dann nicht auch von den tadelnden, die über die Wanderjahre erschienen sind? Warum sagt er sogar über die Erscheinung der zweiten Wanderjahre, die eine so widerlegungswerthe Kritik seines Wilhelm Meister, wie seiner Poesie überhaupt, enthalten, und in ganz Deutschland, ja namentlich in Weimar, eine so große Sensation erregt haben, — kein Wort?

2) „Freie Geständnisse“ von Göthe über Göthe (den „räthseltiefen Greis,“ wie ihn Fouqué kürzlich genannt), waren längst, nicht allein zur richtigen Beurtheilung dieses Proteusartigen Schriftstellers, sondern auch für die Philosophie, Litteratur und Kunst, über welche seine Ansichten sich nicht minder widersprechen, als er mit sich selbst immer auffallender im Widerspruch erscheint, etwas höchst Wünschenswerthes; denn leider werden wir immer mehr versucht, bei Allem, was Göthe meint, zu fragen: ob er es auch wirklich so meint? Ob es Wahrheit oder Dichtung aus seinem Leben ist? Aber auch diese Geständnisse scheinen nicht sowohl freie, als vielmehr entschieden unfreie, die vielleicht sogar auf dem dahinter versteckten Grundsatz des „Mundus vult decipi, ergo decipiatur!“ beruhen dürften, zu seyn.

3) Wer Göthe's „summarische Jahresfolge seiner Schriften“ am Schlusse des 20sten Bandes der Cotta'schen Ausgabe derselben, nachsehen will, wird finden, daß er doch gerade die meisten, in den mitt-

leren Jahren dem Druck übergeben hat. Uebrigens aber scheint er auch in seinen frühern Jahren mit dem Publikum eben nicht besser daran gewesen zu seyn; denn im Divan (S. 243) sagt er ausdrücklich: „Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im Mindesten anzudeuten, wie es damit gemeint sei. Dieß geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Ein zweites, drittes, nachwachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden, die ich von meinen frühern Zeitgenossen zu erdulden hatte.“ — Und was ist denn nun eigentlich an der vom Verf. seither so wiederholt gerühmten Herrlichkeit der allgemeinern und bessern Anerkennung, die Göthe erst in seinen spätern Jahren bei seiner Nation gefunden haben will? Hat auch nur eines seiner Werke aus dieser spätern Zeit den Eindruck und die Wirkung auf seine Zeitgenossen hervorgebracht, wie sein Werther, Götz und Wilhelm Meister in seinen frühern und mittlern Jahren? Sind die Lobredner, deren er sich gegenwärtig erfreuet, mit Kunstrichtern zu vergleichen, wie die in früherer Zeit über Göthe urtheilenden: Lessing, Wieland, Schiller, Huber, Jean Paul, Wilh. von Humboldt, Tiek und die beiden Schlegel? Haben die Letzteren ihr Urtheil über ihn, jetzt nicht beträchtlich herabgestimmt? Ja, in Absicht seiner neuesten Dichtungen, immer mehr verstummend, endlich völlig aufgegeben? Hat ihn nicht vor kurzem erst A. W. von Schlegel, derselbe Schlegel, der ihn mit so rei-

chem Aufwand von poetischer Kunst in der Elegie „Die Kunst der Griechen, an Göthe“ feierte; des Divan's wegen, in seiner Indischen Bibliothek, als „einen vom Heidenthum zum Islam Bekehrten“ auf das Empfindlichste angegriffen? Sind die zweiten, mit den seinigen gleichzeitig erschienenen, Wanderjahre, eine Anerkennung Göthe's? (Solcher Gegner, wie in einem Spahn, von dem das Taschenbuch ohne Titel rühmt, daß er die „poetischen Flegeleien Göthe's ausmerze,“ einem Fischer, der zu beweisen sucht, „daß gerade Göthen am Allerwenigsten ein Nationaldenkmal gebühre,“ und anderer kritischen Herostraten, die jetzt wider ihn auftreten, nicht zu gedenken!) Ist die Idee zu Göthe's Denkmal in seiner Vaterstadt, mit dem Enthusiasmus der Nation, den man billig dafür erwarten mußte, aufgenommen worden? Und ist endlich Göthe in dieser „geneigten“ Ansicht, die er von den Enkeln hat, nicht, wie wir schon an den zahmen Xenien bemerkt haben, mit sich selbst im entschiedensten Widerspruch?

4) Ob die Nation in Göthe's mittleren Jahren, durch jene „Menschen“ wirklich irre gemacht war, steht noch dahin; daß es aber auch gegenwärtig in Deutschland an Versuchen, sie in der Religion, Kunst, Wissenschaft und Kritik, ja selbst am gesunden Menschenverstande, irre zu machen, — nicht fehlt, liegt, leider nur allzu klar, am Tage.

5) Dieser Erklärung stehen die Xenien und so manche, schon früher berührte, „freie Geständnisse“ Göthe's, in seinem Leben, seiner Morphologie und Zeitschrift über Kunst und Alterthum, in denen er mit

diesen „Menschen“ bereits (und wie!) gerechtet hat, offenbar entgegen. Aber auch in dem, was hier unmittelbar folgt, rechtet er ja eben mit ihnen.

6) In dieser, im Zusammenhang mit den schon erwähnten des Divans und der zahmen Xenien, stehenden Stelle, zielt Göthe unstreitig auf die, von ihm noch immer nicht vergessenen, Gegner der Xenien und der auf die Xenien fortgefußten Schlegel'schen Kritik. Und mit vollem Recht! Aber, sieht es denn in Absicht der „Gemeinheit“ und des „der Masse sich gleich Stellens, um sie zu beherrschen und das Gemeine geltend zu machen“, — jetzt in unserer Litteratur wohl besser aus? Ist es je anders gewesen, kann es jemals anders werden? Göthe selbst sagt in seiner Morphologie vollkommen wahr: „Derjenige, der sich im Stillen mit einem würdigen Gegenstande beschäftigt, in allem Ernst ihn zu umfassen strebt, macht sich keinen Begriff, daß gleichzeitige Menschen ganz anders zu denken gewohnt sind, als er. Tritt er aber mit seiner Meinung hervor, so bemerkt er bald, daß verschiedene Vorstellungsarten sich in der Welt bekämpfen und so gut den Gelehrten als Ungelehrten verwirren. Der Tag ist immer in Partheien getheilt, die sich selbst so wenig kennen als ihre Antipoden. Jeder wirkt leidenschaftlich was er vermag, und gelangt so weit es gelingen will.“

7) Dieser Vorwurf ist unbezweifelt ein gegründeter, und als solcher jetzt doch auch ziemlich allgemein anerkannter; der namentlich Kotzebue und mehrere der sogenannten (in den Xenien kenntlich genug signa-

listen) Veterane unserer damaligen Litteratur trifft, von welchen Göthe unlängst auch einmal sagte:

„Was willst du mit den alten Tröpfen?
Es sind Knöpfe, die nicht mehr knöpfen!“

Aber so wenig geläugnet werden kann, daß die Xenien und das Athenäum, im Bereich unserer Kunstkritik gar gewaltig aufgeräumt haben; so dürften Beide, von dem Vorwurf eines „tyrannischen Beginnens“ (z. B. gegen Wieland, Nicolai, Kästner u. a. m.) doch schwerlich selbst freizusprechen, ja vielmehr die Anfänge des litterarischen Sanculottismus unserer Tage, gerade aus ihnen vornehmlich herzuleiten seyn.

8) Eine, von heller Ansicht und kräftiger Beredtsamkeit zeugende Schilderung dieser Epoche unserer Litteratur, sind schon die Xenien selbst. Aber auch in der beiden Schlegel kritischen Werken, besonders Friedrich von Schlegel's, Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur, so wie in Franz Horn's und Wachler's Handbüchern über die deutsche Nationallitteratur, findet sich viel Treffendes darüber gesagt, was mit dem, nicht minder Beherzigungswerthen, in Eichhorn's und Bouterwek's Geschichten der deutschen Redekünste, prüfend verglichen, uns nothwendig zu der richtigen Ansicht von jener Periode unserer Litteratur führen muß.

9) Das „dankbarlichste Erfreuen“ des „Wohlwollens,“ der „geneigten Theilnahme,“ der „gar freundlichen Erweisung“ u. s. w. pflegt Göthe seit einiger Zeit gegen „werthe Freunde“ und „Wertheste“ par excellence, so oft in seinen Schriften zu äußern,

daß es immer mehr das Ansehen bekommt, als ob er das Lob, das ihm seine Freunde zollen, wider den Tadel, den er von seinen Gegnern erfährt, sogar geltend zu machen versuche; eine Eitelkeit, die wohl nicht jene „rechte," der er in den Wanderjahren, die (S. 131 mitgetheilte) Lobrede gehalten, sondern die in seinem, diesem Abschnitt als Motto vorgesetzten, Distichon bezeichnete, genannt werden dürfte. Daher muß dieß an einem Heros und Nestor unserer Litteratur, wie Göthe, der über den Tadel einer schlechten Kritik weit erhaben ist, in der Strenge der ächten aber, nur die Hochachtung, die man ihm durch das Anlegen des höchsten Maaßstabes an seine Werke beweiset, erkennen kann; seine Leser und selbst seine Verehrer nothwendig befremden. Daß er aber hier von einem ihm „dreifältig zu Gesicht gekommenen Wohlwollen," so wie im Divan von einer „dreifachen Entschädigung für die von seinen frühern Zeitgenossen erlittenen Unbilden" spricht, kann Niemand, der da weiß, daß große Männer (wie es bekanntlich auch Napoleon gethan) auf Tage und Zahlen zu halten pflegen, und am wenigsten in Betreff der Zahl Drei, an unserm Göthe auffallen, der jetzt von der Lehre der heiligen Dreifaltigkeit so eingenommen ist, daß er außer seiner philosophischen Deduction ihres Mysteriums in den Wanderjahren, sich auch noch im ersten Heft seiner Schrift über Kunst und Alterthum über dieses Mysterium folgender Gestalt erklärt hat. „Die christliche Religion bekennet einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher, denn er ist Vater" (an Vaterschaften, und

zwar der menschlichsten Art, fehlt es denn dem Zeus doch auch nicht!) „eines geheimnißvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen sollte. Zu beiden gesellt sich (woher?) eine flatternde unschuldige Taube, als eine gestaltete und gekühlte Flamme, (?) und bildet ein wundersames Kleeblatt, wo umher ein heiliges Geisterchor in unzähligen Abstufungen sich versammelt. Die Mutter jenes Sohnes kann als die reinste der Frauen verehrt werden; denn schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden, denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirath" (Mésalliance) „gebilligt" (dies ist allerdings so menschlich als väterlich!), „damit es dem neugebornen Gotte nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge." — Scheint es mit dem Dichter des Faust doch fast noch dahin zu kommen, daß er seinen Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Bahrdt, füglich auf sich selbst parodiren kann. Denn welche „neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Göthe," enthält nicht diese Stelle schon?: — „So redt' ich, wenn ich Christus wär!"

10) Ob dieses Geständniß auch zu den „freien" gehört, oder nur eine gegenseitige „freundliche Erweisung von Wohlwollen und geneigter Theilnahme" jenes „dankbarlichsten Erfreuens" des Verfassers ist, läßt sich, so lange die Welt nicht erfährt, worin Herr Varnhagen von Ense, Göthe'n „über sich selbst belehrt" hat, leider nicht entscheiden. Hoffentlich indeß erfährt sie das noch in Göthe's Be-

kenntnissen aus seinem Leben, und dieser Aufschluß muß nothwendig einer der wichtigsten seyn, die Göthe seiner Mit- und Nachwelt, über sich selbst geben kann. Nach dem „freien Geständniß," was Göthe hier über Herrn Varnhagen von Ense abgelegt hat, konnte es uns übrigens freilich nicht befremden, Letzteren (in gegenseitiger „dankbarlichster Erfreuung eines so freundlich erwiesenen Wohlwollens") ein so grausames als ungründliches und übereiltes Verdammungsurtheil über die „falschen Wanderjahre Wilhelm Meister's," die er ein „im Finstern unserer Litteratur und Gesellschaft sein Unwesen treibendes Vergehen" nennt (obschon er selbst gesteht „von dem Buche keine nähere Kenntniß zu haben"), in der Beilage zum 65sten Blatte des Berliner Gesellschafter's von diesem Jahre, manifestiren zu sehen! Wie ungleich gerechter ist eines andern Berliner Kunstrichters, des Barons Fouqué de la Motte, wahrhaft freiherrliches Urtheil darüber, in seinen bekannten Gedichten an den Verfasser des genannten Werks; als dieses ohne alle Untersuchung und Beweise absprechende Machtwort eines leidenschaftlichen Uebelwollens, das die Empfindung jedes Lesers, der unsre innige Hochachtung für den Mann, der es ausgesprochen, mit uns theilt, zwiefach verletzen muß!

11) In diesem freien „Geständniß" Göthe's, ist, wie unsere Leser ohne Zweifel schon selbst bemerkt haben werden, nur von der Form der Varnhagenschen Beurtheilung der Wanderjahre, und davon: daß man auf diese Weise den Gegenstand am

besten (?) zur Sprache bringen — könne, die Rede; von dem Inhalt dieser Kritik aber, wie von dem, was dadurch zur Sprache gebracht worden, leider nichts — zur Sprache gekommen.

12) Dieses „freie Geständniß“ hat eine so komisch frappante Aehnlichkeit mit einem gezwungenen Freiwilligen, daß wir es, frei zu gestehen, nicht ohne dabei laut auf zu lachen, haben lesen können. Ist es möglich, mehr mühsam Gewundenes und Geschraubtes, von nach Vielem klingenden und doch Nichts sagenden Tiraden, in wenigere Worte zusammen zu drechseln, als es Göthe in dieser wunderlichen Becomplimentirung des „sich gar freundlich erweisenden Unbekannten im litterarischen Conversationsblatt“ gethan hat? Ob dieser Recensent seiner Wanderjahre, selbst klar und scharf gesehen, läßt er unbestimmt. Aber „die Bemerkung,“ sagt er, „daß guter Wille klar und scharf sieht, mag bei seinem Vortrage und Urtheil wohl stattfinden.“ Gesetzt nun, daß Göthe damit habe sagen wollen: der Recensent selbst hätte klar und scharf gesehen, so meint er doch offenbar, daß dieß nur das Werk seines guten Willens gewesen sei. Hinsichtlich des guten Verstandes des Recensenten, dürfte diesem also das Compliment, das ihm Göthe macht, als ein etwas zweideutiges erscheinen. Aber er behauptet zugleich, daß, um in der Kritik klar und scharf zu sehen, es eben nur auf den guten Willen ankommt,*) und zwar aus dem

*) Man hat Göthen schon öfter den Vorwurf gemacht, daß er sich in seinen Ideen vom Geiste der Zeit

Grunde, „weil der gute Wille das, was geleistet worden, willig anerkennt, und es nicht allein für das, was es gelten kann, gelten läßt, sondern ihm

leiten lasse, obschon er selbst, in seinem Faust, so treffend sagt:

„Was Ihr den Geist der Zeiten nennt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln."

Obiges Paradoxon aber scheint, wie die Wundertheorie der pädagogischen Provinz, in der That aus derjenigen Richtung unsers Zeitgeistes hervorgegangen zu seyn, zu welcher ihn erleuchtete Durchlauchten, Freifrauen und Pastoren, wie der Fürst von Hohenlohe, die Baronin von Krüdener und Claus Harms, durch ihre hohe Lehre von der Wunderkraft des gläubigen Willens, glorreich emporgeschwungen haben. Kann diese Kraft Lahme gehen und Blinde sehen machen: warum sollte sie nicht auch einem Recensenten Klarheit und Schärfe des kritischen Blicks verleihen können? Vielleicht erfahren wir zum Trost aller alten und jungen Greise unserer Zeit, bald auch noch, daß der willige Geist, seine wundersame ars medendi auch in der ars amandi, wider die Schwächen des Fleisches bewährt. Es kommt ja nur auf Versuche unsrer fürstlichen und unfürstlichen Wunderdoctoren des 19ten Jahrhunderts, auch in solchen Kuren an, dergleichen in dem doch weit minder erleuchteten 17ten Jahrhundert schon, der Herzog von Orleans, Vater des Duc Regent (wie uns seine eigne Gemahlin erzählt), mit Hülfe eines Paternosters und mehrerer Mutter-Gottes-Reliquien, die er mit zu Bette nehmend, auf das zu sheniisirende Organ legte, an sich selbst höchsteigen unternahm. (S. die Schrift: Leben und Charakter der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Leipzig bei Voß. 1820. S. 222—225.)

noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.“ Eine Kritik, die den Inhalt eines Buches willig anerkennt, ist freilich eine für den Autor, wie den Recensenten, gar bequeme Kritik. Auch giebt es dergleichen, namentlich von Göthianern, die den Rath des Göthe'schen Mephistopheles: auf die Worte des Meisters zu schwören, und überhaupt an Worte sich zu halten, nur allzu gehorsam befolgen, leider Viele. Daß aber eine solche Kritik eben deshalb auch eine klar und scharfsehende ist, erfahren wir hier wirklich zum erstenmale. Was uns aber an diesem „freien Geständnisse am meisten befremden muß, ist, daß — Göthe, der in seinem Wilhelm Meister selbst den löblichen Grundsatz aufgestellt: „daß der Künstler niemals einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen müsse, weil eben der unbedingte am wenigsten werth sei,“ — jetzt sich solche willige Anerkennungen der Kritik für seine Werke wünscht; ja daß es ihm, der in seiner trefflichen Analyse des Hamlet im Wilhelm Meister, selbst vor dem Unterschieben solcher Plane und Intentionen, an die der Dichter nicht gedacht habe, warnt, und sich über dergleichen Interpretatoren, deren wir, in Bezug auf die altklassische Philologie, in diesen Tagen einen neuen an Hrn. Lafontaine gewonnen haben, vor Kurzem erst in der zahmen Xenie:

„Im Auslegen seid frisch und munter;
Legt Ihr's nicht aus, so legt was unter!“

mit allem Recht lustig gemacht hat, gar um die freundlichen Befruchtungen seiner Werke, aus seiner Recen-

senten „eigner holden Fruchtbarkeit," die ihnen eine „höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleihe" (?) — zu thun ist! Was würde wohl der Autor unserer deutschen Kritik (wie ihn Friedrich von Schlegel so treffend nennt), Lessing, zu solchen kritischen Principien, als uns Göthe, um seiner Wanderjahre willen, hier entwickelt hat, gesagt haben? Und welcher, noch so scharfsichtige, Inquirent eines litterarischen Tribunals, wird in diesem merkwürdigen Urtheil Göthe's, über die Kritik seiner Wanderjahre im litterarischen Conversationsblatt, ein „freies Geständniß" zu erkennen vermögen, da es im Gegentheil dergestalt voller „Halbheiten und Reservationen" steckt, daß man auch hier wieder, wie bei so zahlreichen andern der neuesten Aeußerungen Göthe's, fast glauben sollte: Göthe wolle den leidigen Vorzug, den, nach Aureliens Bemerkung, die französische Sprache, als eine „perfide" behauptet, allgemach auch der unsrigen anzueignen versuchen.

13) Daß Herr Professor Kayßler (nicht Kayßler, wie er hier genannt wird) „in seiner Einladungsschrift, Plato's und Göthe's Pädagogik gründlich gegen einander gestellt habe," wird zwar von Göthe hier behauptet, aber mit keiner Sylbe bewiesen. Unsere Leser mögen daher aus dem im Folgenden ihnen mitgetheilten Auszuge dieser Einladungsschrift selbst, so weit sie die „Göthe'sche Pädagogik" betrifft, selber entscheiden, ob diese Behauptung eine — gründlich behauptende ist.

14) Wie bedächtig wir auch diese Stelle gelesen, so müssen wir doch das freie Geständniß ablegen,

legen, daß, so lange Göthe nicht darauf Bedacht nimmt, uns auch hierüber ein freies Geständniß zu machen, wir schlechterdings nicht wissen, was der Ausdruck „ein bedächtiges Heft“ bedeuten soll.

15) „Il y a une fibre adorative dans le coeur humain?“ — Göthe selbst ist doch in seiner Ehrfurchtstheorie der pädagogischen Provinz, ganz anderer Meinung. „Ehrfurcht,“ sagt er ja, „bringt Niemand mit auf die Welt. Allen fehlt sie. Zur Ehrfurcht entschließt sich der Mensch niemals!“

16) Daß Göthe, indem er auf des Herrn Professors Kayßler bedächtiges Heft „sogleich“ das obige Motto schrieb, eine „völlige Uebereinstimmung“ mit dem „so würdigen,“ aber „mit seinen Anstalten nicht ganz zufriedenen Manne“ hiedurch (?), auszusprechen gedachte,“ sagt uns Göthe hier selbst; aber — wie er solches denken konnte? müssen wir wieder frei gestehen, so wenig als das „bedächtige Heft“ selbst, begreifen zu können. Es handelt sich ja hier gar nicht um die gegenseitige Verehrung, die Göthe und der Herr Professor Kayßler für einander hegen, sondern um die Richtigkeit der Ideen und Grundsätze in der — „Göthe'schen Pädagogik,“ wobei doch wohl (die Lehre von den drei Ehrfurchten ausgenommen) auf die fibre adorative nicht das Allermindeste ankommt!

17) Nun wird den Herren Varnhagen von Ense, Kayßler und dem, sich so freundlich im litterarischen Conversationsblatt erweisenden, Ungenannten, gar auch noch das Compliment gemacht: daß sie durch ihre Beurtheilungen der Wanderjahre, (!)

das „Problem des Lebens Göthe's, an dem er selbst wohl noch irre werden könnte, vor der Nation klar und rein aufgelöst haben." (!!) — Wie in aller Welt aber hängen die Wanderjahre mit dem Problem von Göthe's Leben zusammen? Und wie vermochten die genannten drei Herren dieses Problem zu lösen, da Göthe selbst, noch daran irre werden zu können, gesteht? Wie kann er aber daran noch irre werden, wenn es bereits so klar und rein vor der Nation gelöst ist? Und worin besteht denn nun diese Lösung dieses Problems? Wäre es nicht höchst wünschenswerth, vor Allem gerade hierüber ein freies Geständniß von Göthe zu vernehmen, das uns mit Einemmale zu Allem, was uns an ihm und in seinen Werken bisher noch so räthselhaft geblieben, einen Schlüssel geben würde, der als ein geistiger Passe-par-tout, schätzbarer noch als der Dietrich, den der Barbier von der neuen Melusine empfangen, uns alle die Thüren und Pforten zu Göthe, die er selbst in seiner Biographie uns bisher noch verschlossen gehalten, nothwendig öffnen müßte? Aber vermag denn überhaupt ein Mensch, das Problem auch nur seines eigenen Lebens, geschweige denn das eines Andern zu lösen? Und ist demnach dieses ganze sogenannte freie Geständniß Göthe's: daß die Herren Varnhagen von Ense, Professor Kayßler, und der Ungenannte, das Problem seines Lebens, an dem er selbst wohl noch irre werden könnte, klar und rein vor der Nation aufgelöst hätten, etwas Anderes als baarer Unsinn? — Alle diese Fragen, nöthigt uns jene wunderliche Stelle, dem

Verfasser der Wanderjahre, mit der Bitte im Isten Buche der Maccabäer Cap. 12, 18. hier vorzulegen.

18) Auch dieses freie Geständniß Göthe's muß alle seine sehenden Verehrer, noch eine Erklärung desselben, zur Belehrung über so manches ihnen Zweifelhafte und Beschwichtigung über so manches sie Beunruhigende darin, auf das Lebhafteste wünschen lassen.

19) Der Fall: daß ein Recensent das Problem des Lebens eines Autoren klar und rein aufgelöst habe, hat sich Zweifels ohne noch niemals „in irgend einer Litteratur zugetragen."

20) „Bewunderung über den durchdringenden Blick dieser ernsten Männer und Freunde" hätten wir in dem, was Göthe hier bereits ausgedrückt hat, vor der Hand wenigstens, doch wohl genug. Möchte es ihm daher doch, statt zur Bewunderung seiner Lobredner, lieber zur Belehrung seiner Leser, gefallen, auf solche Betrachtungen gelegentlich zurück zu kehren, die uns (besonders im Punkt der Lösung des Problems seines Lebens!) erklären, was er in diesen geheimnißvollen freien Geständnissen, unerklärt zu lassen, für gut befunden hat.

21) Nach diesem freien Geständniß Göthe's, wäre doch wahrhaftig für alle die zahlreichen Verehrer des großen Dichters, wie für die Geschichte unserer vaterländischen Poesie überhaupt, nichts wünschenswerther, als daß er die Vollendung seiner Selbstbiographie sofort in die Hände dieser „ernsten Männer, von durchdringendem Blick" legte, die ihm „ihre Aufmerksamkeit in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen, als — er selbst!" Ge-

wiß würden wir dann nicht „Dichtung und Wahrheit," sondern nur die Letztere (La verité, rien que la verité, toute la verité!) „aus seinem Leben" erhalten!

22) Hier geht die Demuth der Dankbarkeit Göthe's (desselben Göthe's, der da gesagt: „Was die Menschen meinen, das ist mir einerlei; ich schreibe Euch nicht zu Gefallen, Ihr sollt was lernen" u. s. w.) gegen seine Lobredner, in der That bis zur Selbsterniedrigung; denn er drückt ihnen seine Bewunderung sogar darüber aus, daß sie, „indem sie seinem Individuum alles Liebe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit — stehen lassen, das Unerreichbare nicht von ihm fordernd." (!) — Nun, wenn es mit der Kritik über Göthe jetzt gar bis dahin gekommen ist, daß heut zu Tage ein Recensent eines Göthe'schen Werks, schon desfalls Bewunderung von einem — Göthe verdient, weil er nicht geradezu etwas Unsinniges von ihm fordert (denn eine solche Forderung ist doch wohl die an „das Unerreichbare?"), so läßt sich doch fürwahr schlechterdings nicht begreifen, wie Göthe nur einen Augenblick noch daran glauben kann, daß seine Werke in gegenwärtiger Zeit eine bessere und allgemeinere Anerkennung, als früherhin, gefunden. Wie sehr er mithin durch diesen Excès von Dankbarkeit, sich selbst herabgesetzt hat, springt in die Augen. Ja, er ist in dieser Unterwürfigkeit so weit gegangen, daß er diesen seinen Herren Recensenten, sogar für eine offenbare Sottise, die sie ihm gemacht, seine „Bewunderung" ausgedrückt hat. Denn da sie selbst

ihm gezeigt haben, daß sie das Unerreichbare gar wohl leisten zu können glauben (in Betreff der Lösung des Problems seines Lebens), so hätte es, um der Achtung für Göthe willen, ihnen wohl geziemt, daß sie auch von ihm, wenn sie sich nicht für mehr als Göthe hielten, das Unerreichbare gefordert hätten. Was nun unsere eigne Kritik der Wanderjahre betrifft, so sind wir darin, wie Leser gesehen hat, so weit davon entfernt gewesen, das Unerreichbare vom Verfasser zu fordern, daß wir vielmehr bekannt haben, es tadeln zu müssen, wenn er damit einen Versuch, das Problem des menschlichen Lebens zu lösen, beabsichtigt hätte, weil dies eben etwas Unerreichbares ist, welches er, in diesem Fall (minder bewunderungswürdig als seine Recensenten!) von sich selbst gefordert haben würde. Doch kommt es uns auch eben so wenig in den Sinn, deshalb nur den entferntesten Anspruch auf Bewunderung von Göthe, machen zu wollen. Wir sind schon vollkommen zufrieden, wenn er uns nur zugiebt, daß, wenn wir gemeint haben: in den Wanderjahren einen klassischen Roman erwarten zu müssen, dieß von dem Dichter, der Werther's Leiden und Meister's Lehrjahre geschrieben hat, nicht — das „Unerreichbare fordern“ heißt.

23) Auch wir fühlen hier (beim Schlusse dieser „freien Geständnisse“ Göthe's) einen unwiderstehlichen Trieb, ein Göthe'sches Lebenslied einzuschalten, das uns zur „völligen Umzeichnung des darin angedeuteten Charakters“ (s. die Cotta'sche Ausgabe von Göthe's Werken, Th. 9, S. 343),

seit seiner Entstehung immer werth gewesen ist, zu der „unvorhergesehenen“ Anwendung auf den vorliegenden Fall aber, eine der passendsten Productionen Göthe's zu seyn scheint:

„Ein Meister einer ländlichen Schule [1]
Erhub sich einst von seinem Stuhle,
Und hatte fest sich vorgenommen,
In bessere Gesellschaft [2] zu kommen;
Deswegen er im nahen Bad
In den sogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür [3]
Als wenn's ihm zu vornehm widerfür;
Macht daher dem ersten Fremden rechts [4]
Einen tiefen Bückling, es war nichts Schlechts; [5]
Aber hinten hätt' er nicht vorgesehn,
Daß da auch wieder Leute stehn;
Gab einem zur Linken [6] in den Schooß
Mit seinem Hintern einen derben Stoß. [7]
Das hätt' er schnell gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt; [8]
So stößt er rechts einen Andern an, [9]
Er hat wieder Jemand was Leid's gethan;
Und wie er's diesem wieder abbittet, [10]
Er's wieder mit einem Andern verschüttet.
Und komplimentirt sich zu seiner Qual
Von hinten und vorn so durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Geist,
Ungeduldig, die Thüre weist.“

„Möge doch Mancher, in seinen Sünden,
Hierin die Nutzanwendung finden!“

---

[1] 1) Die pädagogische Provinz. 2) Der Gesellschafter, von Gubitz. 3) Die „geneigte“ Theilnahme an den Wanderjahren. 4) Herrn Varnhagen von Ense. 5) Der „tiefsinnende Mann, der Göthen seit Jahren über sich selbst belehrte und das Problem seines Lebens klar und rein vor der Nation aufgelöst hat. 6) Dem Ungenannten im litterarischen Conversationsblatt. 7) Der Recensent, der bloß „guten Willen“ hat. 8) „Der gute Wille aber sieht klar und scharf.“ 9) Den Herrn Professor Kayßler. 10) „Il y-a une fibre adorative dans le coeur humain!“

Kenner der Göthe'schen Werke, werden sich noch zahlreicher anderer Stellen derselben erinnern, z. B. der schon einmal erwähnten zahmen Xenie:

Recht aber soll vorzüglich heißen
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das Uebrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering." *)

bei denen sie gleichen Einschaltungstrieb hier in sich verspüren dürften; wie es denn überhaupt eben nicht schwer seyn würde, eine ganze Recension dieser „freien Geständnisse," ja der Wanderjahre selbst, ohne auch nur ein Jota „aus eigner holder Fruchtbarkeit" hinzu zu thun, bloß aus Göthe's Schriften (besonders den Epigrammen, Sprichwörtern, Parabeln und Xenien; zahmen und wilden) zusammen zu setzen, von welcher Göthe gewiß selbst, wenn auch nicht eben mit „dankbarlichster Erfreuung und Bewunderung" einer „geneigten Theilnahme," doch das Lob: „klar und scharf gesehen zu haben," dem Recensenten einräumen, und um so mehr, als er auf diese Weise in ihm nur sich selbst lesen würde, zugestehen sollte.

24) Auch in diesem letzten seiner „freien Geständnisse" läßt Göthe gerade die Hauptsache dem Divinationsvermögen seiner Leser, zur Erklärung übrig. Wie Viele aber möchten wohl im Stande seyn, zu errathen, in wiefern das hier mitgetheilte mystische Lebenslied in einem so innigen Bezuge zu den genannten Lobpreisungen der Wanderjahre steht, daß der Verfasser, es hier einzuschalten, einen „unwiderstehlichen Trieb fühlte," und aus wel-

*) Z. B. die mit Göthe's eignen, gleichzeitig erschienenen, zweiten Meister'schen Wanderjahre.

chen, im poetischen Werthe des Gedichts liegenden Gründen, es ihm, (Göthe'n!) eine seiner — liebsten Productionen ist? Welchem Leser der Werke Göthe's sollten nicht die kleinsten aller seiner andern lyrischen Gedichte (der Dichtungen des Faust, Tasso, Werther, Meister u. s. w. zu geschweigen) liebere Productionen seyn, als diese nebelnde und schwebelnde Verselei vom „Klein, kleinen Knaben," die uns nicht sowohl mitternächtiger als übernächtiger Entstehung zu sein dünkt, und die der Verfasser (vielleicht eben deshalb, d. h. aus Müdigkeit) nicht einmal zu Ende gebracht hat; denn dem „Wenn ich dann," zu Anfang der zweiten Strophe, fehlt doch offenbar der Schluß des: „so" u. s. w., welcher dem an „eigner holder Fruchtbarkeit" reichen und auch hier, „das Mangelnde sich selbst auszubilden" fähigen Leser, „nach seinem Bilde zu prägen," völlig überlassen bleibt. Aber auch in den drei Strophen, die uns der Verfasser hier gegeben hat, finden wir die Gedanken weder „mit der Klarheit und Deutlichkeit der vollen Mondes-Helle," noch „willig sinnig schnelle" sich um den — Leser „schlingend." Uebrigens hat in dem Geständniß, daß ihm besonders durch die Zelter'sche Composition dieses Lied zu „einer seiner liebsten Productionen" geworden sei, Göthe selbst uns einen Beleg für unsere, S. 105 dieser Schrift, geäußerte Behauptung gegeben, daß die Musik statt (ihrem Wesen, nicht Mißbrauch, nach) die Poesie „zu vernichten," sie vielmehr zu verschönern, die Zauberkraft besitzt.

Nachwort.

So sind wir denn, geneigte Leser! aus dieser Göthe'schen „geneigten Theilnahme an den Wanderjahren," über die Wanderjahre selbst, um nichts klüger geworden! *) Statt der gehofften Aufschlüsse haben wir eine — Lobrede auf drei Lobredner unseres wandernden (doch, in Betreff der geneigten Theilnahme seiner Recensenten, keineswegs auch entsagenden) Wilhelm Meister's gelesen: deren, fast das „Unerreichbare" erreichend, enkomiastischer Styl, in welchem wir eher einen Böttiger als einen Göthe zu vernehmen glaubten, uns an den „Meister der ländlichen Schule" erinnerte. In der That ist uns noch kein ähnliches Beispiel vorgekommen, daß ein Autor

*) Der Registermacher der Zeitschrift über Kunst und Alterthum, in welcher Göthe diesen, doch weder kunst- noch alterthümlichen Aufsatz (man müßte ihn denn, weil die Schwäche zur Eigenthümlichkeit des Alters gehört, einen alterthümlichen nennen wollen) hat abdrucken lassen, scheint diese Ueberschrift desselben haben verbessern zu wollen; denn er hat auf den Umschlag, der die Inhaltsanzeige enthält, bloß: „Theilnahme an den Wanderjahren," mit Weglassung der „geneigten" gesetzt. Das wäre nun freilich ein gar ander und besser Ding gewesen, wenn Göthe nicht bloß die „geneigten" Theilnehmer becomplimentirt, sondern sich über die Theilnahme der Kritik an den Wanderjahren überhaupt erklärt hätte; denn dann würden, wie billig, doch auch die ungeneigten, insonderheit der Verfasser der zweiten Wanderjahre, zur Sprache, und die Leser zu einigen Aufschlüssen wenigstens, gewiß gekommen seyn.

das ihm von seinen Recensenten gewordene Lob, auf eine solche Weise zur öffentlichen Schau selbst ausgestellt hätte, ohne auch nur mit einer Sylbe sich auf den ihm widerfahrenen Tadel einzulassen! Besonders eines Schriftstellers, wie Göthe, aber unwürdig ist es, daß er hier sogar die Erscheinung der zweiten Wanderjahre, mit vornehmem Stillschweigen, völlig übergangen hat, da doch dieser Aufsatz selbst, der sichtbar eben nur, um sich jenes Lobes als eines Schildes gegen diese zu bedienen, geschrieben ist, deutlich genug zeigt, daß ihm jenes Werk, wie die Sensation, die es, namentlich in Weimar, erregte, nicht unbekannt war. Aber auch diese Lobhudeleien, von: „wohlwollenden, tiefsinnenden und fühlenden, klar und scharf sehenden, sich gar freundlich erweisenden, Göthen besser als er sich selbst kennenden, ihn über sich selbst belehrenden, seinem Individuum alles Liebe und Gute erweisenden, das Unerreichbare von ihm nicht fordernden, seinen Werken höhere Bedeutung verleihenden, und das Problem seines Lebens lösenden, würdigen Männern und wertheften Freunden:“ — was beweisen sie uns für den Werth jener Kritiken selbst? Was klären uns diese, so galanten „freien Geständnisse“ überhaupt, in Hinsicht ihrer, wie der Wanderjahre selber — auf? Weder frei noch geständig, sondern vielmehr, wie durch Daumenschrauben erzwungen und auch auf Schrauben gestellt, häufen sie nur neue Dunkelheiten auf alte, und lösen uns Räthsel durch — Räthsel, denen „höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung zu verleihen“ abermals der „eignen holden Fruchtbarkeit“ des

Lesers, anheim gegeben wird. Denn um diese, wie um das „Prägen nach des Lesers Bilde“ und seinem „eignen Ausbilden“ des Mangelnden, scheint es Göthe'n bei all seinen Arbeiten gegenwärtig ganz besonders zu thun zu seyn; und in der That legt er es denn auch gerade hierauf, eben so unverholen und handgreiflich an, als manche seiner heutigen Apostel vom „dritten nachwachsenden Geschlecht“ (wie die Herren Schubarth, Varnhagen von Ense, Kayßler und der Ungenannte im litterarischen Conversationsblatt) rüstig beflissen sind, diesen Productionen wirklich eine „höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung,“ als ihnen ihr Erzeuger selbst gegeben hat, „aus der holden Fruchtbarkeit“ ihres eignen Zeugungsvermögens verleihen zu wollen. Ob dieses nun, in Betreff der Befruchtung der Göthe'schen Muse, wirklich auch eine solche potenzirende Kraft hat, wird sich aus den drei ersten der nachfolgenden Recensionen der Wanderjahre ergeben. Wir aber, die wir der unmaßgeblichen Meinung sind, daß die Kritik Alles, was ein Schriftsteller geschrieben hat, dem „appeller un chat un chat“ gemäß, nur für so viel gelten lassen soll, als es gelten kann, möchten schier behaupten, daß es Göthe'n, wie sehr ihm auch, um der lieben Eitelkeit willen, an diesen fremden Befruchtungen seiner Gedanken und Poesieen gelegen zu seyn scheint, doch mit seinem Lobe, das er seinen Lobrednern dafür ertheilt, keinesweges Ernst sei, sondern daß er vielmehr sie selbst, wie das Publikum, damit nur zum — Besten habe, im Stillen über all diese hin-

eindeutelnden Ausdeutungen seiner Werke von ganzem Herzen lachend. Denn eben solche Commentatoren sind es doch ohne allen Zweifel, die er bei seiner zahmen Xenie:

„Im Auslegen seid frisch und munter,
Legt Ihr's nicht aus, so legt was unter!"

im Sinne gehabt hat; und überdem versteht es sich ja von selbst, daß ein so verständiger Mann, wie Göthe, auch nur an die Möglichkeit, daß seine Werke durch dieses Unterlegen eine höhere Bedeutung bekommen könnten, niemals — im Ernste denken kann. Die Kritik mag ein Buch noch so viel loben oder tadeln, das Buch selbst wird natürlich immer bleiben, was es einmal ist, wie die Eier des Kukuks, ob er sie auch von andern Vögeln ausbrüten läßt, doch immer nur Kukuks-Eier bleiben, aus denen eben wieder junge Kukuke werden. Hier aber ist nicht einmal von einem bloß gelegten Ei, auf das ein „hold befruchtender" Recensent sich noch setzen könnte, sondern von einem schon ausgebrüteten die Rede. Ja, der Vogel war, ehe ein kritischer Finkler seiner habhaft werden konnte, längst aus dem Cotta von Cottendorf'schen Neste über ganz Deutschland hin ausgeflogen, und ein Recensent, der ihn eingefangen, wird nun (wenn er sich darauf versteht) wohl den Leuten zeigen können: was es für ein Vogel ist, aber weder durch Ausrupfen der eignen noch durch Einsetzen fremder Federn, ihn jemals zu einem andern Vogel machen.

Wir glauben daher, daß es Göthe mit seiner „Bewunderung" darüber: daß die Herren Varn-

hagen von Ense, Kayßler und der Ungenannte, seinen Wanderjahren „aus ihrer eignen holden Fruchtbarkeit, höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung“ verliehen, und vermöge ihres guten Willens dermaßen „klar und scharf gesehen“ hätten, daß sie, „Göthe's Eigenheiten besser kennend als er selbst,“ sogar „das Problem seines Lebens, (das er NB. selber nicht zu enträthseln vermag,) klar und rein vor der Nation aufgelöst“ — bloß auf eine höfliche — Mystifikation gedachter Herren Recensenten, wie seiner sämmtlichen Leser, abgesehen hat. —*)

In der kürzlich erschienenen Schrift: „Studien über Göthe, von J. St. Zauper, Chorherrn des Stiftes Teyl und Professor der Poetik und Rhetorik am K. Gymnasium zu Pilsen,“ theilt der Verfasser (wie Herr Schubarth in der seinigen,) gleich zu Anfang auch ein „Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths und Staatsministers von Göthe“ an ihn mit, das, Zwillings-ähnlich dem an

*) Es würde gewiß ein zur Geschichte der Kritik über Göthe und seines Verhältnisses zu ihr, recht nützliches Unternehmen seyn, wenn sich einmal Jemand die Mühe nehmen wollte, aus Göthe's Schriften, seine sämmtlichen Ausfälle auf seine kritischen Gegner (die „Hunde, Tausendsakermenter“ u. s. w.) wie alle seine „Danksagungen“ an seine „geneigten Theilnehmer,“ („die wertheften tiefsinnigen“ u. s. w.) etwa unter dem allgemeinen Titel: „Göthe'sche Bücklinge,“ und in zwei Abtheilungen a posteriori und a priori, vollständig zusammen zu stellen. Welche Mixtur von Wermuth und Honig sollte das geben!

Hrn. Schubarth, mit den Worten beginnt: „Auch nach persönlicher Bekanntschaft Ihre Neigung, mein Werthester! unverändert zu sehen, freue mich (sic!) von Herzen;“ und unter andern merkwürdigen, Selbstbekenntnissen Göthe's, in Betreff seiner „vielfachen Arbeiten, die er hier zum erstenmal, in einem abgespiegelten Zusammenhange, zu sehen den Vortheil habe, da er sie selbst noch niemals, der Reihe nach, habe betrachten können“ (seine „summarische Jahresfolge seiner Schriften,“ die er uns im 20sten Bande der Cotta'schen Ausgabe seiner Werke gegeben, scheint er — vergessen zu haben), auch Folgendes über die Wanderjahre enthalten: „Daß Sie Ihre Ungeduld beim Wiederlesen der Wanderjahre gezügelt haben, freut mich sehr.“ (Also doch ein Leser, der wirklich vor dem „Weiterschreiten“ still gehalten und sich umgesehen hat!) „Zusammenhang (!) Ziel und Zweck (!!) liegt innerhalb des Büchleins selbst; (!!!) ist es nicht aus einem Stück, so ist es doch aus einem Sinn (auch die, vom Dichter schon als Student zu Straßburg geschriebene, neue Melusine?); und dieß war eben die Aufgabe, mehrere fremdartige äußere Ereignisse dem Gefühle als übereinstimmend (?) entgegen zu bringen. Der zweite (bis jetzt noch nicht erschienene) Theil wird nicht mehr befriedigen als der erste; doch hoffe ich, demjenigen Leser, der diesen wohl gefaßt hat, „genug zu thun.“ — Auch dieses (ob freie oder unfreie, ist nicht gesagt) Geständniß, möchten wir für eine Göthe'sche Mystificirung des Herrn Chorherrn Zauper und seiner Leser halten, und weiter ist uns von ei-

nem gedruckten Urtheil Göthe's selbst, über seine Wanderjahre, bis jetzt noch nichts vorgekommen. *)

Wir legen daher nunmehr unsern Lesern die von unserm Göthe so gepriesenen Recensionen seiner Wanderjahre selbst vor, aus denen sie denn auch selbst mit uns

*) Uebrigens enthält jenes Schreiben Göthe's, auch nachfolgendes, hier, wo von der Art des Verhältnisses, in das er sich zur Kritik seiner Werke gesetzt hat, die Rede ist, ebenfalls wohl zu bemerkendes Geständniß: „Sie wollen, der Autor solle nicht persönlich rügen, wenn etwas gegen sein Werk geschieht. Bei ästhetischen Productionen gebe ich es zu, und habe es meist so gehalten. Man verlangt von ihnen keinen augenblicklichen Nutzen (warum nicht?), und kann ruhig zusehen, wie sie sich selbst Weg machen und wirken, früh oder spät. (Warum hat denn Göthe in Betreff des sich Wegmachens nicht auch bei den Wanderjahren ruhig zugesehn?) Bei wissenschaftlichen Dingen (sind denn die ästhetischen unwissenschaftliche?) ist es ein ander Ding. Die Wissenschaft erhält ihren Werth, indem sie nützt (ein Lehrgedicht, wie die Wanderjahre, doch wohl auch?), die Menschen lehret, wie man lange verborgene, verkannte, an's Licht gezogene, neu entdeckte Vortheile (z. B. die des Wanderns, Entsagens und pädagogischer Provinzen?) zu unübersehbarem, Gebrauch anwenden könne. Das falsche Wissen dagegen hindert die Anwendung (auch vom Wandern, Entsagen u. s. w.), ja verkehrt sie; dawider soll und muß man sich erklären." — Hat sich denn Göthe, wider die Gegner seiner Optik, Kunstkritik und Poetik (in letzter Beziehung, besonders gegen den Verfasser der zweiten Wanderjahre), bis jetzt auch nur mit einer Sylbe erklärt? Gerade im Gegentheil: nur über das Lob seiner ästhetischen Productionen, hat er uns — „freie Geständnisse" geschenkt,

ersehen werden, ob diese (mit Göthe zu reden) kritischen Aus- und Unterleger Göthe's, wirklich so fruchtbar gewesen sind: nicht bloß den Göthe'schen Wanderjahren eine höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verliehen, sondern bei dieser Gelegenheit (à propos de bottes!) auch das Problem des Lebens Göthe's, klar und rein vor der Nation aufgelöst zu haben; oder ob sich ihre holde Fruchtbarkeit bloß in dem höflichen Diensteifer: Göthen, zu einer Auflösung anderer Art, Etwas unterzulegen, bewiesen hat; und ob mithin das überschwengliche Lob, das ihnen Göthe rücksichtlich jener ersten Auflösung, in seinen „freien Geständnissen," die „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" betreffend, so „dankbar" zuge—schüttet hat, auch ein — gegründetes ist? Ueberhaupt aber theilen wir dem Leser hier Alles, was uns an geneigter wie ungeneigter Theilnahme an den Wanderjahren, bis jetzt, (nicht drei-, „sondern siebenfältig) zur Kenntniß gekommen ist, zu unbefangner Vergleichung mit unserer Beurtheilung, treulich mit, um ihn durch ein möglichst vollständiges Referat und ein noch ungleich reichlicheres, als das von Göthe gepriesene, „Gegen einander arbeiten lassen, verschiedener Meinungen," in den Stand zu setzen: ein eignes umsichtiges und gründliches Urtheil in dieser, um ihrer gar mannichfaltigen Beziehungen willen, so vielseitig interessanten Sache, fällen zu können.

III.

Ueber

Göthe's

Wanderjahre,

von

Andern;

mit Anmerkungen

vom

Herausgeber.

„Durch Vernünfteln wird Poeſie vertrieben,
Aber ſie mag das Vernünftige lieben.“

Göthe.

1. Der Gesellschafter.

Eine Zeitschrift, herausgegeben vom Professor Gubitz. Berlin bei Maurer. Jahrgang 1821. Nr. 134 bis 138.

„Ueber Wilhelm Meister's Wanderjahre."

(Nach Göthe's Meldung, von: Varnhagen von Ense.)

„Vorwort."

„Die Mittheilung dieser Blätter — Bruchstücke aus wirklich gewechselten Briefen, Bemerkungen, aus geselligem Verkehr hervorgerufen — macht keinen weitern Anspruch, als ein Zeugniß und Beispiel des regsamen Antheils zu geben, der einem Werke, wie das genannte, in seiner vaterländischen Lesewelt unter keinerlei Umständen fehlen mag. Es ist also eine Mittheilung aus dem Leben, welche, neben der vorbereiteten Amtsmeinung der Kritik, nicht ohne Reiz seyn dürfte, und diesen gewiß in hohem Grade entfalten würde, wenn auch andere und mehrere der in unendlichen Beziehungen so reich und mannichfach über unser Vaterland ausgebreiteten und verzweigten Kreise der Geistes- und Lebensbildung ihren unabsichtlichen

Ertrag bei solcher Anregung dem Lichte gönnten, welches um so mehr zu wünschen wäre, als bei näherer Betrachtung nicht in Abrede zu stellen ist, daß neben der Klage, es werde viel zu viel gedruckt, auch die andere vollkommen bestehen kann, es sollte bei weitem mehr gedruckt werden! —" *)

„Berlin, den 27. Juli 1821."

„v. — s."

„I. Friederike an ihren Bruder."

„Obgleich ich Dir erst Sonnabend geschrieben habe, und den größten Conversations-Brief — so beginne ich doch wieder einen neuen heute, und das bloß wegen Göthe's „Wanderjahren." Dieß ist eine

*) Dieser Klage wird denn doch in unserm Deutschland nach Möglichkeit abgeholfen, wie die, immer mehr zunehmende, Corpulenz der Leipziger Meßcataloge und Anzahl unserer Taschenbücher und Zeitschriften, in Hinsicht aber auf solche „Mittheilungen," die nicht „Amtsmeinungen der Kritik" sind, ganz besonders die, einen immer höhern Wasserstand erreichende Fluth von Conversationslexicons und Conversationsblättern zeigt. Fast möchte man unsere ganze Litteratur, nach ihrem jetzigen Zustand, selbst nur eine allgemeine Conversation nennen, in welcher alle Conversirende, ohne daß Einer den Andern hört, zugleich das Wort führen; denn selbst der rothe Faden einer obligaten Kritik geht in diesem Chaos von Systemen, Theorieen, Confessionen, Ansichten und Meinungen aller Art, immer mehr verloren. Auch meint doch Göthe selbst, in den Wanderjahren, daß es an dem, was gedruckt werde, genug sei. (S. S. 129 dieser Schrift.)

große Begebenheit; (?) man wird reicher, man gewinnt einen großen Besitz! sagte, unter Strömen Gespräch's und der Mittheilung, gestern Abend D.. bei uns, den ich nie so belebt, so natürlich, so ergriffen, verjüngt und in seinen Urkräften hergestellt*) gesehen habe, als durch dies Buch. Das muß wohl so wirken! Je mehr Einer durch Gaben, Leben und Denken bereitet ist, je mehr hat er an diesem Werke; es ist ein Zusammengefaßtes aller Göthe'schen Werke, (!) die selbst nichts anderes sind, als eben so viele geistige Gesichtspunkte des ganzen (?) irdischen Daseyns, die Betrachtung über des Menschen Geist mit inbegriffen. Alle seine Werke, die kleinsten an Maß nicht versäumt, muß man inne haben, wenn man jedes Einzelne besser und tiefer und vielfältiger verstehen soll; eines beleuchtet das andere, und läßt es besser durchdringen; und es ist mit ihnen wie mit der Welt selbst: sie besteht aus unzählbaren Schöpfungsweisen; je mehr wir aber davon erkennen, je reicher und vollkommener wird das Conzert, und als Neuganzes immer wieder einfach. **) Ein kunst-

*) Der geneigte Leser wolle nicht vergessen, daß es — eine Dame ist, die uns diese Herstellung des Herrn D., durch die Wirkung, welche die Wanderjahre auf ihn gemacht, meldet. Diese billige Rücksicht (auf ihr Geschlecht) muß auch den Mangel an Logik und die Redseligkeit des Styls in ihren Briefen, mit Nachsicht beurtheilen lassen.

**) In Beziehung auf die Weltansicht Göthe's, die sich in seinen Werken abspiegelt, hat die Dame mit dieser, übrigens nicht neuen, Bemerkung vollkommen

begabter Geist ist Nachschöpfer des Urschöpfers. Ein großer Dichter nimmt die Welt selbst mit ihren Begebenheiten als Stoff zu seinen Werken;" (aber — wie? Darauf kommt es an!) „Er kann uns zwingen, sie massenweise anzusehen, wie er. Die Betrachtung, die ihn eine jede solche Masse zusammen fassen hieß, ist sein Werkzeug, ob er jene uns mittheilt oder nicht. Er ist frei in der Wahl, aber in Allem, was er gewählt, bleibt er wahr, weil er nur Wahres aussucht, und auch das schon in der Natur als falsch und krankhaft Erscheinende nur als solches vorzeigt, nicht aber willkührlich solchen Auswuchs zum Musterbilde macht, wie so viele Neuere mit eitler Vorliebe aus Schwäche thun.*) So verfährt Göthe nie. (?) Ich sehe in ihm nur (?) einen gewaltigen Historiker" (nicht auch Mystiker?); „es muß geschehen, was er schildert, denn er schildert nur, was geschieht." **) Wer erfaßt, was geschieht, der kann

Recht. Allein was den Werth der Wanderjahre, als ein (zumal einfach!) poetisches Kunstwerk betrifft, so können sie, wenn sie nicht durch sich selbst schon ein solches sind, doch durch alle Beleuchtung jenes Zusammenhanges von Göthe's Dichtungen überhaupt, unmöglich dazu erst werden.

*) Und Göthe es z. B. in den Wanderjahren mit seiner „falschen und krankhaften" Idee der pädagogischen Provinz und dem „Auswuchs" ihrer Ehrfurchtstheorie und Trinitätslehre gethan hat.

**) In den Wanderjahren schildert er denn doch Manches, was nicht geschieht und nicht geschehen kann. Z. B. die pädagogische Provinz, neue Melusine u. s. w.

ein Prophet seyn. (!) Alle (?) seine Werke ruft mir dieß Buch herbei: die Welt, wie sie langsam und schnell — wie aller organische Wachsthum — sich seit den ältesten Nachrichten von ihr, entwickelt; — ich sehe auf das von ihr Aufgezeichnete überhaupt hin, oder ich sehe es in dem Kunstspiegel Göthe's, der uns all (?) ihre Gebilde, nicht wirklich, aber wahrhaft, vor Geist und Auge bringt.*) Er führt uns, von den Patriarchen an, in seinen Werken hindurch, bis auf den Punkt, wo wir wirklich stehen. — **) Soll ich einzelne anführen? Ich stellte sehr" (sic!) „oben an, das Druiden-Lied; welch ein reiner Geschichtsblick! welches Versetzen in Zustände, in Geschichts-Momente, und mit welchem Griffe, mit welchem Kunstglücke — es ist längst bewiesen," (Wo?) „Glück ist Talent — und mit welcher Kürze und Genauigkeit ausgeführt! Wie rein, unpersönlich und edel das Ganze! mit welcher Macht im bloßen Bilde festgehalten, in diesem Bilde, das als Bild, ohne alle andere Leistung und Forderung, schon ein hinlänglich schönes Ganzes ist! — Um nur immer noch von Kleinerem zu sprechen, soll ich das Gedicht, der Wanderer, nennen? Die innigste Lieblichkeit, in liebevollster Betrachtung im Gedichte selbst dramatisirt, die, wie der ganze Vorfall, gleichsam mit auf dem Fels ersprießt! wo uns der wahre Dichter, wie in vielfältigen Spiegeln, das Verzehren der Zeiten unter einander sich zeigt und

*) Doch nicht in den Wanderjahren?

**) Ein in der That recht weiblicher Begriff von der — Weltgeschichte!

ihr immer neues Gedeihen; auf die natürlichste Weise, an Fels, Vegetation und Gebäuden; auf die lebendig rührendste, an Kind, Mutter, menschliche Sütigkeit und Betrachtung! — Oder soll ich dich erinnern, wie im Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga, er es vorzieht, uns im Morgenlichte zu zeigen, was wir täglich noch hier auf abendlicherer Erde und in fortgeschrittener Zeit verbrechen? Wie wir unbekannt beste Liebe von uns stoßen, in Zorn und Stolz, und wie sich darunter Herzen finden, die es nicht überleben! Wie kurz, kräftig und zart, und im höheren Kreise gehalten, konnte dieß gerad' in diesem Costüme gezeigt werden, ohne die vielen prahlerischen Reden und Aeußerungen der modernen Empfindungs-Grübeleien, deren man sich bei den schönsten Handlungen und Regungen nicht mehr erwehrt! mit welcher Meisterschaft und Kürze ist dieses Costüm erreicht, und welch eigenen Ton bringt es in unsere Seele! und auch wieder als Bild, wie richtig und fertig das kleine Ganze! — so könnt' ich all (?) seine Lieder und Gedichte durchgehen; aber auch an die, wie an seine großen Werke, muß man nur erinnern (?) und sagen: Leset sie immer noch ein Mal! — Bei jedem Schritt im Leben, bei jeder neuen Ecke, um die man in seiner eigenen Seele herumkommt, wird Einem etwas Anderes von Göthe merkwürdig und klar. Wer hat schon so sprechen lassen, wie die alte „Barbara" im „Meister" redet; *) wo sagt sie's,

*) Es giebt doch mehr als eine alte Barbara von solcher Beredtsamkeit — im Leben.

und wie sagt sie's! welche Prophezeihung wird es eigentlich! Dieß gerade ist einer der Texte, worauf Vornehme und Gebildete die unendlichen Variationen von Lug und Trug spielen, und sich zu ekle Ohren halten, um es auch anhören zu wollen, was sie vollführen! Eine alte „Barbara" läßt er es ihnen aus seinem Meisterwerke in die Zeiten nachschreien, und schont sie noch, denn es ist ja nur die alte Barbara! Bei dem ersten Lesen frappirte mich die Rede der Alten, und jetzt nach langen Jahren,*) dringt sie sich mir als Exempel immer wieder auf, bei den täglichen Vorfällen. — Nach allem (?) Menschen-Verkehr hat Göthe hingeschaut mit seinen Augen, allen (?) verstand er, und versteht ihn uns verständlich zu machen. Als ich diesen Winter seinen „Divan" las, wurde mir klar, wie er ewig aufs neue so groß, lebendig und belebend ist: alle (?) Zeiten, Religionen, Ansichten, Extasen und Zustände begreifend und darstellend und erklärend. — In den Wanderjahren wirst du unangenehm" (Ja wohl!) „erstaunen, wenn es Dir geht, wie" (Allen) „mir, mit einem Male" (nur einem Male?) „den Faden des Zusammenhanges zu verlieren, den man in Erwartung der ferneren Geschichte Meister's wünschen muß, und dessen man gewiß zu seyn glaubt. Der Autor belehrt (?) uns anders. Aus einer großen epischen Melodie geht er durch eine Dissonanz präludirend zu einer Harmonie über, wo die Größe des Weltschrei-

*) Das Alter scheint Friederike mit der Barbara gemein zu haben.

tens uns klarer werden muß; und in dieser großartigsten Musik klingt jene Melodie noch öfter fürs Menschenherz durch; und die Abweichung nach der Tonfolge, die uns „Mignon“ wieder ruft, ist die geehrteste Herzensblüthe“ (sic!) „vom herrlichsten Alter beleuchtet, welches wir je sahen! — *) Ich liebe die Menschen, die fortlieben, was ihnen einmal gefallen konnte; **) dann waren es die Augen, dann war es das Herz, denen es gefiel; die Leute aber, deren Neigungen dem Beifall Anderer folgten und, ihrem Gegenstande fremde, Gründe annahmen, müssen von Grund aus in ihrer Seele wechseln, berühren ihr eigen Gemüth nicht unmittelbar, und wissen sich damit noch etwas, und meinen, mit dem Alter hätten sie Wichtigeres ergriffen, ***) wel-

*) Ein Gleichniß ist bekanntlich kein Beweis; und so beweiset denn auch dieses nichts für den Werth der Wanderjahre, und klärt uns über den Mangel des Zusammenhangs derselben auch nichts auf. Aber selbst als Gleichniß ist es wirklich in sofern ein „Wunder“ (wie Göthe in den Wanderjahren die Parabel überhaupt nennt), als wir es, wie alle Wunder, nicht begreifen, obschon es uns an Kenntniß der „großartigsten Musiken“ die „durch Dissonanzen präludiren“ (unsere Kunstrichterin scheint das Stimmen der Instrumente auch ein Präludium von Dissonanzen zu nennen) eben nicht fehlt.

**) Abermals ein ächt weibliches, im Namen ihres ganzen Geschlechts ausgesprochenes, Urtheil, in welchem Friederike gewiß alle Leserinnen auf ihrer Seite hat.

***) Z. B. wie Göthe mit seiner jetzigen Verdammung der dramatischen Poesie und Kunst!

ches doch nur darin liegt, daß ihre innere Geschichte nicht aus Einem Stücke besteht und eigentlich keine Person bildet; solche Leute lieb' ich nicht. Den großen Wahrheitsfreund, den griffgeübten" (sic!) „Meister finden wir aber auf jedem (?) Punkte seiner Gesammtwerke immer (?) wieder, bald minder-, bald mehrtönig, immer (?) zustimmig zum einmal Gesagten; vom leisesten kleinsten Ton bis zum kühnsten neuesten Ausspruch; in ewig junger Liebe zu allem Naturgemäßen, *) was in Menschen und Welt sich regt; mit Haß und rechtlicher Verfolgung **) alles (?) Falschen, aller (?) Lüge, aller (?) verzärtelten und noch so gepriesenen Unwahrhaftigkeit, sie mag so hoch oder so tief herrschen, wie sie will. Diese ehrwürdige Stimmung und Gesinnung find' ich immer (?) unverändert wieder, wenn auch noch so gehalten und mit richterlicher Alters-Weisheit und dem größten Maße geschmückt und fast" (auch in den Wanderjahren nur — fast?) „versteckt. — Welche persönliche Schmeichelei" (ei!) „ist mir aber bei Lesung dieses neuesten Werkes widerfahren! Gleichsam — wie Glück es mit sich bringt — eine Belohnung" (sic!) „des Glücks, welches ich in des größten Meisters (!) Bewunderung empfinde! Vorlängst sah ich im Wilhelm Meister gleichsam zwei Texte zu dem Bu-

*) Auch in Betreff der philosophischen Deduction des Mysteriums der Dreieinigkeit in den Wanderjahren?

**) Auch in seiner: „Geneigten Theilnahme an den Wanderjahren?"

che im Buche selbst ausgesprochen, und sagte" (wo?) „dieß auch. Der eine ist die Stelle, wo Meister gegen Aurelien in die Betrachtung ausbricht: „O, wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist!" Und der Andere, wo die Bemerkung gemacht wird, daß (auch) der kleinste Raum unseres Welttheils schon in Besitz genommen, das Land, die Flüsse, die Wege und jeder Besitz befestigt sei. Unser Geist ist in der ersten Himmels-Sentenz (?) gefangen, und die Einsicht darin seine weiteste Regung; sie begreift auch das Schicksal unseres Herzens; wir halten für möglich, daß ein Herz für uns gestimmt sei, in welchem eine uns verborgene Unmöglichkeit obwaltet: Unglück der Liebe!" (In wiefern ist das Unglück der Liebe eine „verborgene Unmöglichkeit?") „Wir wollen in irdisch-realen Verhältnissen herrschen und wirken, und finden die Erde besetzt! Die Edlen, Begabten, kommen und müssen kommen auf Spiel *) und Kunst; die Andern arbeiten, schaffen, gewinnen weltliche Güter, so gut sie können. Die ganze (?) Welt in mannigfaltigster, lieblichster, weisester" (auch albernster?), „künstlerischester, zerreißendster und beruhigendster Weise, zeigt und lehrt uns dieser große Roman" (einige Welttheile dürften doch wohl darin noch fehlen!); „und aus dem Einzelleben der geliebtesten Personen und Persönlichkeit nun in den Wanderjahren heraus gespielt" (mit

*) Jeu d'ésprit oder de hazard? oder vielleicht beides? d. h. jeu de prix, etwa wegen der poetischen Preisaufgaben in Brockhausens Urania?

Würfeln wie es scheint), „bringt dieß Buch fortschreitend auf den Gedanken der Gesammteinrichtungen für Menschen *) zurück und vorwärts, wie die Welt selbst, und im letzten Kapitel wiederholt sich mir zu Ehren (!) der eine jener Texte auf den drei ersten Seiten. — Mit der beflügeltesten, wie schon in Erfüllung gegangenen, Hoffnung, und doch auf ganz Neues gefaßt, erwarte ich den zweiten Theil. Welche Freude! — **) Berlin, Juni."

„2. Antwort."

„Ich danke Dir von Herzen für die zwei mächtig langen Briefe, die ich zur Beantwortung vor mir liegen habe. Ich rechne es Dir hoch an, daß Du mir so viel schreibst; denn ich weiß, welche Mühe es Dich kostet, und an wie viel andere Menschen Du zu schreiben hättest, und welche einsichtigere Antworten Du erhalten würdest! — Kommt Dir dieses Wort befremdend und befangen vor, so will ich es gern glauben, denn ich bin wirklich befangen; und bin es, glaub' ich, geworden, weil Du mich aufforderst, über die „Wanderjahre" zu schreiben, und hinzu setzest,

*) Bis jetzt haben wir von solchen Gesammteinrichtungen doch noch keine Gedanken in den Wanderjahren gefunden. Denn das Wandern selbst, das Entsagen (wenn bei diesen lebenslustigen Wanderern noch von Entsagen die Rede seyn kann) und die pädagogische Provinz, wird uns diese Recensentin doch wohl nicht zu einer „Gesammteinrichtung für die liebe Menschheit" empfehlen wollen?

**) Wenn sie nur erst da wäre!

ich könnt' es, wenn ich unbefangen wäre. — Wer bin ich, daß ich über die gedrängten Lebens-Resultate eines siebenzigjährigen weisen Jünglings, der zugleich der Odysseus und der Homer unserer Zeiten ist; wer bin ich, daß ich über ein solches Buch urtheilen soll? Was ich nie erfahren werde, weder im Geist, noch im Herzen, noch in der Welt, das hat er längst als Stoff verarbeitet; was ich in hundert Wissenschaften nicht weiß, ist ihm längst zum Werkzeuge geworden, Kenntniß zu neuer Erkenntniß; und worin ich noch tief befangen bin, darauf sieht er von seinem ätherisch-praktischen" (sic!) „Standpunkt milde, gewährend herab. Wer urtheilen will, muß Uebersicht haben; zur Uebersicht gehört ein erhöheterer Standpunkt, als das Angeschaute — zu diesem kann ich mich nicht erheben, und was noch mehr ist, auch nicht glauben, daß ich mich zu ihm erhebe: mir nämlich das Ganze nicht zusammen ziehen und zu meiner persönlichen Uebersicht verengen, zu meinem persönlichen Genusse und Gebrauche bereiten, wie ichs mit fast allen Göthe'schen Werken, sein Leben selbst nicht ausgenommen, vermag. Kurz und gut, trotz Deinem belehrenden Lobgedicht, trotz der mitgetheilten Anzeige, sind mir die „Wanderjahre" — ein Meisterstück — das ich zu verstehen mich nicht unterstehe. Meine nun aber ja nicht, daß ich etwa keinen Genuß bei dem Lesen gehabt hätte! Nein, immerwährenden *) und wie bei keines andern (!) Dichters Werke; ich könnte sa-

*) Was der Genuß eines Buches, das man nicht versteht, wohl für ein Genuß seyn mag?

gen, wäre Fichte nicht,*) wie bei keines andern Menschen. (!!) Die erste Hälfte und das Ende des Buches versetzten mich ganz neu außer meinem zeitherigen Selbst! Ein thaterregender Feuergeist wehte mich hier, mahnend und ohne lähmenden Vorwurf mahnend, aus jeder Zeile an. Was ich je Gütiges gedacht und Verständiges empfunden habe, wurde frisch in mir angeregt" (durch das ihm Unverständliche?) „und meine Ueberzeugung gestärkt, daß nur Gütiges gedacht, nur Verständiges empfunden werden soll. **) Auch weiß ich mit ahnungsvoller Gewißheit," (sic!) „daß man in jedem neuen Lebensjahre, bei jedem großen Ereignisse, dieses Buch, wie Alles (?) von Göthe, neu und anders verstehen wird. ***) Jetzt schweben mir, außer hundert andern, zwei (gütige) Hauptgedanken vor der Seele. Die drei größten Deutschen unserer Zeit haben, in drei verschiedenen Formen, von dem Einen, was Noth thut, prophetisch gesprochen: Fichte, Pestalozzi, Göthe, —

*) Nun, wer Fichte's Werke versteht, sollte doch wohl die Wanderjahre auch noch verstehen können. Oder hat er vielleicht jene auch, ohne sie verstanden zu haben, — genossen?

**) Daß dieser Denker mehr Gütiges, als Gutes, über die Wanderjahre gedacht hat, leuchtet ein. Aber darin: daß auch andere Denker, über Gegenstände des Denkens überhaupt nur Gütiges denken sollen, denkt er doch wohl — allzugütig.

***) Wenn man es nämlich überhaupt versteht, in welchem Fall dieser Bewunderer desselben, wie er uns selbst gesagt, sich leider nicht befindet.

prophetisch-theoretisch, prophetisch-praktisch, prophetisch-poetisch (?) — von einer noch nie da gewesenen, noch nie erkannten, durchaus neuen evangelischen Erziehung der Menschen zur Freiheit — nur daß man diese drei Propheten, eben weil sie Propheten sind, erst in der kommenden Geschichts-Epoche verstehen wird. *) Ich für mein Theil weiß doch so viel, daß die „Wanderjahre, Lienhard und Gertrud" und die „Staatslehre" drei Theile eines und desselben Buches sind. **) Der zweite (gütige) Gedanke, der mir vorschwebt, ist folgender: zur Besiegung des nächsten größten europäischen Weltübels, des aus dunkleren Jahrhunderten auf uns vererbten" (was für ein Uebel ist das?), „muß aller materielle Besitz unverhältnißmäßig leiden. Grund und Boden, rohe Producte, müssen übermäßig tief im Preise fallen. Selbst das weniger (?) materielle Geld muß, je größer das Kapital, desto mehr seinen Werth dadurch verlieren, daß es nicht sicher und nur mit sehr geringem Vortheil unterzubringen ist. Das Reale hingegen, welches man auch (!) das Ideale nennt, Fleiß, Regsamkeit, Industrie, Kunst, Talent, Erfindungskraft, bewegliche Geistigkeit, müssen für lange Zeit ein unverhältnißmäßiges und alles bestehende störendes Uebergewicht über Grund und Boden, rohe Producte und Kapitale gewinnen, das wenigstens so überwiegend wird

*) Hier hat dieser gütige Denker dermaßen Gütiges gedacht, daß er gütigst sich selbst nicht versteht.

**) Was doch Göthe's Wilhelm Meister in unseren Tagen für Fortsetzungen erlebt!

wird seyn müssen, als es früherhin diese rohe Natur, dieses materiale Nichts, über alles Geistig-Reale war. Alsdann — nach diesem Durchgangs-Zustande — kann erst ein richtiges Verhältniß der vielfachen und dann richtigen Besitzthümer sich nach und nach bilden. Diesen *) Gedanken habe ich aber schon früher gehabt, er ist mir nur durch dieses Buch bestätigt worden. — Was nun die zweite Hälfte des Buches betrifft, so bin ich nicht Eurer Meinung. Es stören mich nämlich hier die abgebrochenen Geschichten nicht, und zwar, weil diese einzelnen Fragmente zum Ganzen stimmen, welches ja auch nur Fragment ist, und mich durch Anlage, Ausführung und Art seines Entstehens zu glauben berechtigt, daß es auch Fragment bleiben wird. Sollte späterhin eine oder die andere Geschichte ausgeführt werden, so ist dieß ein freundliches Blumengeschenk, wofür wir der Gunst des Glückes zu danken haben. Das Ganze aber, das die Welt ist,**) wünsche ich so wenig ausgeführt zu sehen, als ich den Untergang, oder vielmehr die Verklärung der Welt erleben möchte. ***) Und warum

*) Vom Uebergewicht des Realen, welches auch das Ideale genannt wird, wiederum allzugütig gedachten!

**) Wilhelm Meister's Wanderjahre, = Welt?

„Das ist deine Welt,
Das heißt eine Welt!"

Göthe's Faust.

Haben denn bei Erschaffung der Welt, Gott auch, wie Göthen, bei der der Wanderjahre, seine „Fascikel im Stiche gelassen?" Ist die Welt auch ein Fragment?

***) Warum nicht? Hier wie dort sähe man dann doch wenigstens ein — Ende.

nicht? Weil ich darauf nicht vorbereitet bin.*) — Einen großen Theil Deines ersten Briefes hoffe ich noch immer Dir in mündlichem Gespräche beantworten zu können; denn da dieser Sommer durchaus nicht aufhört, Winter seyn zu wollen, so rathe ich, im wirklichen Winter her zu kommen, und die Blüthenzeit hier zu erwarten. — So eben habe ich Deinen zweiten Brief wieder durchlesen, nämlich Deinen Hymnus auf die „Wanderjahre." Zwar glaubte ich ihn ganz vergessen zu haben, hatte das Werk inzwischen gelesen, und finde doch nun, zu meinem Erstaunen, ich möchte fast sagen, zu meinem Verdrusse, daß ich Dein Thema abgeschrieben und mit schlechten Variationen begleitet habe. Warum hast Du mir das gethan und früher über das Werk geschrieben, als ich es gelesen? Nun bleibt mir zu meiner Rechtfertigung nichts übrig, als mit Brunet zu sagen: „Vous répétez-là mot pour mot ce que j'allais dire!" **) Ich habe Manches zeither gelesen; unter Anderem — „Lienhard und Gertrud!" Abgesehen von den wissen-

*) Wäre dieser Brief auch im Namen einer Dame geschrieben, so fänden wir den obigen Grund ganz in der Ordnung. Denn Damen bedürfen der Vorbereitungen zu jedem Schritt ihres Lebens; wie vielmehr, schon um der Toilette willen, zum jüngsten Tage! Aber ein Mann? Und was will er damit vollends, in Bezug auf die Beendigung der Wanderjahre sagen? Lieset er denn nur solche Bücher, auf die er vorbereitet ist, und warum kann er das hier nicht seyn?

**) Hier bleibt dem Leser „nichts übrig," als mit Malebranche zu fragen: „Qu'est ce que cela prouve?" scil. für den poetischen Werth der Wanderjahre.

schaftlichen und sittlichen Elementen des Buchs, welches Gedicht! welches Idyll! welche plastische Charakter-Zeichnung der hundert verschiedenen Bauern! Bis zur Shakspearschen Wahrheit gesteigert, denn daß z. B. der Quacksalber selbst eine Fontanelle am Arm hat, ist entweder wirkliche Wahrheit, oder Shakspearesch-poetisch-apriorische! — *) Ich weiß mir selbst nicht klar Rechenschaft zu geben" (ist sehr glaublich!), „wie ich auf den Dante kam; aber Folgendes habe ich gleich, nachdem ich „Lienhard und Gertrud" beendigt, mir aufgeschrieben: Dante nennt sein scholastisch-mystisches Lehrgedicht „göttliche Comödie." Mit mehrerem Rechte hätte Pestalozzi sein „Lienhard und Gertrud," dieses tiefe und klare Werk, also betiteln können. Aber er nennt dieses plastische Lehrgedicht, diese Anleitung zur praktischen Philosophie, zu thatsächlichem Christen- oder Menschenthum, diese neue Verkündung der Verkündung vom Reiche Gottes auf Erden, die Fürst, Minister und Stände lesen, und wieder lesen, und im Herzen (?) bedenken und behalten sollten; er nennt dieses Meisterwerk einer bis zur Wahrheit, bis zur Kunst gesteigerten Menschenliebe, bescheiden-einfach: „ein Buch für das Volk!" Möchte es das seyn dürfen! — Endlich kenne ich auch etwas von Houwald; ich habe das „Bild" gelesen, und stimme Börne's, aus Klarheit witziger **) Recension

*) Eine curiose Sorte von Wahrheit!

**) Diese Redensart ist ein guter Pendant zu der kurz vorhergehenden: vom „Bedenken im Herzen."

bei; aber die Sprache ist gewandt und edel, und hat, neben den tadelhaftesten, überraschend schöne Bilder. — Noch führ' ich Dir an: „Heinrich Kleist's hinterlassene Werke," von Tieck. Ich habe bis jetzt nur die Vorrede von Tieck gelesen, die mir genügt,*) so daß ich ihm schreiben und für die Herausgabe des Werkes und Hinweisung auf das vergessene Genie herzlich danken werde. Vom „Prinzen von Homburg" kenne ich Fragmente, die mir Kleist selbst vorgelesen: vom „Hermann und Marbod" nichts. — Deinen Brief sende ich nach Brüssel, wo das Buch zugleich mit ihm ankommen wird. **) Mannheim, Juli." „Ludwig."

„3. Dankworte einer Gebeugtkranken."***)

„Meine liebe, gute Trösterin! Ich muß es Dir unendlich danken, daß Du mich bei meinen Leiden mit dem neuen Werke Göthe's wirklich, was man sagt, aufgerichtet hast. Es ist in der That wahr, wenn

*) Wirklich?

**) Glückliche Reise! Aber wie „kommen" denn hier: Dante, Pestalozzi, Houwald, Börne und Heinrich von Kleist „an"?

***) Nun kommt gar auch noch die Meinung einer — Kranken Frau! Und zwar einer „Gebeugtkranken;" ja wahrscheinlich, wie sich aus der Faselei des Ganzen schließen läßt, auch Alters- und Geistesschwachen — Großmutter! War es aber die Absicht des Verfassers, auf — solche Weise, „mehrere Meinungen über die Wanderjahre gegen einander arbeiten zu lassen," so hätte er billig auch noch die eines Tollhäuslers hin-

man auf Alles verzichten muß, wie ich, und gar keinen Trost mehr auf dieser Erde findet, und man hat das Glück, daß Einem ein solches Buch in die Hände kommt, so ist man wieder für eine Weile getröstet, und glaubt und denkt sich Alles wieder von Neuem erhebend, und findet es nicht so schrecklich, weiter leben zu müssen, da es uns noch zukommen kann, eine solche Gabe der Weisheit zu erleben. (!) — Man sollte eigentlich glauben, daß Göthe'n vor allen (!) großen Schriftstellern, die es je gegeben, der Vorzug gebührte, gar nicht zu sterben, *) — denn sein Geist bleibt ja schon ewig jung, und seine Schriften wirken ja so wohlthätig, daß es höchst nothwendig (!) erscheint. Mich im Einzelnen über das Buch selbst auszulassen, ist mir, bei meinem jetzigen Zustande, nicht recht möglich" (Schade!); „so viel weiß ich aber,

zufügen! sollen. Auch die Aesthetik eines Berliner Kammermädchens, wie die Jenkins in Humphrey Klinker's Reisen, wäre dann hier mitzunehmen gewesen; wie es denn überhaupt gar nicht übel seyn dürfte, die ächt komische Idee dieses Romans, die, nach Ständen, Geschlecht, Charakter und Alter, verschiedenen Ansichten mehrerer Personen von einem und demselben Gegenstand, in Briefen abwechselnd; zu einem Roman über den Roman der Wanderjahre zu benutzen. Auch scheinen diese Meinungen mehr für als gegen einander zu arbeiten, und die „Gebeugtkranke" arbeitet in diesem Betracht, wirklich nach Möglichkeit (ihres Zustandes) mit.

*) Besser wäre noch der Wunsch: „gar nicht zu altern."

daß ich gar nicht glaube, etwas — was man so nennt — gelesen zu haben, sondern ich glaubte mich in die Nähe Göthe's versetzt, und dieses Alles im natürlichsten Tone des Umganges von ihm selbst nach und nach zu hören. *) Berlin, Juni."

„4. Aus dem Briefe eines Geschäftsmannes."

„In den „Wanderjahren" ist vieles Vortreffliche, und das Ganze Göthe, wie er leibt und lebt. (!) Einige an's Sentimentale streifende Briefe, ein neues gar liebliches Persönchen, Hersilie, **) ein allerliebstes Mährchen vom Rothmantel erzählt, haben mich besonders angesprochen. Ein fabulöses Ideal-Pädagogium ***) ist äußerst weise und tiefsinnig angelegt, und giebt Staat und Erzieher vortreffliche Winke; jedoch vermisse ich hiebei manche, gewiß absichtlich weggelassene Elemente. ****) Berlin, Juni."

*) Ein für Göthe gewiß sehr schmeichelhafter Glaube! Rührendes Tête-à-Tête!

**) Der Verfasser scheint zu den Bewunderern der Schauspielerin Madame Neumann unter den Berliner „Geschäftsmännern" zu gehören.

***) „Hear him!" Hallisches Real-Pädagogium!

****) Schade daß uns dieser Geschäftsmann, wahrscheinlich wegen seiner Geschäfte (wie denn der ganze Brief von Mangel an — Zeit zeugt), uns weder diese „äußerste Weisheit" des pädagogischen — Uto-

„5. Aus Gesprächen."

„Was soll man von Göthe sagen, was kann man anders von ihm sagen, als daß er ein Dichter ist? Ein Weltweiser ist er freilich auch — allein seit wann waren Dichter nicht Weltweise? Er hat Alles (?) gesehen, was auf Erden geschieht, und was noch die Zukunft versiegelt. (??) Er saß in der Götter urältestem Rath, und behorchte der Dinge geheimste Saat." (???) *)

„Daß der Roman wahrer ist als die Geschichte, und die Dichtung wahrer als das Leben — **) dieses könnte man sagen, wenn Er es nicht schon gesagt hätte. Ein Mathematiker und Physiker frägt nun gern nach der Ursache, Warum? Allein dieses läßt sich ohne einige Gelehrsamkeit nicht abmachen, und die Leute, die von Nord, Süd, West und Osten kommen, wenden ungern so viel daran." (Schade!)

„Göthe ist in der Kunst, zu schreiben, unser Altmeister; er schwebt" (oder schwebelt) „immer über den Dingen, nicht gehalten und nicht gedrängt, und daher bewegt sich seine Sprache so frei und anmuthig. Reinhold sagte: seine Darstellungen seien die reine Objectivität; der Ausdruck ist gut gemeint, aber etwas philisterhaft." (?)

piens Göthe's, bewiesen, noch diese „weggelassenen Elemente" nachgewiesen hat!

*) Das reimt sich doch wenigstens dem Klange nach!

**) Gehört zur „Sorte der Shakspeare'schen a priori'schen poetischen Wahrheit!"

„Die Philister — ein im Erbe des Herrn weit verbreitetes Volk — sind der Meinung, daß man das Neue nur mit neuen und fremd klingenden Worten sagen könne. Da sie mit einiger Dummheit behaftet sind, so merken sie nicht, daß hinter ihren Worten keine Geister wohnen. Große Köpfe sagen das Ungewöhnliche mit gewöhnlichen Worten; allein sie stellen sie anders, als es üblich ist. Die Worte haben, wie die Zahlzeichen, einen doppelten Werth, wovon der eine von der Figur abhängt, und der andere von der Stelle, wo sie stehen. Lichtenberg, Lessing und Göthe haben die tiefsten Dinge im reinsten Deutsch gesagt, und eben auf diese Weise."

„Was ihn das Leben gelehrt, was ihm durchs Leben geholfen, das erzählt jetzt der Dichter. *) Eine würdige Beschäftigung in einem ruhmvollen Alter."

„Es ist ein Glück für die Menge, daß es immer einzelne Naturen giebt, die klar in das Getriebe des Lebens sehen, und dann sagen, wie es ist. Ohne dieses fände sich die Menge nie zurecht. In ihrer Verworrenheit glaubt sie, es sei immer so gewesen, wie es im Jahre 1821 ist. Deswegen ist auch die Menge so leicht zu beherrschen; sie muß immer den gegenwärtigen Zustand ertragen, weil sie die vergangenen Zustände so wenig kennt, wie die zukünftigen. Berlin, Juni."

„6. Ein Gespräch."

„A. Nun, was sagen Sie von „Wilhelm

*) Wo? Doch nicht in den Wanderjahren?

Meister's Meisterjahren?" Sie haben das Buch doch schon gelesen?"

„B. O ja, zur Hälfte, und nur so obenhin; ich ließ es bald liegen. Ich gestehe Ihnen, nach gerade wird mir der alte Herr doch zu wunderlich."

„A. Ich war darauf gefaßt, das Buch in vielen Stücken schwach zu finden; aber um so mehr überraschte mich jedes (?) Blatt und die stets (?) neue Trefflichkeit des größten Dichters!"

„B. Sie werden doch nicht läugnen, daß er in den Jahren steht, wo unsere geistigen Kräfte nachlassen und wo das Alter seine Form eben so unwiderstehlich jedem Gegenstande aufdrückt, als die Jugend sonst die ihrige?"

„A. Ich finde den Greis in dem Buche allerdings; die stille Weisheit schon, die der Jugend unerreichbar ist, bezeugt ihn genug; aber ich finde auch den Mann und den Jüngling darin wieder, einen Inbegriff, so zu sagen, alles dessen, (?) was Göthe gewesen ist und noch ist. Selbst die Formlosigkeit, die freilich sehr auffallend geworden" (das weiß Gott!), „hat ihren guten (?) Grund in dem Inhalt, dessen Reichthum jede Form längst gesprengt hat." *) Wilhelm Meister" kann so wenig im abgemessenen Schritt eines regelmäßigen Romans bleiben, als Faust ein schulgerechtes Trauerspiel mit den drei Einheiten werden konnte. **) Es thut mir

*) Leider behauptet nur Göthe selbst: daß sich „in der Beschränkung erst der Meister zeigt!"

**) Was haben denn hier die drei Einheiten der französischen Tragödie zu thun? Wer hat da-

leid, daß Sie das Buch so ungünstig beurtheilen und verkennen."

„B. Lieber Freund! Sie treiben es zu weit mit Ihrer Vorliebe für Göthe!" (ja wohl!) „Nun ja, er ist unser erster Dichter; wer läugnet das? Ich liebe und bewundere ihn gewiß; von den früheren Werken urtheil' ich ja ganz anders!" (wir auch!) „Aber vergleichen Sie nur, da wird sich eben der Abstand zeigen. Wie außerordentlich (?) sind nicht die Wanderjahre; wie groß und schön entfaltet sich da noch sein Geist nach allen (?) Richtungen; welches Leben ist da vereinigt mit weiser Betrachtung! Sprechen Sie von den „Wanderjahren," da stimme ich mit Ihnen ein; von denen paßt Alles, was Sie jetzt den „Meisterjahren" mit Unrecht beilegen. Ja, wenn diese nur einigermaßen wären, was jene sind, wenn sie noch die Frische und Wärme hätten, diese geistreichen Ansichten und Andeutungen; — aber wie anders ist dagegen Alles in dem neuen Buche! Aufrichtig gesagt, ich weiß gar nicht, was ich daraus machen soll; wo nicht Willkühr ist, ist Unbedeutenheit; öfters sogar Beides, und es thut mir ordentlich leid für den Verfasser,

nach je bei einem Roman gefragt? Nur auf die poetische Einheit kommt es ja hier an. Auch „abgemessene Schritte" verlangen wir von dem Helden der Wanderjahre, so lange er nicht tanzt, den Hamlet spielt, in Siebenmeilenstiefeln wandert, oder eine Stationsbetfahrt nach Jerusalem antritt (wie es sein zweiter Fortsetzer mit ihm vorzuhaben scheint) keineswegs. Nur einen vernünftigen Gang!

daß er sich solche Blößen gegeben! — — Aber was lachen Sie? —"

„A. Wir haben vor zwanzig Jahren" (1821), „bei Erscheinung der Wanderjahre, ein Gespräch gehabt, wie unser heutiges! Ich schrieb es auf, und behielt es im Gedächtniß! Wahrhaftig, Wort für Wort, wie heute! Nur daß Sie damals die Wanderjahre nicht gelten ließen, und, wie diese jetzt, die Lehrjahre preisend dagegen erhoben." *)

„B. O welch ein Unterschied! — Es mag seyn, daß ich damals Einiges getadelt habe. —"

„A. Nein, nein, lieber Freund! Wort für Wort! — Hier ist das Papier. Was meinen Sie? Könnte ich das Blatt, nach diesem Beispiel, nicht als neue Wechsel-Verschreibung von Lob und Huldigung annehmen, die Sie, zwanzig Jahre nach Sicht, dem neuen Werke" (das wären denn wahrscheinlich Wilhelm Meister's himmlische Lehrjahre!) „eben so

*) Der Leser wird nun schon die Finte gemerkt haben, daß dieß Gespräch als eines von Anno 1841 gedacht ist, und die erst in diesem Jahre (wie angenommen wird) erschienenen Meisterjahre, als den endlichen Schluß von Göthe's Wilhelm Meister betrifft. Diese Hypothese ist, was die Zeitrechnung darin anbelangt, nicht ohne Grund; denn haben wir auf die Wanderjahre 20 Jahre warten müssen, so läßt sich füglich schließen, daß bis zur Erscheinung der Meisterjahre abermals 20 Jahre verfließen dürften. Sollte aber Göthe das Jahr 1841 wirklich erleben, so wär es freilich kein Wunder, wenn „der alte Herr," wie B. sagt, dann „doch zu wunderlich" wäre.

gut bezahlen werden, als heute dem damals neuen? Sie sehen, ich kann schon warten! — *) Berlin, im Jahre 1841."

„7. Hartmann an Friederike."

„Nur wenige Worte zur Entschuldigung meines langen Aufschubs, so wie mir für das Folgende Vergunst zu erbitten! — Ein jedes Werk, das bedeutend und entschieden vor uns tritt, afficirt uns zunächst: wir sind noch nicht wir selbst, ihm gegenüber; wir werden entweder zu unbedingter Unterwerfung, oder zu voreiliger Opposition fortgerissen, je nachdem die andern Verhältnisse mit dem Sprecher oder Schreiber dieß veranlassen. So bin ich auch, dem neuen Göthe'schen Werke gegenüber, das ich zudem nur höchst unterbrochen" (Schade!) „und in langen Zwischenräumen durchlesen konnte, noch nicht" (noch nicht? trotz der langen Zwischenräume?) „zu mir selbst gelangt und zu einem allgemeinen Eindruck. Es entzückte, ergriff, erschütterte mich stellenweise; dann wurde ich wieder zu augenblicklichem Widerspruch aufgefordert. Ueberhaupt ist des Anregenden und Bemerkenswerthen darin so unendlich viel, daß man wohl erst durch eigentliches Studium in alle Elemente des Gedichts einzudringen versuchen müßte, um, vom Einzelnen unzerstreut und dennoch dasselbe im Auge behaltend, die alldurchdringende Harmonie (?) sich herstellen zu können, welche durch die fast unkünst-

*) Ach Gott ja! Der Mensch gewöhnt sich ja an Alles!

lerisch scheinende Nachlässigkeit *) versteckt wird, mit der die einzelnen Bestandtheile aneinander gereihet (?) sind. Doch ich versuche, für Sie aufzuschreiben, was sich heute, bei dem wiederholten Lesen des Anfanges, in mir regt und bewegt, und nur noch nicht" (noch nicht?) „zur klaren Gestaltung kommen kann. Ich wünschte eigentlich, dies Blatt Ihnen vorzulesen, und dabei in mündlicher Entwickelung mich zu ergänzen. — Die Darstellung zuerst möchte in den Haupttheilen des Werkes, meinem Urtheil nach, wohl die vollendetste seyn, welche überhaupt die deutsche Sprache aufzuweisen hat. **) Die bewunderte der Wahlverwandtschaften war noch von schimmernder, etwas auffordernder Eleganz; hier ist auch noch diese letzte Hülle und Schale abgeworfen; ***) auf das Einfachste giebt sich Alles (??) aus einander, wie von selbst, (???) und begiebt sich vor unsern Augen mit einer Klarheit" (Fragzeichen in infinitum!), „daß man wie von einem Gemälde vor das andere zu treten meint. Irre ich mich, oder leuchtet nicht überall (?) in der Darstellung der bildende Künstler oder der Kunstkenner hervor, dem sich Al-

*) Fürwahr eine ingrata negligentia! in welcher Göthe sich zu der (NB. als Gegensatz der wahren Poesie dort aufgestellten) Theorie der lustigen Person im Vorspiel zu seinem Faust:

„Gebt ihr ein Stück,
So gebt es gleich in Stücken!"

hier — bekehrt zu haben scheint.

**) Das heißt doch einmal den Mund voll nehmen!

***) Das hat seine Richtigkeit!

les (?) malerisch in edle und gefällige Gruppirung hinein gestaltet? — Zunächst ist sicherlich der Beginn der Dichtung höchst bedeutend angelegt. Wir finden Wilhelm wieder, wie er uns verließ: (?) nach Innen gekehrt und mit dem eigenen Gemüth beschäftigt, unbekannt mit der ihn umgebenden Natur; die erste Frage darnach ist er genöthigt, unbeantwortet abzuweisen, und nur seinem Felix zu Gefallen, möchte er irgend etwas vorläufig darüber erfahren, sei es auch nichts Ganzes und Gründliches. *) Man sieht, ihm fehlt die hohe umfassende Liebe für das All, der die Natur überall sinnreich, geheimnißvoll und verheißend entgegen blickt; die Liebe, die forschen und lernen will von ihr, nicht für sich und irgend einen Gebrauch, sondern um des Göttlichen und Schönen in allen Gestalten froh und bewußt zu werden; dieß leuchtet z. B. bei Werther durchweg (?) hervor, und in Göthe selbst ist harmonische Vollendung dieses Allsinnes, wie ich ihn zu nennen wage. Wie harmonisch, wie durchaus liebenswürdig tritt dagegen Wilhelm in allen (?) menschlichen Verhältnissen hervor, obgleich seiner nur sparsame" (leider!) „unmittelbare Erwähnung geschieht; wir betrachten sie durch seine liebevolle Mittheilung: und so muß sein Persönliches, wie billig, (?) mehr in den Hintergrund treten. **) Jede Gestalt ruhig und liebevoll

*) Darauf kommt es ihm auch später, in der pädagogischen Provinz, obschon er ihr seinem Felix übergiebt, nicht besonders an.

**) Der gute Wilhelm tritt in den Wanderjahren dergestalt in den Hintergrund, daß er eigentlich gar

beschauend, und mit Hingebung sie auf sich selbst wirken lassend“ (und wie!) „wandelt er gelehrig und bescheiden durch die Welt: eine unendliche Liebenswürdigkeit und Pietät *) ist, über sein ganzes Wesen verbreitet; eine betrachtende Freude an allem Lebendigen, Schönen und Großen, so daß ihm gewiß am wenigsten die wunderliche Dreiheit den nachdenklichen Spruch vorzuhalten hätte: es gebreche auch ihm vielleicht an der angeborenen und zur Welt mitgebrachten Ehrfurcht, wie allen Uebrigen! Und überhaupt, daß ich dieß gleich hier erwähne, ist jener Geist der Milde und des freundlichen Ernstes weit mehr über das ganze Werk verbreitet“ (er ist auch darnach!), „als über irgend einen andern Roman desselben Dichters: die Ironie über die dargestellten Verhältnisse und über den Helden selbst, wie sie in den Lehrjahren fast vorherrschend war, und die auch in den Wahlverwandtschaften reichlich ausgestreut ist, möchte hier nur selten hindurch leuchten. Das Innerste seines Gemüths läßt ihn aber der Dichter selbst offenbaren in den“ (paar) „Briefen an Natalie; ja man glaubt sein Antlitz darin wieder leuchten zu sehen, mit den frommen blauen Au-

nichts weiter als selbst nur der Hintergrund des Ganzen ist.

*) Herr Hartmann versteht hierunter doch wohl nicht gar das Krebsgeschwür unserer Zeit: die Frömmeley? Sonst hätte er Göthe'n mit dieser Pietät ein zwiefach schlechtes Compliment gemacht, da der wahre Dichter über der Zeit stehen, und, wie auch Friederike sagt: „krankhaften Auswuchs der menschlichen Natur nicht, wie so viele Neuere mit eitler Vorliebe aus Schwäche thun, zum Musterbilde machen soll.“

gen, *) die sich sehnsüchtig nach dem Theuersten auf Erden hinwenden, mit der klaren Stirn unter schlichten braunen Haaren, mit der ganzen Geberde, die nur Eines ausdrückt: innige, edle, feste Treue.**) Wie gehorsam demüthig, aus Liebe nicht reden zu wollen von seiner Liebe und seinem Leid; und nur das kränkt uns, daß wir den Grund der Trennung nicht erfahren, die so schmerzlich und drückend auf uns lastet. — Aber Alle entsagen, Alle müssen sich dem Liebsten durch die Flucht" (zu neuen Liebsten) „entziehen, und überall bleibt die nächste Veranlassung für uns ein Geheimniß. ***) Sei sie bei den verschiedenen äußerlich eine verschiedene, innerlich ist sie wohl nur die eine: Erst am Entsagen und Versagen des Schicksals ****) bewährt sich die Kraft, die Wahr-

*) Man hat den Werther in seinem blauen Frack und gelber Weste so oft abgebildet. Hier könnte ein Zeichner lernen, ein Gleiches mit dem Wilhelm Meister zu thun, auf daß Göthe auch von diesem seiner Helden singen könnte:

„Auch Herrn Meister sehn wir da
In Kupferstiches Gloria."

**) Pst! die schöne Wittwe auf der Italienischen Insel!

***) Herr Hartmann meint ja aber doch, daß sich auf das Klarste Alles „von selbst ergiebt!"

****) Wir haben seit der Erscheinung von Müllner's Schuld, viel Unsinniges über das Schicksal lesen müssen; aber von einem „Entsagen und Versagen des Schicksals" ist uns doch wahrlich noch Nichts darunter vorgekommen.

Wahrheit eines Gefühls, wie des Charakters überhaupt; das zurückgehaltene Feuer glüht in sich und stählt. (?) Wir gewöhnen uns, nicht von einer schnellen Befriedigung zur andern unersättlich zu streben, sondern Eines und ein Ganzes zu wollen, und unser Begehren zum Edelsten herauf zu steigern:

Prüft das Geschick Dich, weiß es wohl warum;
Es wünschte Dich enthaltsam! Folge stumm!

— Hier wurde ich unterbrochen" (recht fatal!) „und gezwungen, aufzuhören. Mehreres künftig. — Berlin, Juni."

„8. Antwort."

„Vielen Dank für Ihren Brief, mitten aus Ihren Geschäften! Doppelt dank' ich, weil Sie der Entsagenden erwähnen. Dieß war die Hauptsache, und eben darum (?) sprachen wir, wie von den größten Lebensbedingungen, gar nicht von ihr. Mich erinnert das an „Max," zu dem Wallenstein sagt: Hätte ich doch bald den ganzen schlesischen Krieg vergessen! *) Nach dreißig Jahren fangen die Meisten von uns" (doch nicht Alle?) „an zu wissen, daß wir uns trennen müssen von den Lebensbildern, die wir uns schufen, die wir uns wählten, und daß wir vor ganz andere Originale geschoben und gedrängt werden, und auch keines von diesen mit liebhaberischer Vorliebe ableben dürfen. Endlich wird uns nach und nach, mit Schmerz, Verwunderung und oft Beschämung deutlich,

*) NB. „über der Beschreibung da!" wie Wallenstein ausdrücklich hinzusetzt.

daß wir uns darin ergeben müssen; und zuletzt wird uns klar: (?) Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben! *) Was heißt das aber? Wer nicht den Blick von sich selbst aufschlagen mag zu dem um und für ihn geschaffenen All; wer nicht in Aufmerken, Betrachten, Combiniren und in liebevoller Thätigkeit aller Art, weiter zu leben vermag, und, ungeachtet der heimlich inneren Geschichte seiner Gemüthsentwickelung, doch jeden Tag, ja jede Stunde, mit Kinder-Naivetät, als die ganz neue vor sich kann aufgehen lassen, der hat zu verzweifeln. (?) Wer verzweifelte nicht so im Leben! **) Diese Verzweiflung ist der größte Schmiedeschlag, ***) den gediegene Seelen auszustehen haben, zur Bewährung und zum unpersönlicheren (?) Weiterleben! Und wer von uns kam oder kommt nicht durch diese Schmiede! ****) Diese große, verbreitete Vorkehrung zeigt uns mild und weise und dichterisch dies Buch. So dünkt mich." (Gottlob!) — „Noch muß ich Ihnen sagen, über das, was Sie mir von Göthe'schem Styl schreiben, bin ich nicht Ihrer Meinung. Mich dünkt, seit Wilhelm Meister's Lehrjahren ist er ganz derselbe. Man muß sie nur wieder lesen. Ueberhaupt

*) Sonach ließe sich füglich auch behaupten, es sei sogar unanständig, zu — leben!

**) Gerechter Gott! wie viel Millionen Verzweifelnder giebt es doch auf deiner Erde!

***) „Landgraf, werde hart!"

****) Der blonde Friedrich und seine Philine scheinen sie doch noch nicht passirt zu haben.

war nie (?) solcher Reichthum, und nie (?) so ausgebildet; eine solche Fülle der Gedanken und des Schauens in solchen Styl gefaßt, der gleichsam die Gesammtwerke des Lehrers noch einmal in einem einzigen großen klaren Strom über die Erde schickt," (alle Tausend!) „wie es in diesem ganzen (?) Wilhelm Meister geschieht. — Guten Morgen! — *) Berlin, Juni. Friederike."

„9. Aus Gesprächen."

„Ihr klagt über Unzusammenhang. Gebt Acht, ob die Wanderjahre euch nicht eben so, wie die „Bekenntnisse einer schönen Seele," nachdem sie euch aus dem früheren Gange des Romans hinaus zu führen geschienen, **) gerade auf diesem Wege am sichersten und kürzesten in die wahre Mitte der Dinge einführen." (Nous verrons!) „Meint ihr, daß der Zusatz, die Entsagenden" ohne Bedeutung auf dem Titel steht?" (Bis Dato allerdings!) „Und wollt ihr denn dem Dichter Alles allein überlassen, nicht fördern und mitbilden auf dem begonnenen Wege? ***) Was ich kann, könnt ihr auch!" — (Gewiß! Aber ob

*) Haben Sie selbst auch schon — ausgeschlafen, liebe Friederike?

**) Die Bekenntnisse einer schönen Seele in Meister's Lehrjahren, sind und bleiben eine Episode, wofür sie der Meister selbst, durch die uns in seinen eignen Bekenntnissen mitgetheilte Notiz, das theosophische Fräulein von Klettenberg betreffend, erklärt hat.

***) Einem Göthe mit dichten helfen zu wollen, wäre doch wohl gar zu — unmanierlich!

wie's wollen?) „Jedem werde mit seinem eigenen Maße gemessen." (Eben darum!) „Der Roman, sagt Göthe, ist eine subjective Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe; das Andere wird sich schon finden." (S. Seite 14 dieser Schrift.)

„Man kann von dem Publikum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle." (Aber doch von den Recensenten?) „Autoren und Publikum sind durch eine ungeheure Kluft getrennt, wovon sie, zu ihrem Glück, beiderseits keinen Begriff haben. *) Ein Autor, mag bevorworten, so viel er will, das Publikum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Eine verwandte Eigenheit der Leser fällt uns besonders bei denen, die ihr Urtheil drucken lassen, ganz komisch auf. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem, was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich seyn könnte." — **) Vorgelesen aus Dichtung und Wahrheit. Zweiter Theil."

*) Gehört dieser Freund vielleicht zum — Publikum?

**) Das ist freilich eine ganz sinnreiche Beschönigung der Arroganz eines Schriftstellers, von den Lesern zu verlangen: Alles, was und wie er es ihnen giebt, unbedingt gut heißen zu sollen. Wenn sie aber auch nur eine wahre wäre!

„10. Wilhelm an Friederike."

„Es ist keine Kleinigkeit, liebe Freundin, wenn man ein solches Buch gelesen hat, sich selbst oder Andern den Eindruck davon als ein Bestimmtes darzustellen. Man hat ein ganzes, (!) reiches, volles Leben durchgelebt; eine Welt (!) ist durch das Gemüth gezogen, mit aller (?) Lust und allem (?) Kampfe, so wie mit allen (?) Unbegreiflichkeiten, deren Auflösung sich nur hoffen und ersehnen, doch im begrenzten Zeitraum nicht erwarten läßt. *) Ja, auch die kleinen Aergernisse fehlen nicht, über halb erlebte Geschichten, plötzliches Verschwinden des Fadens, den man emsig und neugierig verfolgte, über einzeln bequemlich ausgemaltes Detail und eilig hingeworfene Umrisse, die der eigenen Einbildungskraft zur schweren Ausfüllung, oft Lücken, die ihr zur Ergänzung überlassen sind. So wie ich nun in der einen kurzen Nachtstunde, die mir vor der Abreise noch übrig ist, **) das Gelesene noch einmal

*) So eng begränzt dünkt uns doch ein Zeitraum von 20 Jahren nicht, daß sich in den Wanderjahren, als dem endlichen Ergebniß derselben, die Auflösung der darin enthaltenen Unbegreiflichkeiten, nicht billig hätte erwarten lassen sollen.

**) Es ist in Wahrheit zu beklagen, daß alle diese Kunstrichter und Richterinnen sich so wenig Zeit zu ihren Beurtheilungen nehmen können. Die Gebeugtkranke kann vor Schmerzen, der Geschäftsmann vor Arbeiten nicht weiter. Einem Dritten geht, wie wir gleich vernehmen werden, das Licht aus; ein Vierter wird „unterbrochen," und dieser, selbst ein Wilhelm, hat nur

klar und deutlich, (?) doch in möglichster Kürze zu überschauen trachte, fällt mir unwillkührlich dabei ein: wie wir wohl einmal in einer auch vielleicht nur kurz gestellten Frist zurück schauen werden auf die durchlebte Welt, und Manches uns recht klar und hell (?) erscheinen, Anderes dunkel und unbegriffen seine Glieder in die umwölkte Nacht hinein strecken und uns sein lichtes Hervortreten auf Morgen (!) versprechen wird. So ist das Buch mir nun durchaus wie Welt und Leben," (überhaupt?) „und wie wir meistens den Fehler begehen, unser Leben als etwas für sich Bestehendes, oder für uns und zu unserem Vergnügen Eingerichtetes anzusehen — statt daß wir es wie ein Entree-Billet bloß als eine Gelegenheit annehmen sollten, uns die Welt zu betrachten — so wollen die Leute auch ein Interesse an dem Roman nur in dem schön erfundenen Lebenslauf des Helden und in den mannichfaltigen Begegnissen finden, die sich alle auf ihn beziehen, und selbst da, wo sie als Darstellungen eigener Zeitgestaltung einen Werth für sich haben, doch nur als untergeordnete Theile seines Bildes dastehen sollen. Aber keineswegs! Der Held im Roman ist nur dazu da, daß sich der Lebenskreis, der in diesem dargestellt werden soll, vollständig an ihm entwickele, *) worauf er denn freilich

noch „eine kurze Nachtstunde vor seiner Abreise" dazu übrig.

*) Es dürfte doch erst zu beweisen seyn, daß die Romane eines Cervantes, Fielding, Richardson, Sterne, Goldsmith, Walter Scott, Le Sage und der Frau von Stael, wie die unseres Wieland,

gehörig eingerichtet seyn muß.“ (Göthe selbst sagt doch, daß alle Begebenheiten nach den Gesinnungen des Helden zu modeln seyen.) „In dieser Hinsicht ist Wilhelm Meister nun der Held par excellence,“ (alle Welt! welch ein Held!) „und wenn es in den „Lehrjahren“ noch möglich war, sich im Sinne jener irrigen Ansicht zu täuschen, so muß sich in den „Wanderjahren“ der schlechte Leser bitter verhöhnt, der echte aber völlig aufgeklärt (?) fühlen. „Wilhelm Meister's“ Augen sind die hell geschliffenen Gläser, die uns Göthe reicht, um seine große herrliche Welt“ (d. h. doch nur die der Wanderjahre?) „bald im schnellen, vollen Ueberblick, bald im Genusse der zartesten Einzelheit, zu der unsrigen zu machen. *)

Hippel, von Klinger, Heinse, Wagner, Jean Paul u. s. w., in denen uns handelnde Helden dargestellt werden, keine Romane seyen. Aber dieß ganze Raisonnement (das nur eine Wiederholung der, neuern, Göthe'schen Ansicht vom Roman ist) dem Verf. auch zugegeben; so widerspricht er sich doch selbst. Jeder Roman kann nichts anderes seyn, als die Darstellung des vom Dichter erfundenen Lebens des Helden und diesen (wie der Verf. selbst sagt) umgebenden „Lebenskreises.“ Also niemals das ganze „Leben“ und die „Welt“ selbst, wie dieser Briefsteller von den Wanderjahren gleichwohl behauptet.

*) Transparent wie Glas, ist Göthe's Wilhelm Meister allerdings, so daß man ihn in dieser Hinsicht freilich wohl einen gläsernen Helden nennen könnte. Allein um die in den Wanderjahren dargestellte Welt zu überblicken, bedarf es für Leser, die, nicht „aus gutem Willen,“ sondern aus guter eigner Sehkraft, „klar und scharf sehen“ keiner geschliffenen

Er ist die reinste Passivität, die vollkommenste Receptivität," (ein wahrer Schwamm!) „und dennoch liebenswürdig, denn wir bedürfen seines Handelns nicht: laßt uns für's erste nur von ihm lernen, wie man schauen, fühlen und begreifen muß!" (von einem — Schwamm?) „Von dieser Ansicht aus wird man auch leicht ausgesöhnt (?) mit Vielem, was sich sonst nicht ganz angenehm empfinden ließe; mit Nachodinen, die mit uns Verstecken spielt" (am besten spielt es Göthe selbst), „nachdem wir ihr mit heißer Liebe nachgelaufen sind; mit dem Vierziger, der wohl, trotz der Toilette, grau werden wird, ehe wir ihn verheirathet sehen; mit den umständlich ausgemalten Bildern und Scenen im Lago Maggiore, wo wir mit den Personen empfinden und leben, ohne zu wissen, (!) was ihrem Leben und ihren Empfindungen zum Grunde liegt; mit der idealen Erziehungswelt, die nicht, wie Platon's Republik, auf einer Wolke von Gedanken" (vermuthlich weil sie selbst eine solche Wolke ist), „sondern so dargestellt ist, als könne man aus der realen, greifbaren *) Lebenswelt sein Kind sogleich in sie hinüber setzen; **) mit den sonderbaren Bedingungen, auf die sich „Wilhelm Meister" eingelassen, den vielen Geheimnissen, die er uns zu verbergen hat,

Gläser, noch weniger fremder Augen, und am allerwenigsten der Augen eines Wilhelm Meister!

*) So fehlt es dem „griffgeübten" Meister S. 203 doch auch nicht an einer „greifbaren Welt."

**) Diese Parabel gehört allerdings zu den Wundern!

und mit dem ganzen wunderlichen Bund- und Ordenswesen, dem wir als Profane nur von außen zusehen dürfen. *) Von Allem diesem ist doch der Reiz unendlich groß, wenn wir den Aufschluß mit Begier erwarten oder zu ergrübeln suchen." (Grübele, lieber Leser! Grübele nur, wenn du auch nichts ergrübeln solltest!) „Die neue „Melusine," die „pilgernde Thörin;" „wo steckt der Verräther?", welche köstliche Perlen! Alles (?) was Göthe beleuchtet, ist so hell und wahr, daß man ihm gern mit Zuversicht auch mit verbundenen Augen folgt" (so scheint's hier), „gesichert der herrlichsten Aussicht, wenn er uns die Binde wieder löst. So oft ich mich befremdet, geneckt und mißbehaglich fühle, weiß ich recht wohl, an wem es liegt, und warte folglich ab. Er wird's vollenden." (Nur Geduld!) „Das Licht schwindet." (Mal à propos!) „Ich muß schließen. **) Mit Ihnen" (einer Dame!) „kann man kurz seyn, ich sage also nur: leben Sie!" — (kurz genug!) — „Berlin, Juli."

*) Wenn alle Leser Profane sind, die nicht Erlaubniß haben, nach dem Zusammenhang eines Romans, der doch für sie geschrieben ist, fragen zu dürfen, hat der Verf. allerdings Recht. Er wolle uns dieß aber nur erst beweisen!

**) Warum? Sagt doch eben der Schreiber dieses Briefes selbst: daß er Göthen „gern, auch mit verbundenen Augen, folgt." Was thut da das Licht zur Sache? Nur immer im Dunkeln, wie bisher, fortgeschrieben!

„II. Aus Denk(?)blättern.“

„Ueber festen Besitz und bewegliche Güter hat Göthe in den „Wanderjahren“ einen Ausspruch gethan, der tief in die erregtesten Gegenstände unserer verwirrten Zeitfragen eindringt.“ (Vergl. S. 33–36 dieser Schrift.) „Wie vieles Nachdenken muß ein solcher Spruch erwecken, und wie häufige Berufung (?) veranlassen! Die zeitgemäßeste Erkenntniß bleibt oft nur lange im Besitze von Einzelnen, bis sie durch solch klares (?) Wort als Gemeingut (!) in die Nation eingeführt wird, (!) durch ein Wort, das, mit solchem Gepräge und solchem Ansehn“ (was gilt das hier?) „ausgestattet, in seiner gediegenen (?) Kraft nun unzählige Mal dem vielgestalteten Andrange wiederkehrender Meinung siegend (?) entgegen zu halten ist.“

„Kann es, darf es Göthen Ernst seyn mit dem bedenklichen Ausspruch über das Theater? Mag er wirklich verdammen, was Andere und er selbst in dieser Beziehung so Schönes und Herrliches geleistet haben? — Ich glaube, daß auf dem Standpunkte, den der Dichter hier einnimmt, jener Ausspruch unvermeidlich ist.“ (Vergl. Seite 50—66 dieser Schrift.) „Auch Platon und Rousseau mußten aus ihren höchsten Bildungskreisen die dramatische Poesie verbannen, der sie doch selbst Beide ausübend gehuldigt.“ (Wie kommt aber Göthe dazu?) „In einer höheren Ordnung der menschlichen Dinge *) müßte, und möchte immerhin, Vieles weichen, was uns jetzt

*) Die dann freilich keine menschliche mehr wäre.

unentbehrlich, ja ein wesentlicher Halt des Guten dünkt; alles Heldenthum z. B. fiele in einem reineren Zustande nicht minder weg, als das Theater.*) Aber die Bedingung, unter der allein dieß nothwendig werden könnte, dürfte es auch allein zu rechtfertigen vermögen." (Von dieser Bedingung aber hat Göthe nichts gesagt.) „Unsere Unvollkommenheit läßt jene Bedingung nur selten, und vielleicht nie ganz eintreten. Den Grundsätzen aber darf nichts vergeben werden" (Göthe hat ja aber diese Grundsätze nicht in Bezug auf jene Bedingung aufgestellt), „und dem sittlichen Zweck" (das ist wieder etwas Anderes als jene Bedingung!) „sind alle anderen Zwecke untergeordnet, daher Poesie und Kunst, wo sie jenem entgegen stehen" (steht denn aber die dramatische Kunst und Poesie dem sittlichen Zweck entgegen?), „unbarmherzig aufzuopfern. Poe-

*) Vor Allem müßte in einem reineren Zustande der menschlichen Dinge, der dann etwa der Zustand der Engel seyn würde, wohl die Nothwendigkeit jener kleinen Privatbühne, über welche die Erschesche Encyklopädie (Bd. I., S. 205-210) einen so großen Artikel geliefert hat, wegfallen; wir mögen uns nun die Engel, mit der Synode zu Nicäa, als Geister mit einem ätherischen, oder mit der Lateranensischen, als Wesen mit gar keinem Körper denken. Aber Heldenthum und Theater, sollten wir meinen, dürfte es doch immer auch unter ihnen geben können. Ja der Engel Gabriel allein schon, wie er der Held Gottes ist, würde gewiß auch ein trefflicher Heldenspieler, ganz im Geschmack unseres heutigen tragischen Theaters seyn.

sie und Kunst sind das Höchste nicht, doch Annäherungen zu ihm. Das Feld, wo sie als solche befugter Weise das Höhere darstellen und vertreten, ist im entwickelungsvollen Menschentreiben von weitem Umfange, und es hat noch keine Gefahr damit, daß sie, um der harten Bannsprüche willen, durch die sie von einzelnen Punkten bestimmter Geistes-Gestaltungen verwiesen werden, in der Welt ihr wohlberechtigtes Daseyn und ihre gebührende Anerkennung verlören." (Die Frage, auf die hier gerade Alles ankommt, ob Göthe nun mit der Behauptung: daß die dramatische Poesie und Kunst, ihr „wohlberechtigtes Daseyn und ihre gebührende Anerkennung in der Welt" um des sittlichen Zwecks willen, verlieren müsse, — Recht hat? läßt also dieser Briefsteller völlig unbeantwortet.)

„Wenn es wahr ist, wie ich versichern gehört, daß die Erzählung von der „pilgernden Thörin," dieses Meisterstück reizender und lebhafter Darstellung, einer französischen Bearbeitung nachgebildet worden — der Ton und Bau der Sprache ist allerdings noch französisch, auch das eingeflochtene Lied erinnere ich mich in dem Schillerschen Musen-Almanach, wo es zuerst erschien, als französisch bezeichnet gesehn zu haben — so möchte ich doch unbesehens hundert Mal lieber diese Nachbildung, als das Vorbild selbst gemacht haben, denn unmöglich kann dieses auch nur von fern jener gleich kommen. *) Wir

*) In Hinsicht auf Göthe's eigene Behauptung (S. Seite 190 dieser Schrift) daß die Wanderjahre, „wenn auch nicht aus Einem Stücke, doch aus Einem Sinn"

wissen es schon, was es sagen will, wenn Göthe einmal das schon Geformte zum Gegenstande seines Bildens aufnimmt! Es ist immer eine neue Geistesschöpfung, was durch des Dichters Inneres gegangen, und ihm wird sogleich eigen, was er nur immer wählen mag; das Wiederholte selbst ist bei ihm nie dasselbe, was es zuerst gewesen, sondern, eben weil von ihm wiederholt, ein Gesteigertes; durch ihn erhält die Geistesschöpfung, wie eine Gegend durch die Sonne, (!) erst Licht und Glanz, obwohl sie selbst schon ganz vorhanden war."

„Der Geist und die Massen der Behandlung, welche in den „Wanderjahren Wilhelm Meister's" sichtbar sind — diese abgebrochene Gliederung,*) die gedrängte Verschiedenartigkeit, der über wunderbaren Verhältnissen und geheimnißvollen Erscheinungen dunkelschwebende Zusammenhang,**) die scheinbare Willkühr in dem Gefügten — Alles dieses gehört schon dem vierten Bande der „Lehrjahre" an, welcher sich durch jene Eigenschaften von den drei vorhergehenden Bänden entschieden sondert." (Auch durch

gearbeitet seyen, dürfte doch der Umstand, daß diese Episode Nachbildung eines französischen Originals ist, so wie die schon 1769 in Straßburg gedichtete neue Melusine, ein etwas — mißlicher seyn.

*) Leidet Wilhelm Meister vielleicht auch an der englischen Krankheit?

**) Hat denn ein Dichter, das Recht des göttlichen Weltregierers: uns über den dunkelschwebenden Zusammenhang seiner (erdichteten) Welt, im Dunkeln zu lassen?

dunkelschwebenden Zusammenhang?) „Dieser Unterschied ist unsern Kritikern schon ehemals nicht entgangen, und vorzüglich von Friedrich Schlegel — in seinem gerade jetzt wieder sehr lesenswerthen Aufsatze über den Meister, zum größten Preise des vierten Bandes, den er“ (deshalb?) „das eigentliche Werk, den großartigsten und bedeutendsten Theil des Ganzen nennt — insbesondere angerühmt worden. Sein Ausspruch ist von tiefer Wahrheit,“ (doch wohl nur so weit er wahr und nicht poetisch ist?) „und in seiner Weiterbeziehung auf den neuerschienenen Verfolg des Werkes von fruchtbarer Anwendung.“ (Friedrich v. Schlegel selbst, dürfte diese Fortsetzung der Lehrjahre doch wohl schwerlich erwartet haben!) „In der That, wer sich die Sache mit künstlerischem Auge genauer auf dieses Verhältniß ansieht, der wird die beiden Stylarten der Bearbeitung, die hier zu betrachten sind, nicht anders abtheilen können, als daß er die drei ersten Bände der „Lehrjahre“ einerseits, und andererseits den vierten Band der „Lehrjahre“ und die „Wanderjahre“ zusammen stellt. (?) Die letzten bieten in Gestaltung und Gang keine abweichende Neuerung dar, die nicht in jenem vierten Bande schon gewaltet hätte;“ (auch nicht in der Hinausspielung der Handlung auf ein bloß fabulöses Gebiet? Des „pädagogischen Utopiens?“) „es versteht sich, daß die offenbaren Lücken, welche von den zufälligen Bedingnissen einer verspäteten, aber immer noch höchst dankenswerthen Redaction herrühren, hiebei nur als Aeußerlichkeiten (?) in Betracht kommen, die der Composition und Richtung des Inhalts im Ganzen

wenig schaden können (?) und in anderer Art" (das ist etwas Anderes!) „sehr nützen."

„12. Philipp an August."

„Die „Wanderjahre" sind in vollem Wogen, und geben unseren Lauten und Stillen im Lande in gleichem Maaße reichlich zu schaffen! — Ein Vorrecht Götheſcher Werke, nicht bloß eine oder die andere Gattung von Lesern, sondern alle (?) Fächer und Stände des geistigen Lebens und Treibens zu berühren. Alle (?) Regionen des Bildens und Forschens, in Kunst, Natur, Alterthum, Geschichte, Sprache, alle (?) Gegenstände der Entwickelung in Wissenschaft, Welt, Dichtung, sind von dem Geiste seiner Werke befruchtet, erhellt, bewegt. Wir haben seit Luther keinen so nationalen Schriftsteller gehabt, keinen, in welchem sich die Kraft und Eigenschaft der Nation zu solcher Wirkung konzentrirt hätte. Daher auch die Art von Gährung, (?) die den ersten Eindruck eines Werkes von ihm fast immer begleitet. So geht es auch hier. Die „Wanderjahre" können nicht gleichgültig lassen; sie erwecken Enthusiasmus, daneben Verwunderung, dann auch Gemurre. Manche Stimmen erheben sich dagegen. Ich selbst habe darob allerlei Anfechtung von den Leuten, die über dieß und jenes mich hadernd zur Rechenschaft ziehen. Sie wissen im Anfang nie recht, wie sie daran sind; es muß ihnen gesagt werden." (Warum sagt er es ihnen nicht, sondern setzt sie in die neue Verlegenheit, nicht zu wissen, wie sie mit dem, was er hier gesagt hat, daran sind?) „In der Wirrniß und Ver-

schüchterung, in die jedes Außerordentliche sie versetzt, erscheinen sie keck, sind aber im Grunde ganz verzagt, und tadeln aus Vorsicht, wo sie sich zu loben noch nicht getrauen. Selbst geistvolle und sonst gar nicht schwache Menschen haben Theil an diesem Loose. Unser Freund R. ist ein lebendiges Beispiel; doch sind Geister seiner Art bald verständigt, wenn man sich nur die Mühe geben will. Wenn mir Einer oder der Andere aber durch sein Mißreden wirklich Verdruß macht, so denk' ich mir zum Trost einmal das Gegentheil: wie ganz unerträglich es wäre, wenn die Leute sämmtlich, wohlbefriedigt und beglückt, plötzlich in allgemeinem Lob und Anerkennen übereinstimmten!" (Wie diese Briefsteller hier.) „Das würde ja gar nicht auszuhalten seyn, und man müßte ihr Lob in ihrer Art noch toller finden, als jetzt ihren Tadel. — Von dem Buche selbst, und wie und was es für mich ist, ein (—) andermal!"

„Ihr, die ihr wollt besser wissen,
Was Er weiß, der es bedachte,
Was Natur für ihn beflissen,
Schon zu seinem Eigen machte:"

„Fühlt ihr auch dergleichen Stärke,
Nun so fördert eure Sachen;
Seht ihr aber seine Werke,
Lernet erst: so wollt' (!) er's machen!" (Wie?)

„Hamburg, Juli."

„13. Albert an Friederike."

„Da die „Wanderjahre" sich für einen Roman ausgeben, so halte ich mich, wie der klügste Philister, für berechtigt, sie wenigstens darauf anzusehen. Man

hat

hat gesagt, es ergehe Wilhelmen ungemein schlecht in den „Wanderjahren.“ In der That, wie kommt Derjenige, der nichts ist, seit er etwas — nämlich ein Schauspieler — zu werden aufgegeben, dazu, dieser Schaubühne seiner Nichtigkeit, seinen Namen zu geben? Er leiht allem Geist- und Kunstvollen bloß das Ohr, und muß ab und zu, Boten laufen; das ist Alles. Ich verehre — so weit bin ich, durch alle Aesthetik hindurch, gekommen — erst da den Künstler, wo er Leben, selbstständiges, erzeugt, das mich als solches ergreift, mag dann sein Werk schön oder häßlich seyn u. s. w. Wo sind aber hier lebendige, wirkende oder duldende *) Menschen, wo Leben, als in den ablösbaren Theilen? Jedes Wort, jede Zeile ist von Göthe. Gut. Aber warum wollte, wer „Hermann und Dorothea,“ wer „Werther“ erschaffen hat, solche Worte und Zeilen nach Art der „Serapionsbrüder“ und des „Phantasus“ (der „Decameron“ gehört nicht hieher) „an einander reihen? Also, nachdem der schlechte Faden aus der köstlichen Perlenschnur herausgezogen, zu dem, was uns in den Schooß fällt, und schnell zu den drei Ehrfurchten, und den drei wahren Religionen, und der alleinigen wahren, die aus jenen gesammten hervorgeht — denn da wollen Sie mich doch haben! Ich kann wiederum nicht umhin, es ganz philistermäßig zuvörderst von außen her anzugreifen. Ich gestehe Ihnen, daß mir die Form sehr zuwider ist. Ich lasse gern die Markpfen-

*) Der Held selbst ist doch dermaßen geduldig, daß er mit seiner Geduld fast die des Lesers auf die Probe setzt.

nige der Fabel in der Algebra der Poesie, (!) wie a und b, x und y, gelten, weigere mich aber, sie in das Hausrechnungsbuch mir für schlechte Groschen anzuschreiben. Mir sind alle diese Freimaurereien, die Mächte des Thurmes, das Band, vor Allem aber dieses Erziehungs-Utopien, das die Wurzel zu jenen blühenden Zweigen seyn soll, im Grunde des Herzens verdrießlich. Ich gehe in dieses Utopien ein. Ich glaube nicht, daß sich, fabrikenmäßig, Anlagen zu Menschen, wirklich zu eigenthümlichen, selbstständigen, solchen Menschen kneten lassen, es müßten denn die Erzieher Götter seyn. Ich gehe weiter, und läugne das Princip. Ich glaube, der Mensch hat und bringt mit sich, die Ehrfurcht; glaube, er könne sie sich wohl abstreifen, keineswegs aber anbilden lassen. Und (verzeihen Sie dem, den Sie zur Polemik gereizt), welche alberne Mittel, diese Mysterien, Grade der Weihe und Zeichen! Lassen Sie übrigens Glaubenssache bei mir seyn — es würde zu weit führen — was sich gewissermaßen doch auf Erfahrung gründet, zurück gehen in meine eigene Kindheit u. s. w. Aber ich hätte wohl gern unseren wundervollen Altmeister, die drei wahren Religionen, in der Form eines Platonischen Gespräches, gemächlich und verweilend abhandeln hören. Welche Herrlichkeit! Es dünkte mich, hier sei das geistige Herz zu suchen, dessen fortgepflanzter Pulsschlag die zufällig scheinenden Glieder zu Gliedern eines organischen Ganzen vereinigen könne; aber ich habe auch nicht den Pulsschlag in den Extremitäten fühlen können, und ich muß immer erst noch

die neue Melusine, meinen Liebling, wo steckt der Verräther?, die pilgernde Thörin, den Mann von vierzig Jahren, das nußbraune Mädchen, die Flucht nach Egypten, die Aussprüche über dramatische Kunst, das Fernrohr, die starren Felsen, die unterhaltender sind als die Menschen, weil sie nicht zu begreifen, alle die Kunstwerke, Bilder, Bruchstücke, Betrachtungen, Lehrsätze u. s. w., als fliegende Blätter vereinzeln, um in ihnen unserm Proteus sonder Gleichen mit gewohnter Ehrfurcht zu begegnen; und ich erwarte in keinem zweiten Bande einen Schlußstein zu einem Gewölbe, das ich im ersten nicht angelegt finde. Und hier, verehrte Freundin, lassen Sie mich abbrechen. Sie haben bereits, was Sie gewollt, obgleich nicht, was Sie erwartet. Um ein Urtheil über Göthe ist es Ihnen nicht zu thun," (so scheint es allerdings!) „sondern um eines über mich; darüber sind wir einverstanden, und in diesem Bruchstück einer ganz gewöhnlichen" (aber doch verständigern als die bisherigen ungewöhnlichen) „Recension, habe ich Ihnen gutmüthig genug die Akten zum Spruch vorgelegt. Sie werden aus diesem Briefe lernen, fürder keine Weintrauben auf einem Epheu zu suchen. — Potsdam, Juli."

„14. Antwort von Friederike."

„Sie geben selbst den schönsten Stoff als ein neues Gebilde zur Fortsetzung der Wanderjahre: wie ein vorzüglicher Mensch sich durch Mühe zum Philister" — (nun wird die Dame böse!) — „machen

kann, und wie ihm diese Mühe, eben weil er vorzüglich, gelungen ist.“ (Kann denn aber ein vorzüglicher Mensch sich „durch Mühe zum Philister“; allzumal in Betreff seiner Ansicht von Göthe, zum Philister machen wollen?) „Wollen Sie unter der neuen Maske selbst am Werke helfen? Ihrer wahrhaft originellen Laune traue ich nicht; oder vielmehr, ich traue ihr Alles zu, was mir gar nicht einfallen kann, bis es geschieht! Haben Sie ihr das kunstreiche Geschäft auftragen können, dem Schatten Leben und Wesenheit zu geben, und jene diesem Schatten den Auftrag, uns ein lebendiges Bild mit all seinen Fortbildungen zu zeigen; so können Sie ihr auch wohl einmal den umgekehrten ertheilen, ein farben- und gestaltenvolles Leben als Schatten und Perlenfaden ansehn zu lassen. Sie haben sehr recht! Freilich habe ich ganz etwas Anderes erwartet,“ — (ist zu glauben!) „bin aber auch jetzt zufrieden mit dem, was Sie mir geben.“ (Ist nicht zu glauben, des „Philisters“ wegen.) „Ich lerne Sie neu, wenn auch unerwartet, kennen; weiß Ihnen aber nichts Besseres zum Danke zu sagen, als den Rath: machen Sie's mit dem — sogar schon anerkannten! — Meister eben so! Man thut damit gut, bei allen Menschen; bei dem Verfasser der Wanderjahre möchte der Gewinn unendlich seyn; Gewinn für Geist und Urtheil, nach allen Richtungen hin, und erneuete Nahrung für's innere Gemüth; für Ehrfurcht, Unbefangenheit — im höchsten Sinne genommen — für Urtheil; für die ganze Seele; für den erneueten zusammentreffenden Gebrauch

aller dieser Kräfte und Besitzthümer. Wir würden nicht so viel und in solcher Ordnung von den verschiedenen poetischen Producten fordern können, hätte Göthe uns es nicht selbst gelehrt, und mit Beispielen aller Art belegt. Bei jeder neuen Lehre zeigt sich der alte Zweifel noch ein Mal: und er thut recht; besser, man ist wirklich" (d. h. mit Bewußtseyn) „ein Philister, als daß man vermeint, als solcher sich für etwas Anderes ausgeben zu müssen. Das geht nicht, das kann Keiner; das gelingt nicht, als höchstens gegen andere" (wirkliche) „Philister! — nämlich gegen Menschen, die, unfähig in Geistesregung und schnellem Blick, so lange das Neuentstandene von sich weisen, bis auch seine größte Lebensregung vorüber, seine Wirkung geleistet, und es selbst wieder ein veraltetes, ein Geleistethabendes" (sic!) „ist; Menschen, die sich, gerade wegen dieser Unfähigkeit, größere Fähigkeit zu Ordnung und Recht zutrauen und anzumaßen suchen. So sind doch Philister? *) Sie haben mich aber dennoch angeführt, und mich schon durch die Maske (?) bewogen, gegen diese Leute

*) Gegen diesen Grundsatz Ihrer Theorie vom Philister, schöne Frau! läßt sich, als einem abstracten, nichts einwenden. Aber in Betreff Ihrer Anwendung desselben auf den ehrlichen, und wie mir dünkt ganz vernünftigen Potsdamer, den Sie hier bloß um seiner Meinung über die Wanderjahre willen, für einen, wenn auch nur maskirten, Philister erklären, hätte ich Manches dawider zu sagen, wenn nicht die Furcht, dann selbst von Ihnen für einen unmaskirten Philister angesehen zu werden, es mich in Petto behalten ließ. d. H.

zu sprechen. Es war lauter Verstellung! (?) Sie selbst nennen die größten Meisterwerke. Von unserm Autor darf man nur wählen! — Allerdings „bringt der Mensch mit, und hat die Ehrfurcht“ (d. h. die Anlage dazu; aber auch das läugnet Göthe eben). „Anbilden will man sie ihm nicht; aber hervorgebildet, ausgebildet muß sie werden: das fühlen wir gleich, wenn wir von ihr lesen; wir lernen nicht zu viel, wenn uns gezeigt wird, wir können noch eine Anstalt, oder kleine Gebräuche, zu ihrer Erweckung anwenden,“ (daran fehlt es denn doch nicht) „die arme Anstalt ist ja nicht da, (?) Keiner muß hinein! Sie, mit Ihrer Phantasie und Beneigtheit, sie zu erlauben, sehen Sie Göthe's Erzählung für ein lehrreiches Mährchen an,“ (Soll denn der Wilhelm Meister ein Mährchen seyn? Auf dem Titel steht doch „ein Roman.“) „und Sie werden es anders finden, als manche Phantasmagorie“ (wie kommt die hieher?), „die Gnade vor Ihnen gefunden; ich mag nichts nennen. Nun aber verführe ich mich selbst, ohne einen Vermummten, und will erklären, was Göthe schon uns mit den klarsten Worten im Buche selbst vorher erklärt hat.“ (Nun!) „Haben Sie mich versuchen wollen, so ist es Ihnen gelungen. Ich müßte vergehen, hätte Göthe nach Ihrem Wunsche verfahren können, und ein Platonisches Gespräch abgewickelt! Da war meine Gunst auf dem Musenberge größer!“ — (aber die eben versprochene Erklärung! Wo bleibt sie?) „Auch die zweite Maske ziehe ich Ihnen ab!“ (Hat sie ihm denn schon die erste abgezogen?) „Bei mir

hilft es Ihnen nichts, sich für Epheu auszugeben.“ (Er ist doch ein schönes Sinnbild treuer Umarmung! Selbst im Selam bedeutet er: „bleib' mir getreu!“ und im Alterthum schrieb man ihm auch eine befruchtende Kraft zu.) „Ich sehe die reifenden Trauben, sie werden schon Wein geben;“ (deßhalb könnte er sich immer für Epheu ausgeben. Schmückt sich doch damit gerade der Gott des Weins); „und köstlichen, mit Warten und Zeit! — Adieu, lieber Freund! Tausend Dank für Ihre Mühe“ (warum denn aber keine Widerlegung?), „ich weiß, welch Opfer es Sie kostete. Uns auch! Zehn Tage die Beraubung dieses Buchs! —*) Berlin, Juli.“

„15. Zweite Antwort von August.“

„Das Philisterrecht ist ein Vorrecht, wie das Armenrecht: nicht Jeder darf sich darauf berufen; es müssen Zeugnisse beigebracht werden. Auf das hier vorliegende wird Niemand zur Wohlthat dieses Rechts zugelassen werden; demselben widerstreitet Alles, was hier zumeist als vorhanden oder als zulässig erscheint!“ —

„Dem Philister würde man vergebens empfehlen, nochmals zu überdenken und allenfalls nachzulesen, was ein Roman sei, was unter diesem Namen wirklich schon vorhanden und wie es zu beurtheilen

*) Das ist doch wirklich recht fatal! Indeß, die zehn Fasttage sind nun überstanden und — vergessen! Nicht wahr?

sei; denn er hat sich darum ja noch nie recht bekümmert."

„Dem Philister wäre nie einzuwenden, daß sein kritisches Maß nicht nur dieß neueste Werk Göthe's, sondern auch alle früheren, dazu den Don Quixote und Persiles, den Ofterdingen und Sternbald und wie sie alle heißen, verdammen müßte; *) denn allerdings hat er alle diese schon verdammt, und auch in den Gesprächen Platons, von jeher, ganz genau wie hier, nichts Gutes finden wollen, als etwa die „ablösbaren Theile," die einzelnen Reden nämlich und Mythen, das Uebrige aber, das eigentliche Gespräch, wie hier die Erzählung, für müßige und sogar unbeholfene Ausfüllung erklärt."

„Der Philister würde nie zu überzeugen seyn, daß Wilhelm, den er so gern als sein vermeintes Ebenbild, dessen er sich schämen zu müssen glaubt, verläugnet, keinesweges Aehnlichkeit mit ihm habe; denn die edle Schönheit gleichmäßiger Ausbildung, die hohe Reinheit betrachtenden Sinnes, die unsern Helden mehr verherrlichen, als Thaten und Kunstwerke, die ihm beigelegt würden, **) es vermöchten,

*) Sonach wäre ja Göthe selbst ein Philister! (S. seine Verdammung des Sternbald, in Kunst und Alterthum, 2tes Heft, und Seite 157 dieser Schrift.)

**) Sie würden doch immer ein ganz gutes Mittel für Wilhelm seyn, jene „edle Schönheit gleichmäßiger Ausbildung und hohe Reinheit betrachtenden Sinnes" an den Tag zu legen.

hält er immer nur für ganz Gewöhnliches und ihm vollkommen Eignes."

„Der Philister würde über Gewalt und Tollheit schreien, wenn man ihm zumuthete, die altbetretenen Gänge seiner angebauten Nachbarsgegend mit der erhabenen Wildniß dunkler Waldgebirge, oder die vertraute Enge seines überschaubaren Viertels mit der labyrinthischen Pracht eines Riesenschlosses zu vertauschen."

„Alles dieß ist aber hier, der Brief bezeugt es, so statthaft als erforderlich, und der gute Erfolg unzweifelhaft. —"

„Im Leben wünscht sich ein Jeder die Dinge nach seinem Sinne, bildet sich Vorstellungen von schöner Ordnung, trefflicher Auswahl, Fülle, Einfachheit, glücklichem Zusammenhange in seinen Begegnissen und Thätigkeiten; aber er muß die Reihefolge der Tage nehmen, wie sie kommen, im vielfachen Wechsel und seltsamen Gemisch; und gerade, wenn sie uns das Schönste und Wichtigste endlich zuführen, richten sie sich am wenigsten nach unsern Erwartungen und Meinungen! Die Dichter scheinen es von jeher auch so gehalten zu haben; wir müssen nehmen, was sie geben und wie sie es geben,*) und nur froh seyn, das Beste, wenn auch nicht allein, doch mitbekommen zu haben."

*) Sollte es indeß, da die Dichter doch nicht infallibel sind wie der Papst, nicht erlaubt seyn, das Was und Wie ihrer Gaben — beurtheilen zu dürfen?

„Die Lebensgestalten in den Wanderjahren sind in gleichem Falle“ (poetisch zu Falle gebracht ist der Held wenigstens darin allerdings!) „wie das ganze Werk, und wie auch, wenn wir uns nicht durch den vieljährig vertrauten Umgang täuschen lassen, die Lehrjahre selbst. Wir müssen sehen, was sich mit diesen Personen anfangen, wie sich mit ihnen fertig werden läßt. Mir sind die hier vortretenden nicht ohne selbstständiges und beziehungsvolles Leben; um nur Einige, und keine der Vornehmeren zu nennen, so würde ich den Fitz und den Barbier, mit jedem poetischen Preise nicht zu hoch bezahlt glauben. *) Die Gesellschaft im Ganzen ist mir merkwürdig und anziehend, und ich darf in ihr auf keine Weise irgend ein Glied, am wenigsten (!) aber Wilhelmen selbst, für nichtig oder unbedeutend halten. Ihre Zwecke und Anstalten, wie sie auch übrigens seyn mögen, sind keine gewöhnlichen,“ (aber auch keine albernen?) „und umfassen das Gebiet der Phantasie wie das der Wirklichkeit.“

„Ich erwarte, daß diesem Vereine von Menschen noch viel begegnet, daß die wunderbarsten Entwickelungen sich aus ihren Neigungen“ (Entsagender?) „und Verhältnissen ergeben, die überraschendsten Einheiten aus den scheinbar auseinander laufenden Beziehungen hervorgehen; aber ich erwarte nicht, daß dieß Alles in den Wanderjahren, noch selbst in den

*) Geitzig ist dieser Recensent nicht. Er zahlt aber freilich auch nur mit poetischer Münze!

Meisterjahren ausdrücklich vorkommen wird, sondern die Fortsetzung und Vollendung eines solchen Werkes kann nur im Leben selbst geschehen" (noch eine Fortsetzung des Wilhelm Meister!) „und durch das Leben, welches auch dem größten Dichter begegnen und ihn begleiten muß! Für diesen ist es genug, (?) daß er Alles (?) auf die Bahn gebracht, die tausend Anregungen und Gebilde, die über das Gebiet jeder Dichtung hinaus wogen, und im Leben selbst ihre Verbindungen und Auflösungen suchen! (obschon sie sogar über die Poesie hinaus wogen.) Das Werk ist in die Nation gelegt, und wir Alle haben an ihm, durch Gedanken, Empfindung, Weiterbildung und Verständniß, zu arbeiten und zu genießen. *) Berlin, Juli."

---

*) Glück zu! — Wenn wir nur alle gleich auch Dichter wären! — Friederike hat also mit ihrer Theorie vom Philister Unrecht, und der Potsdamer hat sie nicht mit der Maske eines Philisters, bloß — à la Göthe, — mystificiren wollen, sondern ist wirklich, wie uns der Berliner meldet, ein Philister. Dafür hat denn aber auch dieser Berliner nun dermaßen mit in die Posaune gestoßen, daß er nicht nur, wie all seine Vorbläser, die Wanderjahre Wilhelm Meister's, „für das Leben überhaupt, sondern (den Herodes überherodirend) das Leben selbst" nur für eine Fortsetzung dieser Wanderjahre erklärt. — Ein, in Wahrheit recht sinnreich erdachter Schluß, und Culminationspunkt dieses bewundernswürdigen Climax von Hyperbeln und Superlativen zum Preise der Wan-

2. Litterarisches Conversationsblatt.

Leipzig, bei Brockhaus. Jahrgang 1821. Nr. 192.

„Wilhelm Meister's Wanderjahre; oder die Entsagenden, ein Roman von Göthe, 1ster Theil."

(Von einem Ungenannten.)

„Nach langem Harren ist endlich die Fortsetzung eines Werks des berühmten Dichters erschienen, da man

derjahre, wodurch er sämmtliche bis dahin aufgetrumpfte: daß dieser Roman: — „alle Werke Göthe's herbeirufe, alle Gebilde der Welt darstelle, nach allem Menschenverkehr hinschaue, allen verständlich mache, alle Zeiten, Religionen, Ansichten, Extasen und Zustände erkläre, alles Naturgemäße, was in Menschen und Welt sich regt, umfasse, die ganze Welt uns, wie die Welt selbst, zeige und lehre, Alles was auf Erden geschieht und was noch die Zukunft verspiegelt uns schauen lasse, über allen Dingen schwebe, Alles was Göthen das Leben gelehrt und durchs Leben geholfen, erzähle, den Inbegriff alles dessen, was Göthe gewesen ist und noch ist, darstelle; von einer alle Elemente des Gedichts alldurchdringenden Harmonie sei, von Allem die vollendetste Darstellung, welche die deutsche Sprache aufzuweisen habe, enthalte, Alles wie von selbst und auf das Klarste sich aus einander ergeben lasse, alle Werke des großen Dichters noch einmal in einem einzigen großen klaren Strom über die Erde schicke, ein ganzes reiches volles Leben

sie kaum noch hoffte. Viele alte Bekannte, die hier und da seit Jahren die Almanache geziert, begrüßt man unter einer Decke vereinigt, und freilich sehr scheinbar gar nicht verbunden. Wilhelm reist mit seinem Felix umher und ergießt sich in traulichen schriftlichen Mittheilungen an Natalien über Ansichten, Gefühle

durchleben, und eine Welt mit aller Lust und allem Kampfe durchleben lasse, Alles so wahr und hell, daß man gern auch mit verbundenen Augen folgt, erscheinen mache, alle Fächer und Stände des geistigen Lebens und Treibens berühre, alle Regionen des Bildens und Forschens, und alle Gegenstände der Entwickelung und Wissenschaft, Welt und Dichtung befruchte, erhelle und bewege," u. s. w. — glücklich übertrumpft hat. Indem er aber solchergestalt den ganzen Reihen dieser Gebeugtkranken und (an dem Athem wenigstens) kerngesunden Präconen der Wanderjahre, zugleich beschließt, stellt sich uns ganz das folgende bekannte Bild von Göthe dar:

„Ein Zögling kniet ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erst zu beglücken;
Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Betheuert, er hab auch Hosen dazu,
Und, was sich Niemand denken kann,
Einen Steiß habe der große Mann."

„Vor diesem himmlischen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Angesicht,
Und rufet: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Eustazie!"

Daß übrigens dieser Varnhagen von Ense'sche Panegyrikus der Wanderjahre, manche so treffende als geistreiche Bemerkung, Göthen und das Wesen der Poesie überhaupt betreffend, enthält; sind wir hiemit keineswegs zu läugnen gemeint, vielmehr über-

und Begebenheiten. *) Häufig tritt der Erzähler ein oder die Gesprächsform. Von den Personen aus den Lehrjahren ist in diesem ersten Bande nur Jarno und Friedrich erschienen" (auch Lothario, Werner und der Abbé, aber wie? S. S. 30 dieser Schrift); „jener ein verständiger eifriger Bergmann, dieser ein Wissenoer (?) und nicht mehr, wie der arme Wilhelm, ein Geleiteter, dem man herzlich gern mehr Selbstständigkeit wünschen möchte. Friedrich hat seine gute Laune beibehalten, ist aber ganz solide (?) geworden. Wilhelm knüpft manche Bekanntschaften an und erlebt allerlei Abentheuer, von denen eines der an-

zeugt, daß diese Meinungen die Kritik gern auch zu ihren Amtsmeinungen machen werde, wie sie es denn größtentheils auch schon sind. Aber nach einer „klar und scharfsehenden" Ansicht von den Wanderjahren, und vollends nach einer Lösung des Problems von Göthe's Leben, haben wir uns vergeblich darin umgesehen. Vernehmen wir daher nun auch den „sich gar freundlich erweisenden Ungenannten."

*) Hier erweiset sich der Ungenannte allerdings gleich gar freundlich. Denn diese Ergießungen und Mittheilungen bestehen, im Buche selbst, doch nur aus drei Kurzen, und wahrlich nicht ergußreichen, Briefen an Natalien S. 10—15, 53—58 und 96—98. Weiterhin, selbst nach dem Traum oder der Vision, die er von Natalien gehabt (S. 333—336) unterläßt Wilhelm diese Correspondenz ganz, vielleicht weil Natalie ihm nicht ein einzigesmal geantwortet; aber wohin sollte sie dem nur 3 Tage überall verweilenden, und bloß nach Pfeilspitzen auf Landcharten ins Blaue hinein Wandernden, selbst poste restante, auch antworten können?

ziehendsten das mit dem Castellan von St. Joseph ist, mit dem Wilhelm auf so eine anmuthige Weise auf der bekannten in ihrer goldnen (?) Natürlichkeit so hinreißend erzählten Flucht von Aegypten bekannt wird. Felix wird in ein Erziehungsinstitut in großem Styl" (wohl nur en gros) „gegeben, in welchem Knaben und Jünglinge zu der Kunst, Wissenschaft (?) oder einem Handwerk auferzogen werden, wozu ihnen die Anlage inwohnt; und obgleich nur jede abgesonderte Klasse den Unterricht erhält, der zu ihrer Bestimmung sich eignet, so werden sie darum nicht einseitig, (?) sie lernen das" (Alles?), „was sich mit ihrer Wissenschaft verträgt, ihr vielleicht scheinbar entgegengesetzt, aber wirklich verwandt ist, mit; und da nur das Halbwissen verwirrt und eine schiefe Richtung giebt, so sind die für ihren Beruf tüchtig Gebildeten freisinnig (?) und von guter Beurtheilung (?) der Verhältnisse überzeugt. Nur die Schauspielkunst" (und dramatische Poesie!) „bleibt ganz von dem Studienplane ausgeschlossen. Es ist von fast rührender" (beklagenswerther) „Naivetät, wie der verehrte Dichtergreis sich gewissermaßen entschuldigt, so viel Zeit mit dem Theater vergeudet zu haben. Gesang ist das Grundelement der Erziehung, und eine Volksbildung ohne ihn als nicht erreichbar betrachtet. Ehrfurcht allein soll anerzogen werden. Furcht, nicht jene, wohne den Menschen inne, und die Wenigern, in denen sie geboren sei, nenne man" (doch wohl aus Ehrfurcht?) „Seher, Heilige, Propheten. Daß diese Ansichten sehr geistreich (?) ausgesprochen und dabei ungezwungen (?) herbeigeführt sind, bedarf wohl keiner

Versicherung.“ (Aber der Beweise!) „Nicht Schritt für Schritt verfolgt der Leser Wilhelmen auf seiner Reise, es bedarf oft halsbrechender Sprünge, ihn zu erreichen; und doch bleibt der Phantasie viel in seinem Reisetagebuch“ (eben wegen der halsbrechenden Sprünge) „zu ergänzen übrig. Ein Freund Lenardo, eine neue Theilnahme erregende Erscheinung, vertraut ihm seine Familienverhältnisse und die ihm selbst mehr dämmernden als klaren Geheimnisse seines Herzens. In seine Familie eingeführt, wird ihm das Losreißen schwer, doch muß er sich nach drei Tagen losreißen, indem ein strenges ihm auferlegtes Gelübde, nur drei Nächte unter Einem Dach, und immer drei Meilen von dem letzt verlassenen entfernt zu bleiben, erlaubt.“ (Wie viel Göthe auf die Zahl Drei hält, und warum, haben wir schon S. 170-171 bemerkt.) „Doch wird durch Briefwechsel mit einem interessanten Familienglied, Hersilie, die Verbindung erhalten. Diese verheißt ihm auch ein Schlüsselchen, das sie sich anceignete, und welches ohne Zweifel ein alterthümliches reich verziertes Kästchen öffnen wird, welches ein Ungefähr dem Felix in die Hände spielt, und das gewiß nicht ohne Bedeutung für Wilhelm und überhaupt für die Verknüpfung der Geschichte ist. Unser Wanderer findet auch das Mädchen, um deren Schicksal sich Lenardo kümmert, aber der Leser erfährt auch weiter nichts, als daß er sie fand. Nun begegnen wir ihm in den Gegenden, wo Mignon die Marmorsäulen, Drachenhöhlen, Wolkenstege und Myrthenhaine ihres Lieds in der Wirklichkeit sah; ein junger Maler ist mit ihm, der die Landschaften aufnimmt,

nimmt, und geistvoll mit Scenen aus Mignon's Leben staffirt. Um liebenswürdigen Damen ein Führer und Begleiter zu seyn, wird das Gelübde ein wenig umgangen und nicht in seiner vollen Strenge auf die Wasserreisen ausgedehnt. Die Fahrten kreuz und quer auf dem Lago maggiore, der Aufenthalt auf Isola bella, sind mit einer unvergleichlichen Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung beschrieben. Die Geschichte der liebenswerthen Frauen ist in der Novelle, der Mann von 50 Jahren, gegeben; nur erfährt man nicht, warum die Heirathen nicht vor sich gingen, und was sie zu der Reise veranlaßte, und warum auch ihre Geliebten zu den Entsagenden gehörten." (Freilich gerade die Hauptsache.)

„Wilhelm kehrt nach Deutschland zurück zu seinem Felix, den er in der Region der Pferdebändiger" (als „Fohlenhüter") „antrifft, lernt die Obern, welche der Erziehungs-Anstalt für Klein und Groß vorstehen, noch näher (?) als bei seinem ersten Durchfluge kennen, und führt mit ihnen gehaltvolle Gespräche." (Wilhelm seinerseits fragt und approbirt doch nur.) „Was zur Erläuterung des Bildersaals, worin die Gegenstände aus der heiligen Schrift genommen sind, was über die verschiedenen Religionen gesagt wird, ist tief und geistvoll," (auch wahr?) „fordert zu den tiefsten Nachforschungen auf, und gehört zu dem Vortrefflichsten (?) im Buche."

„Auch Lenardo'n begegnet er wieder, der häufig das Band führt, d. h. Oberhaupt einer nicht (?) geheimen Gesellschaft ist, die zuerst auf Lebenstüchtigkeit" (welche?) „abzweckt, aber auch das

Höhere“ (welches?) „nicht verabsäumt, und welches, den meisten Gliedern unwissentlich,“ (warum?) „in ihnen genährt wird. Sind ihrer vier beisammen, so ergreift gleich einer das Band, d. h. er ist Anführer. Die Novellen: die Flucht nach Egypten, der Mann von funfzig Jahren, die neue Melusine, die pilgernde Theone“ (o ho! „Thörin!“) „und Wo steckt der Verräther, werden theils“ (Wilhelmen) „erzählt, theils“ (von Wilhelmen) „gelesen; jedoch sind solche,“ (die Novellen) „das Mährchen die Melusine abgerechnet, eigentlich keine Novellen, die ohne weitere Einknüpfung in die Geschichte vorgetragen werden. Dem gutmüthigen Joseph, der lieblichen Marie begegnet man sicherlich wieder, die Frauen aus dem Manne von 50 Jahren sind uns wieder vorgekommen und werden auch in der Folge uns mit ihrer anmuthigen Gegenwart erfreuen, die leichtfertige pilgernde Theone“ (Thörin!) „wird ja doch auch nicht wie ein Irrlicht verschwinden, ohne Entstehung und Fortgang kund zu thun,“ (nous verrons!) „und den Personen aus dem gar lieben und herzlichen Verräther möchte man auch wieder begegnen, obgleich die Geschichte auf gewisse Weise in sich abgeschlossen ist.“ (Also doch auch eine, ohne „weitere Einknüpfung in die Geschichte“ vorgetragene Novelle, wie die neue Mlusine.) — „Die Vortrefflichkeit des Styls zu erwähnen, hieße sich verwundern, daß der Junius Rosen bringe.“

Briefwechsel
über die
zwiefache Erscheinung von Wilhelm Meister's Wanderjahren."

Ebendaselbst. Jahrgang 1821. Nr. 222, 225, 226, 232, 238 und 242. *)

(Gleichfalls von einem Ungenannten.**)

„Leonhard an Clemens."

„— — Auch Göthe hat als Fortsetzung der Lehrjahre, Wilhelm Meister's Wanderjahre

*) Da wir unsere Beurtheilung der zweiten Wanderjahre und der in ihr enthaltenen Kritik über Göthe's Poesie im Allgemeinen, zum Inhalt des zweiten Theils dieser Schrift; gegenwärtigen ersten aber nur zur Beurtheilung der Göthe'schen Wanderjahre, und der Tendenz seines Wilhelm Meister überhaupt, bestimmt haben; so theilen wir hier aus diesem Briefwechsel nur die, das Göthesche Werk betreffenden Abschnitte mit, alle, auf die andern Wanderjahre bezüglichen, für den zweiten Theil versparend.

**) Dieser Ungenannte ist unstreitig derjenige, den Göthe in seiner Danksagung für die „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" eigentlich im Sinne gehabt hat; denn auch er giebt, wie Herr Varnhagen von Ense durch „Gegeneinanderarbeitenlassen verschiedener Meinungen" sein „eignes Empfinden an den Tag." Um so auffallender aber ist es nur, daß Göthe, auch indem er sich bei diesem „Wertheßen" bedankte, keine Sylbe über die zweiten Wanderjahre gesagt hat, da diese, wie schon die Ueberschrift meldet, hier ausdrücklich mit eingeschlossen sind. Doch Göthe äußert sich

geschrieben, und sie sind wunderbar genug mit dem Buche, von dem wir gesprochen" (den andern Wanderjahren) „in einer und derselben Messe im Druck erschienen; ja, was noch wunderbarer ist, sie belegen das, dem Dichter" (in den andern Wanderjahren) „gestellte Prognostikon: sie nähern sich in einzelnen Scenen und Bildern" (besonders ad vocem der Lehre von der Dreieinigkeit!) „dem Katholicismus; das ganze Werk aber accommodirt sich noch mehr wie irgend eins der frühern des Dichters allen (?) Partheien und Meinungen." (Dann würde es sich eigentlich keiner accommodiren!) „Zugleich ist es" (als ein Bruchstück) „von allen Produktionen, die der Verfasser bisher geliefert, und unter denen es an sonderbaren und räthselhaften gewiß nicht gefehlt hat, die sonderbarste und räthselhafteste. Schon seine Charakteristik fällt mir — und so dürfte es auch Andern gehen *) — sehr schwer; wie viel schwieriger ist es, ein Urtheil darüber zu fällen. Ich kann es nur mit einem gefälligen (?) Amalgam vergleichen. Leicht, fügsam und gefällig ist das Heterogenste verknüpft. (?) Aber ob Eins geworden?

ja in seiner Dankrede, freilich nur über die „geneigte" Theilnahme an seinen Wanderjahren.

*) Nur nicht den Meisten, denen es doch wohl eben nicht schwer fallen dürfte, diese Wanderjahre, mit uns, für das, was sie so augenscheinlich sind, nämlich ein Fascikel von Fragmenten zur Fortsetzung des Wilhelm Meister, zu erklären.

— ob ein gegliedertes Ganze? *) — Ich will, um nicht vorschnell abzuurtheilen, noch einstweilen" (wie lange?) „ein pythagoräisches Schweigen beobachten. Jedoch darf dieß nur auf das gehen, was mir noch geheimnißvoll und unverständlich geblieben ist, nicht auf das, was ich durchschaut habe, nämlich Willkühr und lose Verknüpfung." (Nur eben noch sagte doch der Ungenannte, daß das Heterogenste hier leicht, fügsam und gefällig verknüpft sey.) „Denke dir, daß unter Andern alle jene Erzählungen, die wir aus den Taschenbüchern der letzten Jahre" (seit (1807) „kennen, ohne Zusammenhang" (wo bleibt die fügsame Verknüpfung?) „wieder übernommen und ganz zufällig hingestellt sind. Zwar sagt der Verf. selbst, daß das Buch zum Theil als eine Redaction" (wir wollen keine Redaction, sondern, was uns der Titel verheißt, einen Roman!) „des Werthesten und Wichtigsten aus den mannichfaltigsten Papieren zu betrachten sey, und er darum (?) die Fühlbarkeit gewisser" (nur gewisser? Gewiß sind sie freilich) „Lücken lieber selbst aussprechen wolle. Aber waren sie denn überhaupt oder nur von ihm" (von wem denn sonst?) „nicht auszufüllen? — Unvergleichliche Darstellungen wirst du antreffen." (Allerdings.) „Doch auch Parthieen, denen der Reiz fehlt und deren Nothwendigkeit sich nicht darbietet."

*) Warum nicht gegliedertes? Nach Herrn Varnhagen von Ense strecken ja die Wanderjahre ihre Glieder bis in die Wolken! S. S. 230.

(Auch wahr!) „Ich bin begierig, dich darüber zu hören.“ (Wir sind es auch.) „Lebe wohl. Dein

Leonhard“

„C.“

„Clemens an Leonhard.“

„Du erzeigst mir in Deinem kurzen Briefe zu viel Ehre, wenn Du mich in Beziehung auf Göthe's Wanderjahre, Wahrsager, Zeichendeuter und Dechiffreur nennst, Dich selbst aber mit übertriebener Resignation gleichsam aus dem Handel ziehst, alle Aeußerungen über Sinn und Zusammenhang des genannten Buches ablehnend. So orientirt, wie Du es voraussetzest, bin ich noch keineswegs in dem Werke. Es liegt vor mir wie eine schöne Landschaft im Morgennebel,“ (noch treffender wohl: Abendnebel,) „dessen ungleiche Verdichtung und Ausbreitung nicht einen und denselben Teppich über das ganze Land ausspannt, sondern hier und dort Thürme, Häuser, Dörfer, Gesträuche, ja wohl einzelne Wanderer“ (nun, wenn auch von denen nichts in den Wanderjahren zu erblicken wäre!) „durchblicken läßt. Weicht dem beharrlichen Blick gleich immer mehr die Unbestimmtheit manches anfänglich räthselhaft scheinenden Umrisses, und wird er allmählig vertrauter mit einigen festen Gestalten (welchen?) so hat er doch noch nicht so viel entdeckt, daß er fähig wäre, Dir einen Abriß oder eine Skizze hinzuzeichnen, mit dem Du verfahren könntest, wie mit jenen kleinen Ausschnitten einer Landcharte, welche in den Wanderjahren Hersilie ihrem Freunde mittheilt, damit er sie auf die größere lege und die darauf gezeichnete Magnet-

nadel zu Hülfe nehme, welche nach der zu suchenden Gegend hindeutet, um Dich durch seine Hülfe zurecht zu finden. Wir werden also genöthigt seyn, zwei Reisende zu spielen, die sich an dieß oder jenes halten, was aus dem umflorten Gefilde hervorragt, und davon ausgehend, ihre Vermuthungen sich mittheilen, wie jenes wohl in dem Gemälde der schönen Herbstlandschaft zusammengehören könne, zu deren letzter Entschleierung die volle Kraft einer, allen Nebel und Thau wegzehrenden, Mittagssonne erforderlich scheint." (Wer wird nicht mit uns wünschen, daß diese Sonne bald auch scheine!) „Ich will den Anfang machen, und, um Dir möglichst verständlich zu werden, ihn an einem bildlichen Ausdruck anknüpfen, den Dein Brief mir entgegengebracht hat. Du hast, indem Du von Amalgam gesprochen, ein sehr charakteristisches Wort gebraucht. In der Schmelzkunst bringt die Amalgamation Metalle, die ihrer zu spröden Eigenthümlichkeit wegen, sich nie schienen mit einander verschmelzen zu wollen, durch die Hülfe eines fremden Medium aber in eine so enge Verbindung, daß sie überall (?) wie gleichartige Naturen beisammen sind, und das Auge nicht mehr weiß, ob es Täuschung oder Wahrheit ist, wenn ihm über die völlige Vereinigung und Verschmelzung kein Zweifel mehr sich darbietet. *) Du magst nicht unrichtig empfunden haben, wenn Dir die einzelnen See-

*) Dagegen ist nichts zu sagen. Nur erklärt Göthe selbst, die Wanderjahre nicht für ein solches Amalgam, sondern bloß für die rohen Metalle, aus denen der schmelzkünstlerische Leser, wie er verlangt, erst

nen, Gemälde und Begebenheiten in den Wanderjahren so glücklich aneinander gereiht erschienen sind, daß man nach dem Schlusse der Lektüre ausrufen möchte: Wie Verschiedenartiges ist hier vorgekommen? wie sonderbar" (ja wohl sonderbar!) „ist es zusammengestellt? wie absichtlich scheinen oft Uebergänge und Verknüpfungen gewählt, uns die schroffe und spröde Verschiedenheit des Innern der Naturen und Gegenstände nicht vergessen zu machen, die sich in gefälliger Fügsamkeit äußerlich zwanglos aneinander schmiegen. (?) Man sagt sich wohl, so recht eigentlich gehören sie nicht zusammen, und dennoch stört, wenigstens widerstrebt es nicht, (?) wenn wir sie am Ende doch in Gesellschaft finden. In diesem Gefühle begegnen wir uns Beide, aber das erregt nur Zweifel, ob Du Recht hast, wenn Du entschuldigen willst, und gar wenn Du durch Wiederholung der eignen Entschuldigungen des Dichters entschuldigen willst. In einem Buche von so feiner und so bis auf das Höchste gesteigerter Ironie *) scheint mir es nöthig, behutsam zu seyn,

eins machen soll. S. das Sprüchlein vor den Wanderjahren:

„Und so heb' ich alte Schätze,
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn (ich) sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden."

u. s. w.

*) Doch nur gegen den Leser, in sofern, diesen durch Mystificationen zum Besten haben zu wollen, Ironie genannt werden mag?

und räthlich, nicht dem Dichter es gleich beim ersten Lesen und im ersten Augenblick auf sein Wort zu glauben, wenn er die Uebergänge damit weben und knüpfen will, daß er die Schwierigkeit derselben entschuldigt und von den Hindernissen spricht, mit denen ein Werk von so sonderbarer Absicht, wie das unternommene, zu kämpfen hat. Wenn Göthe, dessen Erklärung wir kennen, daß er ungern leime, vielmehr aus ganzem Holze zu schneiden liebe, in einem Buche, welches solche Wunder (!) von reizenden Darstellungen liefert, entweder seine Zuflucht zu Andeutungen über die Natur des Unternehmens nimmt, oder bei einem Uebergange und einer Verknüpfung uns selbst darauf aufmerksam macht, daß es ihm nur darum zu thun gewesen sey, diese zu finden; so nehme ich in der Regel eine gewisse Gefliſſentlichkeit an, und versuche, ob nicht gerade sie mich weiter bei der Erforschung der dichterischen Absicht führe." (Die Absicht, wenn freilich auch keine dichterische, liegt doch klar am Tage!)

„Mehr vielleicht noch, wie großer Dichter, ist es großer Künstler Art, *) sich Form und Stoff dergestalt gegenseitig anzupassen, daß uns jene zum glücklichen Führer wird, an dessen Hand wir auch mit der Beschaffenheit des Letzteren gehörig bekannt werden, und so zum Geiste des Ganzen gelangen. Sodann frage ich, wenn Göthe — der mit einer Kühnheit, die nur aus der Sicherheit fließen kann, mit welcher die poetische Kraft und das poetische Gefühl der wichtigen

*) Künstler sind die Dichter doch auch?

Erfassung und vollkommenen Durchdringung ihres Stoffes gewiß ist, die Form lediglich aus diesem Stoff nach seinen eigenen und nicht fremden Gesetzen hervorgehen läßt — wenn Göthe die einer Amalgamation ähnliche (?) Anfügung des Einzelnen mit einer unverkennbaren Absichtlichkeit als Charakteristisches der Darstellung hervortreten läßt; ob dies nicht zu seinem Zweck" (Herrn Cotta und dem Leser, seine Fragmente zu einer Fortsetzung des Wilhelm Meister, als einen Roman zu verkaufen) „gehören werde? Dürfen wir die Entschuldigungen darüber unbesehens für baare Münze annehmen." (Die Entschuldigungen, die Göthe dahin gemacht hat, daß „einem solchen Büchlein, Rückhalt gezieme" u. s. w. allerdings nicht!) „Sollten sie uns nicht als Leitfaden zu Hülfe kommen dürfen und dann Folgendes sagen: Der Dichter schildert diesmal wieder recht auffallend die Gegenwart." (Das sollen uns Göthe's Entschuldigungen der Lücken in seinen Wanderjahren sagen?) „Ueberall werden wir an die neueste Zeit erinnert. Neigungen, Versuche, Beschäftigungen, Formen des Lebens, Erholungen, Genüsse, ja Betrachtungen und Raisonnements entsprechen überall (?) dem, was wir an der Tagesordnung finden. Wenn andere Romanenschriftsteller uns auch mit Gestalten, Sitten, Begebenheiten, Verirrungen und Trefflichkeiten umgeben, wie die Zeit sie hervorbringt, stempelt und anerkennt, so bleiben jene Autoren doch mehrentheils bei den Aeußerlichkeiten derselben stehen. Geputzte Offiziere mit zarten Gesinnungen" (wie der Mann von 50 Jahren); „Maler, die durch

ihre religiöse Moralphilosophie interessant werden“ (wie der, Wilhelmen nach Mignon's Heimath begleitende); „Liebhaber, die an nichts weniger wie an ihre Geliebten denken“ (wie Wilhelm auf Isola bella), „aber, sich jeder edlen Aeußerung ihres Sinnes und Gefühls für Liebe genau bewußt, Zeugnisse ihrer idealen Natur entdecken, wo kein Mensch sie sonst gesucht haben würde; zärtliche Herzen, die so nach großartiger Tugend dürsten, daß sie nicht eher ruhen, bis sie einen Vorwand gefunden haben, sich nicht lieben, sich nicht besitzen, sondern sich aufopfern zu können“ (wie die sämmtlichen entsagenden Damen in den Wanderjahren); „verschrobene Sonderlinge, welche die ganze Welt in den Abdruck ihrer Hirngespinste verwandeln“ (wie Jarno-Montan) „und mit der Welt umgehen, als ob die Wirklichkeit ein fratzenhafter Fiebertraum, ihre widerwärtige Bizarrerie aber das einseitige goldene Band der Poesie sey, welches aus dem gespenstischen Gewirr der Wirklichkeit erlösend hinausführe; empfindelnde Müßiggänger, die die Werkstätten der Bürger und die Getraidefelder der Landleute mit petrarchischen Myrthenzweigen umflechten oder mit Thränenweiden und mit Silberpappeln bepflanzen möchten“ (wie Lenardo); „kurz eine ganze Gallerie ähnlicher Pseudonaturen und Pseudocharaktere hat die muntern und derben, die behaglichen und unangenehmen, die scherzhaften und ernsten, die tugendhaften und lasterhaften Helden aus der früheren Romanenwelt, an denen man doch Fleisch und Blut fühlte, Anmuth und Widerwart der Persönlichkeit, endlich Fehler oder Tugend, Thorheit oder

wackeres Wesen wenigstens ahnte, allmählig immer mehr verdrängt. Aber jene neuen Figuranten blieben in den Tonangebenden Kunstdarstellungen der Romane und Erzählungen wirklich auch nichts als Figuranten, mit denen man" (ganz wie in den Wanderjahren) „zufrieden ist, wenn sie in dem erforderlichen Costüme auftreten und die hergebrachten Gesten" (der drei Ehrfurchten!) „erträglich nachahmen. Sie sind eine Art Elementargeister ohne Seelen, und darum vielleicht auch ohne Element. Das ist nun aber einmal so; man muß es sich gefallen lassen. Und man könnte es auch zur Noth wohl, wenn in dem Spiel mit diesen Larven, Tugendbegriffen und Cappriccio's, das Einzige das nun einmal nur aufgeführt werden soll und kann, den Zuschauern auch nur einigermaßen Entsprechendes" (z. B. der Zweck des Wanderns, der Zweck des Entsagens, der Zweck der pädagogischen Provinz und ihrer Dreieinigkeitslehre) „gezeigt würde. Die Theater haben ja nun das alte Personale abgeschafft. Das Publikum liebt das neue, und will dieses sehen. Es entspricht unserer Zeit und ihren Neigungen. Ein bloßer Zufall, und durchaus nichts weiter, kann unmöglich der Grund davon seyn. Eine Art" (sic!) „Nothwendigkeit muß auch darin, so wie in jedem Andern, liegen. Und hat man nur erst eine Nothwendigkeit" (oder eine „Art Nothwendigkeit") „gefunden, dann ist der Mensch allemal geborgen, es mag nun die Rede seyn vom Bilden, oder Denken, oder Handeln, oder Meinen. Wenn ein Dichter also hinaus ist über jene Zeit, wo er dem Luft machen mußte, was unbewußt in ihm als Blüthe

und Frucht seiner eigenthümlichen Natur sich entfalten und reifen wollte, wenn er der darstellende Dichter seiner Zeit geworden, in dessen Werken sich die Eigenthümlichkeiten derselben durch entsprechende Bilder abspiegeln sollen" (aber doch wohl nicht in den Wanderjahren?), „dann werfe er einen Blick auf die Nothwendigkeiten in denselben. Haben diese sich seinen Augen geoffenbart, was kann er weiter bedürfen? Der Stoff ist da, und er ist da in seiner Nothwendigkeit. Will es dem Genius gelingen, diese Nothwendigkeit in der Beschaffenheit seines Stoffes, welche man dessen Organismus nennen möchte, auch zur Nothwendigkeit für seine Dichtung und Composition zu machen und deren Organismus mit jenem früheren in Uebereinstimmung zu bringen: dann schwingt sich sein Werk, es mag aufgenommen werden wie es wolle, zur höchsten Vollkommenheit hinan, nach der Productionen der Dichter nur ringen können." (Diese Nothwendigkeit des Hinanschwingens eines Romans zur höchsten Vollkommenheit, dürfte schwer zu beweisen seyn.)

„Darf ich Dir, lieber Freund, nun die Hypothese" (Legt Ihr's nicht aus, so legt was unter!) „aussprechen, deren Verfolgung uns vielleicht vorläufig hineinführen dürfte in den Zusammenhang derjenigen Gegenstände, welche sich aus der noch verschleiert liegenden Ferne uns einzeln darbieten?"

„Jene Masken und Capriccio's, die bald mit Absicht das Leben zu einem inhaltleeren, zufälligen, irrationalen, von aller Gemüths-, Gefühls- und Charakter-Nothwendigkeit entfesselten Spuk verwandeln" (wie die

neue Melusine), „bald einen bloßen Spuk in den individuellen repräsentativen Generalstaaten der Vernunft, des Herzens, der Gesinnung und des Charakters mit sternanklimmender Begeisterung zum Ewigen und Ueberschwenglichen erheben und verklären möchten“ (wie die Lehrer der heiligen Dreieinigkeit in der pädagogischen Provinz), „sind überhaupt ganz sonderbare Wesen, vor allem eigensinnig und zusammenhangslos. Sie führen einem oft ein Schauspiel von Leben auf, daß man glauben möchte, wunder was dahinter sey. *) Denn wer hält die Abstoßungen und Anfeindungen, die Sympathieen und enthusiastischen Verbrüderungen, dieß Aufraffen zu Thaten und gleich darauf folgende gänzliche Aufgeben alles Wirkens, dieß unvermittelte Hinüberspringen von den entgegengesetztesten Zwecken mit größerer Kühnheit wie in Pindar's lyrischen Sprüngen zu einander, dieß augenscheinliche Verkennen des ganz nahe Liegenden, dieses fast lächerliche Vergreifen in Bestrebungen und Mitteln, in Träumen und Wirklichkeiten, in Handlungen und Unterlassungen, in Neigungen und Feindschaften auch gleich im Augenblick für Spaß, für Laune oder verflatternde Stimmung? — Die Anstalten sind wenigstens zu ernsthaft, oft“ (wie die pädagogische Provinz) „zu schwerfällig, um eine solche Annahme rechtfertigen zu können. Welcher! tiefsinnige Geist hat nicht die Erfahrung ge-

*) Diese und die folgende Stelle enthält in Wahrheit eine sehr treffende Charakteristik der — Wanderjahre.

macht, daß oft gerade da, wo die äußern Erscheinungen sich am allerwidersprechendsten zusammenhanglos und mehr als willkührlich einander anreihten, wo man darauf hätte schwören mögen, hier hat das Reich des Widerspruchs, Eigensinns und Zufalls begonnen, daß gerade da eine innige Consequenz in der Tiefe den äußern Widerspruch zusammengehalten und verbunden? Darum will man denn doch nicht zu übereilt verfahren, sondern diese tiefere Möglichkeit noch schonen. Es kann doch wohl am Ende noch einmal die Entdeckung der innern Folgerechtigkeit und Nöthigung gemacht werden. *) Darum sollen zuvörderst nicht erst die einzelnen Eigensinnigkeiten, Wunderlichkeiten und unbegründeten Trennungen und Verwandtschaften in den Erscheinungen, mit Hülfe eines leichten, schonenden Cementes, das der Verbindung entspricht, welche die Wirklichkeit zeigt, ungefähr eben so wie dort sie sich darstellen, in einen Rahmen gefaßt," (im Roman, warum nicht?) und, damit keine Widerwärtigkeit die Zuschauer davon entferne, in reizendem Colorit, mit gelinde verschmelzendem Firniß verbunden, überall ins Schöne gemalt wie moderne Portraits, ausgestellt werden. Vielleicht tritt dann dieser und jener,

*) In Verhältnissen des Lebens allerdings, obwohl gar viele ohne diese Entdeckung vom Leben scheiden müssen. Aber ob dieß Vielleicht auch dem Schöpfer einer Dichtung zu Gute kommen, und der erste Theil der Wanderjahre dadurch, daß wir „am Ende noch einmal die Entdeckung der innern Folgerichtigkeit und — Nöthigung" machen, zu einem vollkommen poetischen Kunstwerk, als Roman, werden kann, ist doch wohl eine ganz andere Frage.

angezogen von der befreundeten Darstellung, hin an das Gemälde, betrachtet sich die Figuren recht aufmerksam, wirft einen Blick auf die Wunderbarkeit im Zusammenhang, die eben sowohl Tiefsinn der innern Uebereinstimmung wie gänzlichen Mangel daran ausdrücken kann," (allerdings eine „Wunderbarkeit von Zusammenhang!") „und kömmt zu irgend einer Art Befriedigung" (die dann freilich auch nur Art ist). „Entweder erkennt er sich mit seinen eigenen Thorheiten in dem Aristophanischen Lustspiel wieder, das die Zeit hier aufführt und er nunmehr zu verstehen anfängt. Vielleicht aber auch gelingt es, daß die fortgesetzte Betrachtung einem Andern den Schlüssel darbietet, mit dessen Hülfe die allseitige Widersprechung sich in Nothwendigkeit verwandelt und den größeren Zusammenhang errathen läßt. *) Vielleicht ist es nicht bloß lächerlich belästigend," (sic!) „sondern auch ernsthafter Betrachtung werth, daß die Zeit erst so mühsame Lehrjahre durchgemacht hat und mit so unsäglicher Anstalt und Anstrengung hoch hinauf gekommen ist auf der Felsenhöhe, wo das Gränzhaus steht" (das Gränzhaus der Zeit, wo steht das?), „und wo nach dem Vorbilde der Vögel des Komikers, die neue Stadt" (welche?) „in der Luft gebaut werden sollte, damit sie" (die Stadt?) „ganz geschwind wieder um die Gebirgsecke hin-

*) Sehr richtig! Beides läßt sich vom Studium eines Romans, der uns dergleichen Lebensverhältnisse geistreich darstellt, gewinnen. Aber deshalb braucht doch wohl der Roman selbst, nicht lückenhaft, nicht auch in seiner Form ein Bild dieses Unzusammenhangs des Lebens zu seyn.

hinüberschlüpfend und das Gestein mit dem Katzengolde verlassend, im Knabenjäckchen *) sorgsam den Felsenweg in die Tiefe hinunterklimmt, wo der wackere Zimmermann die Ruinen der alten Mauern wieder ausgebaut, und es den zufriedenen Menschen so wohl und so gut gegangen, während sich Alles um sie in wildem Schwindel umher gedreht hat. **) Vielleicht führt die Betrachtung weiter, daß, nachdem die langen Lehrjahre uns zur vermeintlichen Meisterschaft

*) Die Kritik unserer Zeit, wenn auch nicht die Zeit selbst, erscheint freilich hier und da im — Knabenjäckchen.

**) Das heißt doch noch ein Meisterstück von Allegorie, wodurch freilich, wie durch alle Allegorie, (als der Vorstellung von einer Vorstellung) nichts bewiesen, sondern das Vorgestellte eben nur auf eine neue Manier (wie das Leiden Christi des Kästner'schen Guckkastenträgers) — wieder vorgestellt wird, wobei aber doch auch einiges Katzengold mit im Spiele seyn dürfte. Unser Wilhelm Meister ist also nichts Geringeres als die bergauf und bergab wandernde — Zeit. Ob gerade im Knabenjäckchen wandernd, ist in den Wanderjahren nicht gesagt, da von einem solchen Costüm nur in den Lehrjahren (zu Werner's großem Aergerniß bekanntlich), einmal die Rede ist. Indeß scheinen thut es allerdings so. Sehr zu beklagen aber ist es nun nur, daß die Zeit (Wilhelm Meister) nachdem, sie von der Höhe des Katzengoldes, sich so vernünftig wieder herabgemacht, bei dem „wackern Zimmermann," wo es den „zufriedenen Menschen so wohl und gut geht," während sich um sie Alles in wildem Schwindel dreht, — nicht geblieben, sondern aufs Neue nach Katzengold und Schwindel strebend, in die pädagogische Provinz „hinübergeschlüpft" ist.

geführt, diese uns einsehen läßt, wie wir doch, und zu unserm großen Glück, Zeitlebens nur Wanderer bleiben und am besten thun, nur gleich in diesem Sinne die Wanderschaft anzutreten." *)

„Hierüber und über das Buch will ich Dich einstweilen ungestört Deinen Betrachtungen überlassen und Dir Lebewohl sagen." „Dein Clemens."

„Clemens an Leonhard."

„Die Kürze Deines letzten Briefs" (dieser fehlt, indem er bloß vorausgesetzt wird) „war mir bedeutend, und ich darf sie zu meinem Vortheil deuten. Du trittst zu keinem neuen Kreuzzug für den uns noch unbekannten Schriftsteller in die Waffen; Du rüstest Dich zu keinem neuen Angriff auf Göthe. Du willst nur, ich soll fortfahren, Dir ein Licht über Meister den Lehrling, und über Meister den Wanderer zu geben, weil, wenn das bisher Mitgetheilte Dir auch nicht verwerflich scheint, es doch der Unterstützung bedarf, um Dir als Wahrheit und als

*) Die Lehrjahre sollen ja aber, nach dem Sinne des Dichters, Wilhelmen noch zu keiner, auch nur vermeintlichen, Meisterschaft geführt haben; sondern dieß soll eben erst durch die Wanderjahre geschehen, denen er die Meisterjahre folgen zu lassen die Absicht hat. Wanderer aber ist Wilhelm allerdings auch in den Lehrjahren schon, und zur wahren Meisterschaft im Leben bringt es auf Erden Niemand, weshalb wir eben auch (S. 142) diese ganze Eintheilung des Romans getadelt haben. Wir geben also Herrn Clemens darin völlig Recht, daß wir Zeitlebens Wanderer bleiben, aber welche Wanderschaft anzutreten sei, das ist die Frage!

echter Geist des Wilhelm Meister eindringlich zu werden. *) Nun aber möchte ich nicht, daß Du beide Romane durch das Glas meiner Betrachtungsweise ebenfalls ansehen möchtest, sondern daß sie Dir von selbst zu etwas würden, indem wir uns begegnen. Deshalb rücke ich nur mit Winken und Andeutungen vor." **)

„Wilhelm Meister's Lehrjahre beziehen sich auf die Entwickelung und Ausbildung der menschlichen Kräfte; das sagt schon der Titel. ***) Alle Personen, die den Roman bilden, sind auch in einer beständigen sehr bewußten Thätigkeit begriffen, die auf das Mannichfaltigste" (aber doch noch gar Vieles übrig lassend) „nach diesem Ziele hinsteuert. Aber je mehr sie fortschreiten, um so mehr verlieren (?) sie an Reiz für den Leser. Hast Du nicht öfter das Urtheil gehört und wohl zum Theil selbst vernehmen lassen, daß die Anmuth der letztern Theile sich gegen die der frühern abschwächt, und am Ende doch Mariane, Mignon, vielleicht auch der Harfner, uns

*) Dem armen Leonhard geht es mit seinem Suchen nach dem echten Geist des Wilhelm Meister, fast wie Favart's chercheuse d'ésprit.

**) Da die Wanderjahre selbst größtentheils auch nur Andeutungen sind, so giebt es denn hier im eigentlichsten Sinn des Wortes: Andeutungen über Andeutungen.

***) Mit nichten! Dieser Titel bezieht sich ja nicht auf die Entwickelung und Ausbildung der menschlichen Kräfte überhaupt, sondern bloß auf die der Bildung Wilhelm Meister's.

am liebsten bleiben?“ (Natalien, die meisterhafte Erzählung der Geschichte der Sperata, u. a. m. im Schlusse der Lehrjahre, scheint Clemens vergessen zu haben.) „Auch mir ist es so gegangen. Aber ich fand, daß es so seyn müsse, während Andere jenes Urtheil in einen Tadel umgebildet haben. Diese nahmen denn, um im Gleichniß“ (schon wieder ein Gleichniß!) „zu sprechen, die Lehrjahre für eine Vestalin, da es doch eine Muse seyn sollte, und fanden den Ausdruck dem Vestalencharakter nicht angemessen.“ *)

„Nun will Dein Autor“ (der Verf. der andern Wanderjahre), „daß es eine würdige Idee sey, die dem Dichter zum Kunstwerk begeistere und bei der

*) Es ist uns bisher in dem, was die unbedingten Bewunderer Göthe's, aus seinem Wilhelm Meister Alles zu machen sich abgemüht haben, doch fürwahr des Wunderlichen Viel vorgekommen, und die hier mitgetheilten Beurtheilungen der Wanderjahre, liefern neue reichliche Beiträge dazu. Aber die Lehrjahre mit einer Vestalin zu vergleichen, ist in dieser Art wirklich ein non plus ultra. Philine und eine Vestalin! Und was in aller Welt soll das heißen, daß nur der Ausdruck dem Vestalencharakter nicht angemessen sey? Wie aber sollen die Lehrjahre endlich, dadurch: „daß die Anmuth der letztern Theile sich gegen die frühern abschwächt,“ gar zu einer — „Muse“ werden? In gewissem Sinn ließen sich freilich die Musen anmuthiger von vorn als von hinten denken, aber eine Dame, und vollends ein Roman, wird durch ein solches Mißverhältniß des Avèrs zum Revèrs der Schönheit, doch nicht selbst zu einer Muse!

Ausführung leite. Darin hat er Recht. Wäre er aber nur bemüht gewesen, die tiefsinnige Idee zu ergründen, welche die Seele ist, die den anmuthigen, lieblichen, gefälligen Wilhelm Meister durchdringt und belebt. Er hätte sie wenigstens ahnen müssen, wenn er auch nicht dahin kam, in ihr eins der mächtigsten Weltgesetze zu entdecken, das Jeder sich klar machen sollte, der über die moralische und physische Ordnung der Welt Betrachtungen anstellt. Es giebt eine Entwicklung, die dem Menschen ihre Vortheile und Vollkommenheiten einmal nicht anders gewähren kann, als indem sie seiner Natur einen bittern Eintrag thut" (aber die Natur ist es ja eben, die entwickelt werden soll), „und wir sind auf dem Wege, uns derselben" (der Natur?) „mehr, wie wir sollten, zu ergeben. Das ist der Gedanke, (?) der in Wilhelm Meister Alles entstehen läßt und Alles zusammenhält. (?) Die Söhne der Zeit sind von dem abgewichen, was ihnen dargeboten war, mögen wir das darbietende Wesen nun Natur oder wie wir es wollen nennen. Sie haben sich Allerlei geschaffen aus eigenthümlichen Gesetzen, die sie selbst erst festsetzen wollen, und haben sich dafür ausgebildet. So ist es gegangen mit dem Theater, mit dem Leben selbst, das sie mit Bewußtseyn glaubten zu einem Kunstwerk erhöhen zu müssen; und mit der Religion, wie sich an den Bekenntnissen der schönen Seele zeigt. Statt nun durch dieses Streben die ersehnte Vollkommenheit und Harmonie zu erreichen, ist Verlust in Beiden an die Stelle des Gewinns getreten. Zur Ruhe gekommen ist Keiner. Alle sind in der äußern

Gestalt immer mehr beschäftigt und bewegt geblieben. Der Reiz jener tiefern Harmonie, die wir unbewußt nennen, weil der Generalbaß für sie unserer Auffassungskraft viel zu geheimnißvoll bleibt, ist abgestreift; und weil nun die Vereinzelten wirklich so da stehen, daß sie nicht mehr wissen, was sie sind, wie sie leben, dichten, wirken, denken und meinen sollen, so haben sie dafür einen tüchtigen (?) Lehrbrief erhalten. Was in ihnen selbst seyn sollte und aus ihnen verschwunden ist, das steht nun in dem Lehrbrief" (wo?) „den sie in der Tasche führen können, und der ihnen sagt, daß sie Meister geworden wären." *)

„Dieß aber, als Inhalt des Göthe'schen Romans, war nicht aus der Luft gegriffen." (Freilich nicht. Der Mensch ist ja kein Vogel!) „Lange" (so

*) Schade nur, daß Jarno diese ganze Freimaurerscene in Lothario's altem Thurm, hinterdrein gegen Wilhelm selbst, für ein bloßes Possenspiel erklärt. Aber wenn alle diese Personen, die Wege, die sie bisher zu ihrer Bildung eingeschlagen hatten, für Irrwege erkannten, so war dieß doch wohl ein ihrer Natur gemäßes Erkennen, denn sie würden ja sonst, aller Warnungen ungeachtet, auf jenen Pfaden fortgeschritten seyn. Daß sie aber nicht früher zu dieser Erkenntniß gelangten, war wieder ihrer Natur gemäß; und wo kommt also hier der „bittre Eintrag," den die „Entwickelung" der „Natur" gethan haben soll, her? Was aber ist denn endlich an dem „Gedanken des mächtigen Weltgesetzes," daß der Mensch oft erst auf Irrwegen zu jener richtigern Erkenntniß über sich selbst gelangt, so Neues, daß ihn uns Göthe erst durch seinen Wilhelm Meister dargestellt haben sollte?

lange als es Menschen giebt) „hatte sich in der Zeit etwas gebildet, das einen Krankheitszustand vorbereiten konnte, der zu einem Fieber führte, während dessen die in ihren Phantasieen Verlorenen keine Ahnung von ihrem Seelenleiden hatten.“ (Dergleichen Menschen hat es von jeher gegeben.) „Wen Fieberträume exaltiren, dem wird kein Vernünftiger und Besonnener mit der Wahrheit und Wirklichkeit entgegen treten. Er wird ihn nicht seinem Wahn gewaltsam entreißen, oder ihm begreiflich machen wollen, daß er in Wahn verloren sey. Der Erkrankte will nun einmal, man soll ihm seine Phantasmen als Wirklichkeiten vorführen. Wenn dieß geschieht, so wird es gewöhnlich der einzige und oft der glückliche Weg, ihn zur Einsicht und Besonnenheit zurück zu führen. Und Göthe, statt den Leuten Vernunft vorzureden“ (Jarno und der Abbé lassen es doch daran nicht fehlen), die nicht gefruchtet, sondern nur die Verwirrung gemehrt hätte, hält ihnen nachsichtig lächelnd“ (sic!) „den Spiegel ihres Lebens nach allen Kräften veranmuthigt (aber doch auch belehrend?) vor. Dieser Spiegel warne die Lehrjahre für die Zeit, wo sie geschrieben wurden und erschienen sind.“ (Was soll das heißen?) „Jenem Zustande, auf dem sie beruhen, sehen wir uns einigermaßen entwunden. Ob er ganz vorübergegangen ist, oder nur neuen Einbildungen Raum gegeben hat“ (z. B. der pädagogischen Provinz), „werden wir gut thun, unbeantwortet zu lassen.“ (Wie so?) „Genug, die Zeit setzt sich mit andern“ (aber welchen?) „Elementen in Berührung, und es geschieht in einem andern“ (aber welchem?)

„Geist. Das sieht der Pseudomeister auch ein, denn er erwähnt selbst einige der neuern Richtungen, als die Neigung zur Religion, des Gefühls u. s. w. Aber er verfährt wenigstens nicht edel.“ (Nun, wenn er nur poetisch verfährt!) „Wenn das neue Drama, zu dem die Zeitgenossen die Rollen einstudieren, den Dichter, welcher den Gang ihres Lebens verfolgt, zu einer neuen Composition begeistern“ (soll wohl heißen begeistert, denn es bezieht sich ja auf das „neue Drama“), „die ihrem Gegenstand entsprechen muß, so deutet dieß dein Autor“ (der Verfasser der andern Wanderjahre) „als ein unwürdiges Schmeicheln unwürdiger Neigungen. Aber wir wissen ja, edle Gemüther, wenn sie die Handlungen der Andern beobachten oder beurtheilen, werden ihnen nicht leicht unwürdige oder niedrige Motive beimessen. Dagegen können geringere Naturen nie die Motive der größeren fassen. Sie bringen sie den ihrigen näher.“ *)

*) Dieser Entschuldigung bedarf es für die Wanderjahre nicht einmal, gesetzt auch daß Göthe — was er jedoch nicht gethan hat — wirklich darin, die Richtungen des heutigen Zeitgeistes darin habe darstellen wollen. Denn wer könnte eine solche Absicht dem Dichter, zumal dem Dichter eines Romans, wehren wollen? Und wer könnte es ihm verargen, wenn er dabei selbst auf unwürdige und niedrige Motive Rücksicht genommen hätte? Die Poesie kann ja Alles darstellen, eben weil sie Poesie ist. Nur auf das: wie sie es darstellt, kommt es an. Ein Roman aber, der uns die krankhaften Verirrungen unserer Zeit in absurde, zu geistiger Faulheit, ja völliger Impotenz führende, Frömmelei u. s. w. mit

„Der Meister, der ausgelernt zu haben wähnte, wird also wieder ein Wanderer.“ (Der Lehrbrief scheint also hier doch Hrn. Clemens selbst, nichts geholfen zu haben.) „Auf sein Wiederhinabsteigen zur Tiefe und auf das Leben, welches er dort unversehrt angetroffen, habe ich Dich schon aufmerksam gemacht. Dieses Leben in Joseph dem Zweiten“ (doch nicht dem deutschen Kaiser?), „die Heimsuchung und der Lilienstengel, ist Alles von solch unaussprechlicher und sinnvoller Anmuth, daß ich darüber nur Eine Stimme höre. Aber weshalb die Einschiebungen der Briefe Wilhelm's an Natalien“ (wenn ihrer nur mehrere wären!), „des verwandelten Jarno und des kleinen Felix“ (der kleine Felix ist doch in den Lehrjahren schon — eingeschoben), „die eben so contrastirend wie fragmentarisch sich eindrängen an solchen Stellen? Lieber Freund, das ist es ja wieder, was uns“ (wen? diese Freunde oder gar den Zeitgeist?) „charakterisirt, und nicht für Charakterzufälligkeit, sondern Charakternothwendigkeit genommen werden muß. Aus Einer Wurzel sind die entgegengesetztesten Gebilde an die Oberfläche getreten und stellen einen Teppich“ (wieder ein Gleichniß!) „dar, überwebt mit contrastirenden Vorstellungen. Dem, der davor steht, sehen sie alle gleich bunt aus, und er hält die sich darbietende Farbenverschiedenheit für die einzige Verschiedenheit. Doch sie ist es nicht. Eine andere wichtigere entzieht sich dem Auge. Einige je-

den Motiven derselben, endlich einmal recht klar und kräftig darstellte, wäre etwas gar Heilsames und darum höchst Wünschenswerthes.

ner Gebilde sind nur Oberfläche und weiter nichts. Andere sind wirkliche Wesen mit einer Wurzel und mit einer Oberfläche. Freilich zeigen sie uns nur die Oberfläche und nicht die Wurzel, nicht die Fäden, durch welche sie mit der Hauptwurzel zusammenhängen! Aber diese sind ihr wahres Wesen" (curiose Wesen, alle mit einander!), „diese der Grund, daß das, was sie beginnen, nicht sich auf leere Willkührlichkeit und Zufall zurückführen läßt, sondern einer mit der Hauptwurzel" (diese bekommen wir ja aber eben nicht zu sehen) „zusammenhängenden Nothwendigkeit" (welche?) „angehört. Diese bleiben stehen und erleben, daß die andern, die sich zu abgelöseten Körpern der Oberfläche gebildet haben, um sie umherkreisen und in der Regel zu dem wieder zurückkehren" (wie der Barbier), „von dem sie ausgegangen sind. Bald springen sie eigensinnig und zufällig von diesem zu jenem in fortwährenden Widersprüchen über. Bald kehren sie enthusiastisch zu dem zurück, mit dessen bitterster Verfolgung sie begonnen hatten. Bald verfolgen sie fanatisch, was sie erst bis zum Himmel erhoben." (Wie Wilhelm selbst, das Theater!) „Ueberall wollen sie hin, nur nicht zur Wurzel in der Tiefe." (Was soll das nur für eine Wurzel seyn? Die Wurzel Radix?) „Darum bleiben sie unbegründete Fragmente, die zwischen den begründet Feststehenden ewig wechselnd und sich verändernd umherkreisen." (Dieses Wunder von Gleichniß, hat Clemens gewiß aus Chladni's Theorie der Meteormassen entlehnt?) „Ihr Charakteristisches besteht gerade darin, daß sie nur Fragment sind und Contraste bilden. So sehen wir denn zwischen den alten uner-

schütterlichen Bergen und den redlichen, treuen, emsigen und begründeten Menschen" (begründete will aber das wandernde Band nicht), „die da wissen, was sie wollen, von denen der Glaube der Väter nie gewichen, denen er stets ersprießlich geblieben, weil sie sein Wesen nicht von sich gelassen, um sich auf Trugbildern höher zu stellen und mit ihnen schöner zu schmücken, jene Andern" (auch die Drei der pädagogischen Provinz?) „wandelbar, strebend und nur zu bewußtreich, bald diesen und jenen Platz einnehmen, um ihn schnell wieder zu vertauschen. So sind sie es" (die letztern oder die erstern?), „die in das Bild des schöngegliederten zusammenhängenden (?) Ganzen die Erscheinung des Fragmentarischen und Contrastirenden hineintragen." (Hiezu helfen wohl Alle!) „Sie" (welche?), „dem großen in einander eingreifenden Getriebe nicht angehörend, sind ja nur Fragmente, heute so und morgen anders; darum setzen sie sich bald ohne Grund und Bedürfniß hier und dort auf der Oberfläche hin" (zum Sitzen kommt eigentlich keiner; es sind ja aber auch Wanderjahre!), „oder drängen sich selbst in die Unterlage" (Was ist denn die Unterlage? Doch nicht die schöne Wittwe?) „hinein, daß es fast aussieht, als kämen sie aus der Tiefe hervor." (Aus welcher Tiefe?) —

„Von dieser Art sind Jarno und Felix; selbst Natalie und Meister" (auch diese drängen sich in die — Unterlage?), „und so" (wie?) „ist die Art, wie sie eigensinnig und vermittelt bald hier, bald dort plötzlich da stehen. Keiner aber hat von diesen Allen so meine vollste Bewunderung hinge-

nommen, wie der“ (sich gehorsamst zu bedankende) „zum Montanus umgewandelte Jarno. Hätte ich Dir aus den Lehrjahren ein Bild von diesem Charakter entwerfen sollen, so würde mir es schwerlich geglückt seyn. Aber nun kenne ich durch und durch“ (wahrhaftig?) „dieses unter der Maske eines Anglomanen hingestellte unvergleichliche Bild eines imponirenden Mannes, der Allen“ (dem blonden Friedrich und seiner Philine schwerlich!) „damit imponirt, daß er nicht weiß, was er will, oder eigentlich nichts will denn imponiren.“ (Was müssen die „Alle“ für Einfaltspinsel seyn, denen ein solcher Mann — imponirt!) „Ja nun ist es mir erst recht klar (?) geworden, wie zum Imponiren es die erste Bedingung ist, selbst nichts zu seyn und nichts zu wollen, denn nur das Imponiren,“ (Gehört etwa Herr Clemens auch zu den „Allen“ in den Wanderjahren?) „Ja ich zürne mir selbst etwas, daß ich nicht schon früher,*) mich bloß an den Namen haltend, mit diesem vornehmen imposanten Nichts“ (das seine „vollste Bewunderung“ wie kein Anderer in den Wanderjahren, hingenommen hat) „vertrauter geworden bin. Wie schön klingt das „vielsprechende (!) Wort Jarno! Und am Ende doch ein bloßes Ja und Nein, aber halb deutsch, halb englisch, ja und no; (!!)

*) „Mich selbst auf dieses Imponiren gelegt habe.“ — So, glaubten wir, als wir bis hieher gelesen hatten, würde das Folgende heißen. Aber vielleicht „zürnt er sich“ wirklich auch deshalb „etwas;“ und — sagt's nur nicht.

auch ein recht eigensinniges N. dazwischen, (!!!) daß sich recht fest auf nichts steift, denn auf den bloßen Widerspruch“ (oder den bloßen Unsinn?). „Dadurch aber, bald mehr bald weniger, wird die Negation. Denn ein kräftiges Negiren“ (kann denn das „Nichts“ negiren?) „ist doch mehr, wie ein kräftiges Ja und Nein zugleich zu sagen, und Engländer und Deutscher zugleich seyn.“ *) (Jarno soll ja aber gar nichts als ein „imposantes Nichts“ seyn!) „Wahrlich, ich hätte es denen mit Allem fertigen (?) Jarno schon aus den Lehrjahren, daran wie er über Shakspeare spricht, wie er den Weltmann und Dichter“ (wo?), „den geheimnißvollen Staatsmann“ (wo?) „und leichten Lebensgenießer, den Virtuosen“ (wo?) „im Verbergen tiefer Zwecke unter einem ganz zweckloſen Leben spielt, ansehen sollen, wie es mit ihm bestellt ist. Herrlich (?) kömmt dieß nun in den Wanderjahren zu Tage. Die Zeit hat ihren Charakter geändert, und er sondert sich wieder ab von der gewöhnlichen Weise. Er macht sich gleich mit Einem Male im tiefsten Innern der Urgebirge seßhaft“ (mit seinem „Nichts wollen?) „und ist auch gleich in der Tiefe so à la hauteur,“ (mit seinem Nichts?) „daß er sich den prächtigen Namen Montanus beigelegt hat, und sich wahrhaft brillant macht in der Ver-

*) Nun, hier können doch fürwahr alle Meister der Conjecturalkritik, bis auf unsern neuesten Editor des Aeschylus, bei diesem Herrn Clemens in die Schule gehen. Schade nur, daß Göthe selbst in den Wanderjahren den Namen Jarno, einen nichts bedeutenden genannt hat.

achtung alles dessen, was er selbst nicht gerade treibt." (Brillant?) „Wie resignirt ist er?" (das ist freilich jeder, der „Nichts" will.) „Wie glaubt er nun mit einem Schritt" (mit welchem?) „im Mittelpunkt des Ganzen zu stehen" (trotz seiner Resignation?) „indem er im Mittelpunkt eines neuen Ganzen zu stehen doch auch nur vermeint?" (d. h. doch wohl hier, auch eben nur so viel als: „glaubt?") „Und wie ist er selbst in dem neuen Namen Montanus noch Jarno geblieben?" (hat sich also nicht „von der gewöhnlichen Weise abgesondert?) „Wie in seinem Mittelpunkt auf der Höhe, und an den Urpfeilern der Erde noch ziemlich luftig" (das macht der Mittelpunkt auf der Höhe!) „und phantastisch ideal? —"

„Es hat sich aber ein vortreffliches Charaktergegenstück in dem überall sich zurecht findenden" (aber doch nur eingeschobenen und fragmentarisch sich eindrängenden) „Felix" (Fitz) „zu ihm gesellt. Wenn Jarno mit vornehmer Miene sogleich immer zu der allertiefsten Tiefe" (Nichts wollend) „seine mysteriösen Wanderungen anstellt, so hat Filz, *) wie das Queckſilber auf der Oberfläche umherflankirt, und, während Montanus den ernst ansehenden Tiefsinnigen spielt," (spielt) „überall etwas entdeckt und ge-

*) Ein spaßhaftes Qui pro quo! das an den tauben Filz im Hieronymus Knicker erinnert, und um so mehr, als dieser taube Recensent den hier gemeinten Knaben Fitz (der übrigens zu einem Filz allerdings einige Anlage zu haben scheint), auch noch überdem zweimal mit dem — Felix verwechselt hat.

funden, worüber jener verwundert, ja ganz erstaunt ist. Dieser Felix“ (Fitz) „aber ist ein Knäbchen, das mir eigentlich vorkommt wie ein Kaufmannslehrling. Während man sich in der Vaterstadt fein eingebürgert hat, und in den Geschäften den herkömmlichen Gang fortwandelt, hat er flüchtig und vorübergehend in alle (?) Verhältnisse mit halbem Blick hineingeschaut, und macht nun, je lustiger er ist, je leichter und behender er Alles nimmt und treibt, die glücklichsten Unternehmungen *) zur Bewunderung seiner ehrbaren Standesgenossen, die zu merken anfangen, daß, wenn sie früher den Schlichten und Emsigen überboten hatten, jetzt es ihr Loos ist, überboten zu werden.“

„Natalien endlich wirst Du doch nicht verkennen. Denn wo lassen sich jetzt nicht jene erhabenen Naturen antreffen, die, statt das Vollkommene zu seyn, was sie seyn sollten, die statt einen Trieb und eine Neigung in sich zu empfinden, durch die sie ausgefüllt“ (sic!) „werden, und deren vollkommene Befriedigung sie vollkommen beglücken könnte, sich berufen fühlen, jenen gewöhnlichen Pfad zu verlassen, und im erhabnen Entsagen“ (welchem?) „zu leben; **) theils weil es vorneh-

*) Das thut doch wohl nur selten ein Kaufmannslehrling, oder „unbefiederter Kaufmannssohn,“ wie die alte Barbara den Vater des Felix nennt.

**) Das „erhabene Entsagen“ Nataliens besteht bis jetzt, lediglich in ihrer freiwilligen Trennung von Wilhelm, von der wir zur Zeit noch nicht erfahren haben,

mer ist“ (also dem Vornehmen entsagen sie doch nicht?), „theils das einzige Mittel bleibt, nicht Alles alltäglich und ordinair zu finden.“ *)

„Ist es Dir aber erst einleuchtend geworden, daß der Anfang des Buches sich so ansehen läßt, wie ich versucht habe, Dir es anschaulich zu machen, dann wirst Du auch dasselbe in seiner gesammten Construction wiederfinden. Die erst nährende Region wird Dich, gleich mir, nicht wieder belustigen, wie das pädagogische Religionsinstitut.“ (Warum nicht?) „Auch die Nothwendigkeit der eingewebten Erzählungen wird Dir einleuchten müssen“ (wie so?), „und ich will Dich in Absicht derselben ebenfalls nur auf die Bahn leiten, damit Du entdeckest, welche Eigenschaft es ist, die ihnen einen Platz in dem Buche einräumt und anweiset. Wie hübsch ist in dem Mann von funfzig Jahren das Verlieben bloße Grille?“ (Wirklich?) „und wie unvergleichlich wissen sich die Leute gleich einzubilden, daß sie lieben? Worin setzen sie Jugend und Neigung? Wie

wie lange sie dauern wird. Ihr Nichtempfinden des Triebes und der Neigung durch die „ihre Natur“ hätte „ausgefüllt, befriedigt und beglückt werden können,“ kann sich also bloß darauf beziehen, daß sie — ihren Wilhelm nicht bei sich behalten hat.

*) Ein in der That sehr originelles Motiv zur Entsagung, die indeß, wenn man einmal erst dahin gelangt ist, Alles in der Welt alltäglich und ordinair zu finden, dann freilich auch eben nicht mehr so gar schwer fallen kann. Daß die Entsagung aber das „einzige Mittel“ seyn soll, „nicht Alles alltäglich und ordinair zu finden,“ ist gewiß kein — ordinairer Gedanke.

Wie gut verstehen sie zu sophistisiren, und wie sehr ist hier der Schauspieler noch der wahrste Charakter?“

„Uebersieh es nicht im nußbraunen Mädchen, dem prächtigen (?) Kinde, daß ihr Liebhaber (Leonardo), der so viel Aufträge ihrenthalben erläßt, und so mancherlei Anstalten um sie“ (sic!) „trifft, sich versehen“ (doch nur im Namen!), „und gar nicht einmal weiß, wen er liebt (?) und um wen (?) er sich gewissenhaft abängstet. Und wie klingen in der herrlichen Nußbraunen, die ich schon mit dieser Bezeichnung, voll Allegorie, Symbolik und Bedeutung, wenn Du willst“ (warum nicht? Nur immer munter fort allegorisirt!) „köstlich charakterisirt finde“ (ein symbolisches Seitenstück zum Symbol des Namens Jarno!), „die tüchtigen Naturen nach, mit denen der Eingang des Buches uns empfängt.“ (Die Natur des „wackern Zimmermanns“ z. B. „klingt“ also im nußbraunen Mädchen nach!) „Ueber die neue Melusine hast Du mich schon früher einmal gehört“ (aber der Leser nicht!). „Aber in die pilgernde Theorie *) und mit Lucind“ (Lucinde), „Lucidor, Julie und Leonardo Dich zurecht zu finden, will ich Dir nun selbst überlassen“ — (Aha!), — „und Dir Lebewohl sagen. **) Dein Clemens.“

*) Nun wird aus der pilgernden Thörin gar eine pilgernde Theorie! Die des Romans befindet sich hier freilich auf einer Pilgerschaft, auf der sie noch am Ende ganz und gar durchgehen dürfte.

**) Das Resultat dieser Kritik ist also, daß Göthe in

„Ueber Wilhelm Meister's Wanderjahre, von Göthe."

Ebendaselbst. Jahrgang 1822. Nr. 250 u. 251.

(Ebenfalls von einem Ungenannten.)

„Je schmerzlicher uns — wir gestehen es offen — Manches von dem berührt hat, was seit einer Reihe von Jahren unter des Verfassers Namen" (d. h. von Göthe) „der Lesewelt dargeboten worden ist; um so inniger war unsere Freude (?) über den vorliegenden Roman, (?) in welchem wir den theuern Dichter fast überall (?) im vollen (?) Besitz seiner vielfach erprobten Kunstmittel, geistreich, umfassend, welt- und menschenkundig, harmonisch und klar, (?) wie wir ihn immer (?) kannten, wieder

seinen Wanderjahren die Gebrechen unserer Zeit hat darstellen wollen, und diese nicht bloß durch den Inhalt, sondern auch durch die — Form dieses Romans, als einer absichtlich selbst gebrechlichen und mangelhaften, ironisch dargestellt hat! Zu dieser sublimen Idee (die uns jedoch noch immer nicht das Problem von Göthe's Leben löst) hat sich denn freilich noch keiner der bisherigen Kunstrichter erhoben. Doch von Darstellung der krankhaften Auswüchse der Zeit, in dem Inhalt der Wanderjahre, spricht auch schon mancher frühere, besonders Herrn Varnhagen's Friederike. Daß aber all diese Göthlichen (wie sie Müllner nennt) durch diese ihre ästhetischen Schwebeleien, selbst einen beträchtlichen Beitrag zu den Gebrechen unserer Zeit (in Hinsicht auf den jetzigen Zustand unserer Kunstkritik) geliefert haben; daran denkt keiner!

fanden. (?) Sollten wir in diesem vorläufigen Urtheile nicht alle Leser auf unserer Seite haben, wie wir nach dem, was wir hier und da bereits vernommen haben, fast glauben müssen, so würden wir uns damit trösten, daß bald nach Erscheinung der Lehrjahre dieselbe (?) Verschiedenheit der Ansicht laut ward, indem die Einen mit Recht der köstlichen Gabe sich freuten, ja in ihr eine der einflußreichsten Erscheinungen des Jahrhunderts sahen, während Andere bald den scheinbaren Mangel an innerer Verbindung, bald die Kunstlosigkeit, bald die sogenannte Breite der Darstellung, bald wieder die Vieldeutigkeit des Ganzen in Anspruch nahmen. *) Da, wie die Erfahrung lehrt, der große Haufe der Leser" (nur Leser?), „trotz aller Erziehungstheorieen, seit fünf und zwanzig Jahren nicht eben weiser geworden" (das weiß Gott!), „so sehen wir voraus, wie alle diese Rügen sich nun auch in Beziehung auf die Wanderjahre wiederholen werden. **) Diesem, verwöhnt durch den Sturmschritt seiner Lieblingserzähler, wird die Handlung nicht rasch

*) Offenbare Lücken, völlige Zerstückelung, und eine solche Formlosigkeit, wie die der Wanderjahre, als einer bloßen Sammlung (nicht einmal eigentlichen Redaction) von Fragmenten, hat den Lehrjahren doch noch Niemand vorgeworfen; und wer könnte es auch?

**) Das wäre denn doch noch der geringste Schaden von dem: in der Pädagogik „nicht weiser geworden seyn." Können wir doch auch durch die Wanderjahre selbst, sammt ihrer pädagogischen Provinz, hierin nicht weiser werden.

genug vorwärts schreiten, Jener wird an dem episodischen Vortrage Anstoß nehmen, ein Anderer sammt dieser oder jener Leserin, die seit Jahren nur durch Fouqué'sche Blumen- und Schneegärten wandeln mögen, die Sprache doch gar zu einfach und besonnen finden, Mancher auch wohl, dem wir seines redlichen Ernstes wegen" (nicht auch der Vernunft wegen?) „unsere Achtung nicht versagen können, die durch das Buch sich hinziehenden Erziehungsgrundsätze, und mit ihnen das ganze Buch, anfechten und verdammen; ja wir stehen nicht dafür, daß nicht ein witziger Freund das alte Bild der Capelle, wo Joseph den unbequemen Thron des Königs Herodes mit Hülfe des Christkindes in die Breite zum bequemen Sorgenstuhl auseinanderzieht, allegorisch deute, und sage, der Dichter habe seinen Thron, den er für sich in frühern Jahren gar hoch und herrlich gezimmert, nun im höhern Alter zu größerer Bequemlichkeit auch ein wenig in die Breite gezogen, wodurch derselbe zwar verhältnißmäßig an Höhe verloren, um so mehr aber an behaglicher Bequemlichkeit gewonnen. *) Es würde nutzlos seyn, den achtbaren Leuten zu sagen, daß sie im Irrthum wären" (wirklich?), „auch kommt uns so etwas gar nicht in den Sinn; wir wollen nichts, als anspruchlos berichten, wie uns das neueste Werk des lieben Dichters erschienen sey, und uns freuen, wenn wir vernehmen, daß wir diesem oder jenem unserer Leser aus der Seele gesprochen haben."

*) Diese Allegorie ist dem so gern allegorisirenden Herrn Clemens leider entgangen.

„Wilhelm's Lehrjahre, voll Irrthümer und Fehltritte, sind geendigt“ (auch die Irrthümer!); „die Natur“ (d. h. der Abbé) „hat ihn losgesprochen, er hat mit dem Gefühle des Vaters“ (das er NB. auf die Versicherung des Abbé's von der Richtigkeit seiner Vaterschaft, erst wirklich empfunden) „die Tugenden des Bürgers erworben, und in dem Lehrbriefe die Vollmacht“ (des Abbé) „zu einem freibeschränkten“ (sic!) „Daseyn empfangen. Aber bevor er in einem bestimmten Wirkungskreise thätig werden kann, muß er“ (warum?) „noch einmal hinaus in die Welt, um die letzte Prüfung“ (welche?) „zu bestehen. Er hat Natalien zugesagt, zu schweigen und zu dulden, und damit er redlich“ (sic!) „wandere, soll er nicht über drei Tage unter einem Dache verweilen“ (doch „nur auf dem Lande,“ nicht „zur See“ anwendbar, denn ein Schiff hat kein Dach, nur ein Verdeck) „und kein Anderer, als Felix, ihm beständiger Gefährte seyn.“ (Den Maler und die schöne Wittwe ausgenommen.) „So sehen wir Wilhelm's frühe Ahnung, Natalie werde ihn in einen andern Menschen“ (in welchen?) „umschaffen, schon jetzt allmählig in Erfüllung gehen“ (wo?), „wenn wir uns auch bald überzeugen sollten, daß seine Bildung noch lange nicht vollendet sey“ (Wessen Bildung kann überhaupt jemals auf Erden, vollendet werden?), „und daß noch Manches“ (was?) „geschehen müsse, ehe er, nachdem er alle (?) Stufen durchschritten“ (da könnte er freilich warten bis an das Ende seiner Tage!), „im Besitze der ächten

Lebenskunst“ (welche ist das?) „als Meister um sich schauen dürfe.“

„Die ersten Capitel, den meisten Lesern noch aus dem Cotta'schen Taschenbuche in frischer Erinnerung, scheinen, so weit schon jetzt ein Urtheil verstattet ist, in den Gang der Begebenheit wenig mehr einzugreifen, als daß Wilhelm in dem verfallenen Klostergebäude den Bergknappen (?) findet, durch den er Jarno auf die Spur und sodann weiter in die pädagogische Provinz und in den Kreis der neuen Freunde kommt, von deren Schicksalen wir im Verlaufe der Geschichte mehr als von Wilhelm selbst erfahren. Wie uns aber jene anmuthige, aus Bildern hervorgegangene Schilderung gleich beim ersten Lesen wiederum zum Bilde geworden, das wir Jahre lang mit uns herum tragen, so möchten wir sie auch jetzt, seitdem wir den weitern Verlauf kennen, als ein bedeutendes Bild, als ein sinnreiches Titelkupfer dahin nehmen und ausdeuten. Führt ja diese zweite Flucht nach Aegypten uns, eben wie die frühere einst den heil. Joseph der biblischen Geschichte, in ein Land der Hieroglyphen, *) voll verborgener Weisheit“ (nicht verborgene wäre uns lieber!), „und unter Menschen, die, wie dort die Priester, in engem Vereine hohe Zwecke“ (welche?) „verfolgen. Darum erscheint Alles beim ersten Blicke so seltsam und wunderbar, in einer Bildersprache, deren tieferer

*) Wie kommt denn aber — Wilhelm Meister dazu, in ein Land der Hieroglyphen zu gerathen? Bis jetzt haben ihn seine Wanderungen doch noch nicht nach Aegypten geführt.

Sinn“ (welcher?) „erst recht im Fortgange der Erzählung ganz gefaßt werden wird.“ (?)

„Man hat wohl oft das Leben mit einer Wanderung verglichen; hier ist das Wandern in der That das Leben selbst“ (schon wieder!), „oder doch sein lebendiges Gleichniß. Wie es uns Allen (?) ergangen ist und noch ergeht im Leben, daß wir umwandernd suchen und sehnen und Manches finden, nur selten ganz das Ersehnte, und wie wir Alle (?) uns am Ende gestehen müssen, daß vorerst Entsagung das Weiseste sey“ (mit dieser Weisheit allein würde sich doch blutwenig im Leben ausrichten lassen!), „so sehen wir dasselbe auch hier sich ereignen, und das Bild der Geliebten, das Wilhelm mit dem Auge durchs Fernrohr ersieht, ohne es mit seinen Händen fassen zu können; wer hat nicht mit Wehmuth in ihm die eigenen Hoffnungen wieder erkannt, wie sie oft so nahe zu uns heranrücken, um gleich darauf wieder in die weiteste Ferne zu entweichen? — Ist das Leben ein Wandern, so ist auch unzertrennlich von ihm das Entsagen, mit dem alles Leben, gleich der Wanderschaft, seinem Gegenbilde, erst anhebt. *) Es verlohnte

*) Das eigentliche Entsagen lernt der Mensch doch erst im Verfolg des Lebens kennen. Alles Leben aber besteht, wie aus Ernst und Scherz, aus Erfüllung und Täuschung, so auch aus Entsagung und Gewinn zugleich, wie, hoffentlich, auch der Tod, — als Gewinn eines höhern Lebens für die Entsagung des irdischen. Das Entsagen als alleiniges oder auch nur höchstes Princip des Lebens aufstellen wollen, heißt also etwas Widersinniges behaupten. Damit wollen wir indeß keineswegs läugnen, daß es jedem Menschen sehr heilsam

sich wohl der Mühe, diesem Gedanken, der in dem Buche selbst nur einmal (S. 332) ausdrücklich vorkommt, bis auf seine Wurzeln nachzugehen, und es würde sich dann zeigen, wie ohne Entsagung kein Besitz zu denken sey, und wie jede (?) schönste Tugend" (welche ist die jede schönste?) „in derselben ihre Begründung finde, wie in ihr der Glaube sich bewahre" (bis auf den Glauben darf sich die Entsagung also nicht erstrecken), „die Liebe erstarke und aus ihr die Hoffnung" (und das Nichtsthun) „fröhlich emporblühe" (der wir, nach dem Obigen, doch wieder entsagen müssen). „Darum erscheinen hier so Viele, denen wir uns liebend zuneigen, als Entsagende." (Worin?) „Wilhelm muß von Natalien scheiden und sogar auf den längern Genuß desselben Orts und desselben Gefährten verzichten" (Isola bella ausgenommen!); „Natalie denkt daheim des fernen Geliebten" (wie er mit der schönen Wittwe unter den Pinien wandert); „Lenardo hat auf einer langen Reise die Heimath, aber nicht das nußbraune Mädchen vergessen: dennoch darf er sie nicht aufsuchen, und als sie von Wilhelm gefunden worden, nach ihrem Wohnorte nicht fragen" (hat sie aber gefunden!). „Hilarie und die Baronin erscheinen, von ihren Gatten —

sey, zeitig Entsagen gelernt zu haben, obschon die Noth (wie wir an den französischen Emigranten gesehen haben) es auch dem, der es nicht gelernt hat, gar bald und meisterhaft zu lehren versteht. Daß es aber mit den Entsagungen der Entsagenden in den Wanderjahren nicht eben weit her ist, haben wir unsern Lesern bereits gezeigt.

man weiß nicht, wie?“ (werden's schon noch erfahren) — „getrennt, an den Ufern des freundlichen Sees“ (wo sie sich die Entsagung so angenehm als möglich machen), „und der Maler beklagt in demselben Augenblick, wo er sich seiner Liebe zu Hilarien bewußt wird, die schnelle Abfahrt der Geliebten“ (wird sie schon noch einholen), „und auch er tritt unter die Entsagenden; ja am Ende muß der Leser selbst inmitten dieser Räthsel ohne Auflösung, dieser Bruchstücke ohne vollendeten Schluß sich gestehen, daß auch er der ernsten Gesellschaft nicht fremd sey“ (leider!), „und wohl ihm, wenn er dann erkennt, daß es im Leben nicht anders und er um kein Haar besser daran sey, als der Held dieses Romans, auf den er vielleicht so eben mit stolzem Bedauern herabsah!“ (aber es ist ja, in Betreff der Lücken in den Wanderjahren, nicht Gott, sondern der Herr Geheime Rath von Göthe, der den Leser hier zum Entsagen nöthigt! Zieht denn dieser Lehrer der Resignation etwa seinen Rock, wenn ihm der Schneider bloß die Armlöcher hineingemacht hat, in dem Gedanken: „daß es im Leben nicht anders sey“ — ohne Aermel an? Warum hat er nicht auch dieser Recension der Wanderjahre entsagt?) „Und dieß führt uns auf einen neuen oder vielmehr sehr alten Vorwurf, dem der Dichter bei einer zahlreichen Klasse von Lesern kaum möchte entgehen können. Man wird es beklagen, daß Wilhelm so wenig handelt, daß Einiges mit ihm“ (z. B. das Barbieren) „und für ihn“ (von Seiten der schönen Wittwe in Betreff der „guten Bissen“), „aber so gar nichts durch ihn geschieht.“ (Nun, er richtet

doch einige Bestellungen aus.) „Allerdings findet sich die Passivität, die man dem Helden der Lehrjahre zum Vorwurfe gemacht hat, auch hier, wo möglich in noch stärkerem Maße, wieder, und Friedrich hat in sofern Recht, wenn er ihn, bei seinem Zusammentreffen mit ihm, noch vollkommen für denselben erkennt. Er ist, scheint es, um nicht viel klüger geworden“ (noch nicht?), „und selbst der kleine Bergknappe treibt sein loses Spiel mit ihm. Gebunden durch ein seltsam Gelübde, und geleitet von einem geheimnißvollen Bunde, dessen Zwecke und Mittel uns jedoch bald klarer (?) werden, wandert er unstät von Orte zu Orte, findet alte Freunde wieder und knüpft neue Verbindungen; immer aber wechselt er, fast ohne Ziel, und, wenigstens scheinbar dem Zufall preis gegeben, Ort und Gesellen, und zieht, während Alles um ihn wirket und schafft“ (was?), „allein ergeben“ (und wie!) „und thatlos durch die Welt. In den Lehrjahren will er doch etwas; hier aber nimmt er gelassen und ohne Widerspruch den schärfsten Tadel seines frühern Wollens dahin.“ (Das ist ja aber eben die rechte Höhe der Entsagung, der als der schönsten aller menschlichen Tugenden dieser Kunstrichter so sehr das Wort redet.) „Wer den Maßstab dieser oder jener Poetik hier anlegt, von dem der gemeinen Leserei gar nicht zu sprechen, mag freilich in dieser Beschränktheit des Helden Stoff genug zum Tadel finden; ihm möchten wir aber rathen, eher alles Andere“ (was für ein „alles Andere“ denn? Druck und Papier?), „als die Art und Kunst unsers Dichters zu meistern. Abgesehen davon, daß Wil-

helm, wenn er einst als Meister" (worin?) „wirken sollte, erst in sich aufnehmen mußte, wie er hier thut" (aber wie nimmt er auf?), „so sollten doch wohl Leser Göthe's in der langen Zeit ihres Umgangs mit ihm gelernt haben, daß es bei ihm nie (?) darauf angelegt sey, durch die glänzende Individualität eines Helden eine vorübergehende Theilnahme zu erwecken, sondern daß er von Werther bis zu Meister herab mit aller Kraft objectiver Anschauung die Welt abschildere." (Nun dann schildert er ja die Helden in der Welt wohl gefälligst mit?) „Daran schließt sich bequem eine andere Betrachtung. Wie in jedem organischen Theile der Welt" (welche ist die unorganische Welt?) „der Organismus des Ganzen, der Mikrokosmus, uns entgegentritt, so wird uns auch hier gleich im Anfang das Wesen des Ganzen, dessen Vollendung noch zu erwarten steht, kunstreich vorgebildet." (Wo?) „Und wie, um im Bilde zu bleiben" (da bleibt sich's, wenn man nicht beweisen kann, freilich am besten); „die Stimmen des Weltgeistes, die Propheten aller Zeiten" (das sind die Stimmen des Weltgeistes?) „uns die flüchtigen Erscheinungen in Worten" (ja wohl in Worten!) „ausdeuten, so webt sich auch hier durch die Reihe merkwürdiger Begegnisse, an der wir betrachtend vorübergehen, gar bedeutsam" (wo?) „der goldene Faden des prophetischen Wortes" (was für ein Wort in den Wanderjahren ist das?), „so daß es Thorheit wäre, das Eine von dem Andern trennen" (gewiß, denn dafür hat ja der Dichter schon gesorgt); „und dieses oder jenes in solcher Geschieden-

heit betrachten zu wollen. Wer, verführt durch einen wesentlichen Bestandtheil des Werks, die Erzählung für nichts, als ein leidiges Vehikel pädagogischer Wahrheiten nehmen wollte, würde eben so sehr irren, als wer in den letzten nur eine mäßige Zuthat sähe und am Ende wohl auch in einem andern weitern Gebiete vor lauter Geschichte den Geist derselben überhörte." (Sonach hätte Göthe sich es mit den Wanderjahren noch viel bequemer machen dürfen. Er brauchte uns nur die Ueberschriften der einzelnen Capitel, ja bloß das Titelblatt der Wanderjahre, allenfalls mit einem gleich daran geschossenen Buche weißen Papiers (zur Bequemlichkeit der Leser), zu geben; die Göthlichen würden das Uebrige schon hinzugefügt haben.) „Und hier wäre der Ort" (freilich!), über die in dem pädagogischen Ländchen ausgesponnene Erziehungsidee, die von den Meisten vermuthlich mit dem wohlfeilen Einwurfe der Unausführbarkeit zurückgewiesen werden wird, unsere Ansicht mitzutheilen. Wir bekennen jedoch gern, daß wir das, was wir darüber zu sagen hätten, noch für zu unreif halten, um damit schon jetzt hervorzutreten." (Schade!) „Nur so viel: Es wäre lächerlich, zu glauben, der Dichter habe es für möglich gehalten, daß eine Erziehungsanstalt, wie die dort beschriebene, jemals in die Wirklichkeit treten, daß eine so in sich abgeschlossene Bildung mitten im bewegten Leben gedeihen könne; nennt er doch selbst die merkwürdige Provinz ein pädagogisches Utopien; aber was ihm als das Höchste in aller Menschenerziehung erschienen war, stand klar (?) vor seiner Seele; und so ent-

wickelte sich in ihm mit derselben bestimmtesten und vollsten Klarheit (??) das System eines erziehenden Unterrichts" (das er aber doch eben darum als Muster aufstellt), „von dessen Richtigkeit oder Ausführbarkeit hier weiter nicht die Rede seyn kann" (auch nicht einmal von der — Richtigkeit? Ei, wie so denn?), „welches aber so innig mit den leitenden Ideen des Ganzen" (und folglich auch mit der Richtigkeit dieser Ideen) „zusammenhängt, daß, gesetzt auch, der bei Darstellung desselben gemachte Aufwand von Mitteln stünde nicht ganz im Verhältnisse zu dem Zwecke, dennoch erst mit ihm eine wesentliche Lücke ausgefüllt scheint" (mit dem System der pädagogischen Provinz?). „Keinen, der die Lehrjahre mit Bedacht gelesen hat und sich dessen erinnert, was dort über Erziehung beiläufig aus des Dichters oder seiner Freunde Munde beigebracht wird, kann die hier gleichsam in das Leben" (als Fabel) „eingeführte Idee befremden. Nur unsere zweideutige, zerstreute Erziehung, sagt dort der Abbé, macht die Menschen ungewiß, erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben, und, anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen." (Geschieht denn das aber in der pädagogischen Provinz nicht auch?) „Dem wollen die Erzieher begegnen, indem sie durch Absonderung die zerstreute Kraft sammeln und auf Einen Punkt des Lernens richten, *) und vollkommen stimmt

*) Dieß sprach schon Schiller in seinem trefflichen Klei-

damit überein, was in den Wanderjahren Jarno Meistern auf dessen Frage, wo er den besten Unterricht für Felix finde, zur Antwort giebt: Vollkommene Lehre trifft Du nur da, wo die Sache zu Hause ist, die Du lernen willst." (Manche Sachen, z. B. die Wissenschaften, sind in der pädagogischen Provinz doch gar nicht zu Hause.) „Den besten Unterricht zieht man aus vollständiger Umgebung. — Wenn nun von Tausenden der Leser nur Hunderte aus dieser Darstellung die Ueberzeugung, daß jeder Unterricht ein rechtes Ganze seyn müsse" (eine bekannte Sache), „zu einem recht gründlichen Haß gegen das seichte Halbwissen unserer Tage schöpfen" (deshalb brauchen sie aber nicht erst die Wanderjahre zu lesen), „so ist genug gewonnen, und ein großer, vielleicht der größte Theil, dessen erreicht, was der Verf. erreichen wollte." (Was?) „Wir verlassen diesen Gegenstand mit der festen Ueberzeugung, die Fortsetzung des Werks, der wir mit Sehnsucht" (schon seit Jahr und Tag!) „entgegen sehen, werde was hier noch dunkel und bedenklich, vollständig aufklären und heben." (Oben heißt es aber doch, daß schon Alles klar sey!) „Es kam uns zunächst darauf an, auf den Zusammenhang

nen Lehrgedicht „Breite und Tiefe" in den vier kurzen Versen aus:

„Wer etwas Treffliches heißen will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft."

Aber thun denn das die linguistisch-poetisch-musikalischen Fohlenhüter und Handwerker in der pädagogischen Provinz?

eines wesentlichen Abschnittes der Wanderjahre mit dem früheren Werke hinzuweisen. —"

„Wie hier der Theil, so knüpft sich auch das Ganze bedeutungsvoll (?) an seinen Vorläufer an. Wenn wir in den Lehrjahren, wie Jünglinge mit Jünglingen" (es sind doch auch Alte darunter, z. B. der polternde), „im muntern Kreise wechselnder, bald mehr bald weniger bedeutender Erscheinungen, unter Ernst und Scherz, Schein und Wirklichkeit uns umtrieben, so begrüßen wir jetzt, mit dem Helden zu Männern gereift, *) eine Welt voll bestimmter Thätigkeit" (welche?); „an die Stelle jugendlichen Leichtsinns ist ein männliches auf große Lebenszwecke" (welche?) „gerichtetes Streben getreten" (nur der Held ist nicht klüger geworden); „und wer noch lebt von den alten Bekannten, befindet sich, um des Dichters eigne Worte zu brauchen, nicht bloß wohl, sondern besser als vorher, weil er in voller, entschiedener Thätigkeit" (welcher?), „jeder in seiner Art, gestellt zu vielen Mitwirkenden, an das edelste Ziel" (welches?) „hinstrebt. Nur aus diesem Gesichtspunkte können wir uns auch die harten Beschuldigungen erklären, (?) womit hier der Dichter Egmont's und der Iphigenie unter allen Künsten die einzige dramatische und sein eignes Streben, so fern es ihr gegolten, angreift. Das Drama, heißt es (S. 322), setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel

*) Ein feines Compliment für die Leser, die mit einem Helden, der, wie es früher heißt, um nichts klüger geworden ist, zu Männern gereift (!) seyn sollen. Wilhelm soll ja erst noch „in sich aufnehmen." S. S. 299.

voraus. Die dramatische Kunst bedient sich der übrigen, aber verdirbt sie. —“ (Vergl. S. 105.)

„Die sämmtlichen Künste kommen mir vor wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirthschaft geneigt wären, eines aber, leicht gesinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu verzehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Falle: es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch Handwerk, noch als Liebhaberei verläugnen kann. — Haben wir diese veränderte Ansicht aus dem gegebenen Gesichtspunkte uns verständlich gemacht“ (wo? wie?), „so wollen wir doch nicht in Abrede stellen, daß, die Art des Ausdrucks in einzelnen bittern Erfahrungen der letzten Zeit ihren Grund haben könne, und in sofern hat das Bekenntniß des Dichters uns tief gerührt.“

„Dabei gedenken wir einer Rührung anderer Art, ähnlich jener, die wir empfanden, wenn wir nach jahrelanger Trennung uns des Wiedersehens alter Jugendgenossen freuten, an denen wir mit mehr oder weniger Mühe die lieben Züge zusammenlasen, bis das wohlbekannte Bild des theuern Freundes herausgefunden war. Andere sprachen auch wohl nur im Vorübergehen auf Augenblicke ein und trösteten uns beim Scheiden mit der Hoffnung künftigen Wiedersehens. Fast Gleiches widerfuhr uns mit den lieben Bekannten aus den Lehrjahren, von denen wir diesen und jenen mehr oder weniger verändert wiederfanden.“ (Lothario, der Abbé, Werner u. a. werden doch bloß ein einziges Mal, im Vorübergehn, — genannt.) „Wilhelm ist empfänglich und leitbar wie sonst“ (aber nicht viel

viel klüger). „Von Natalien, die uns zu Ende der Lehrjahre so lieb geworden, vernehmen wir leider so gut wie nichts; nur Einmal winkt sie aus dem Nebel“ (aus dem winkt hier so ziemlich Alles!) „der Ferne herüber, daß uns fast bange wird, es sei ihr Geist, der nun von oben herab das Schicksal unsers Freundes lenke, wie sie selber hier sein Schutzgeist und Engel gewesen. Jarno, den wir in den Bergen wiederfinden, zieht, verständig wie ehedem, seinen Steinen“ (und den Festen in der pädagogischen Provinz) „nach, und verschwindet, ohne daß wir seine Abwesenheit sonderlich inne werden. Er dient Wilhelmen zum Wegweiser nach dem pädagogischen Ländchen, und wir dürfen hoffen, ihn einmal mit einer artigen Sammlung von Steinen wieder zu sehen.“ (Welche schöne Hoffnung!) „Der Abbé und Lothario gehen vorüber, und wir errathen ihre Verbindung mit den geheimen Obern. Die“ (anfänglich) „unsichtbaren Lehrherren treten aus ihrem Dunkel bedeutsam hervor. Von dem Marchese sehen wir nichts als seinen Palast. Der wunderliche Friedrich, der auf Einmal in dem Bunde der Wanderer auftaucht, zeigt uns ein Bild jener innerlich durch und durch gesunden und kräftigen Menschen, die, verzogen, wie sie sind, so lange sie noch jung und einsam stehen, sich aller Welt lieb und lästig zugleich machen, die aber, wenn sie nur einmal ein Weib gefunden“ (hier eine — Philine!) „und ein halbes Dutzend Kinder erzeugt haben, ganz vernünftig werden, daß sie mit ihrem Reden und Thun die Vernunft selbst beschämen.“ (Hat Recensent etwa

auch ein halbes Dutzend Kinder erzeugt? Die Vernunft beschämt er genug!) „Mitten durch dieses Kommen und Gehen der Lebendigen zieht sich das Andenken an eine liebe Todte. Wir sehen Mignon noch einmal im Bilde unter den Zigeunern, folgen unserm Freunde nach der Heimath des wunderbaren Mädchens, lagern uns mit ihm“ — (und der schönen Wittwe!) — „unter Cypressen, sehen den Lorbeer aufsteigen, den Granatapfel sich röthen, Orangen und Citronen in Blüthen sich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunkeln Laube hervorglühen, und, wie eine Stimme aus unsern eignen Träumen, rauscht Mignon's sehnsüchtiges Lied aus Blättern und Blüthen uns grüßend entgegen.“ (Als aber die schöne Wittwe abgesegelt war, „da war das Paradies für Wilhelmen wie durch einen Zauberschlag zur völligen Wüste gewandelt“ u. s. w.)

„An die alten schließen sich neue Freunde willkommen an; und wie unter verständigen Leuten wohl gern der Einführung des fremden Gastes eine kurze Schilderung seiner Lebensverhältnisse vorausgeschickt wird, so sehen wir auch hier den Eintritt jedes (?) bedeutenden Ankömmlings“ (z. B. des Barbiers) „durch eine novellenartige Erzählung auf das anmuthigste vorbereitet. Das nußbraune Mädchen macht uns neben einem Kreise höchst interessanter (?) Frauen mit Lenardo bekannt, und läßt uns eine seltsame Natur in Nachodinen ahnen; der Mann von funfzig Jahren erfreut nicht bloß durch den mit köstlicher Ironie durchgeführten kosmetischen Verjüngungsprozeß des alten

Junggesellen,*) sondern führt uns auch in Hilarien und der Baronin zwei neue liebenswürdige Freundinnen entgegen. Beide Erzählungen hängen sonach durch zahlreiche Fäden" (welche?) „mit dem Ganzen zusammen. Als eigentliche Episoden können nur das Mährchen des Rothmantels: die neue Melusine und die reizende Novelle: Wo steckt" („stickt") „der Verräther, gelten; doch fehlt es auch ihnen nicht" (wo?) „an Beziehung zum Ganzen. In dem Mährchen ist auch ein Wandern, das in seiner Abentheuerlichkeit und Abhängigkeit von dunkeln Mächten einen guten Gegensatz zu dem besonnenen und, bei allem Scheine der Willkühr, dennoch höchst absichtvollen (?) Umherziehen der Andern bildet, und die Novelle glauben wir nicht unrecht zu verstehen, wenn wir in Lucidor und Lucinde die ruhige Stetigkeit in Verfolgung eines ernsten Zwecks, in Antoni aber, der Meere durchschifft und Länder gesehn" (auch: ohne eben „viel klüger geworden zu seyn"), „und in der neckischen, unsteten, länderkundigen Julie die Sehnsucht nach dem Fernen, die Wanderlust selbst versinnbildet finden." (Sie bleibt doch zu Hause.) „Wir finden hier im Kleinen denselben (?) Gegensatz wieder, in welchem das pädagogische Ländchen mit seinen stehenden Formen und die wunderliche Gesellschaft der Wanderer im Großen einander gegenüber gestellt sind.

*) Dem aber doch Kotzebue's alter Klingsberg, und das allerliebste französische Lustspiel; „Le ci-devant jeune homme," den Potier so unnachahmlich darstellt, längst vorangegangen sind.

Nicht ohne Bedeutung“ (welche?) „reiht sich hier die Rede Lenardo's an, der wir jedoch entweder gutmüthigere Leser als wir, oder einen gedrängteren Vortrag wünschen möchten. Der wohlmeinende Redner macht doch gar viele Worte um Weniges“ (nur eben noch wurde doch die Idee des wandernden Bandes als ein sehr Vieles gepriesen); „denn am Ende läuft das seitenlange Ganze auf folgende, nicht eben tief geschöpfte, Sätze hinaus: die höchsten menschlichen Güter bestehen im Beweglichen und in dem, was durch das bewegliche Leben gewonnen wird. Unermeßliche Räume der Thätigkeit stehen uns offen. Wo ich nütze, ist mein Vaterland. Daher in allen Ständen die Neigung zum Wandern, geschähe es auch nur, wie bei dem Lehrstande, von Katheder zu Katheder, oder, wie bei dem Landwirth, von einem Acker zum andern. Aber die Zeit ist vorüber, wo man abentheuerlich in die weite Welt rannte“ (wie Wilhelm Meister!). „Zur vollkommenen Einsicht, deren der Reisende bedarf, kann der Einzelne nicht gelangen. Was der Mensch ergreife, der Einzelne ist sich selbst nicht hinreichend; Gesellschaft bleibt eines wahren Mannes höchstes Bedürfniß. Darum die Gesellschaft der Wanderer.“ (Vergl. Seite 33 — 37 dieser Schrift.) — „Wir gestehen, daß hier der Ort war, wo wir uns des Gedankens an ein Altwerden auch der genialen Kraft nicht erwehren konnten“ (wir auch nicht; nur auch an verschiedenen andern Orten noch); „und wenn wir in dem durchaus ernsten Vortrage von den wandernden Diplomaten lesen: „nicht minder beweglich sehen wir jene Geschäftsmänner, die die ganze be-

wohnte Welt mit unsichtbaren Fäden überkreuzen, von Hofe zu Hofe ziehen, weshalb sie auch jederzeit einen großen Vorrath von Abschiedskarten mit sich führen," so gemahnten uns — der verehrungswürdige Dichter verzeihe nur den Ausdruck" (das kann er ja wohl, um der andern Ausdrücke willen) — „die letzten Worte wie das lächerliche Glossem eines Abschreibers alter Handschriften, das eine spätere ungeschickte Hand in den Text aufgenommen." (Uns gemahnt das Ganze wie eine Abschiedskarte des Dichters selbst.) „Gern möchten wir, wenn es dessen bedürfte, den kleinen Tadel auf der Stelle wieder gut machen" (gar zu gütig!) „durch Hinweisung auf die meisterliche Seelenmalerei, die auch hier, vorzüglich in Schilderung weiblicher Charaktere, Ungemeines geleistet, wobei wir nur an die pilgernde Thörin, an Hersilien mit ihrem schalkhaften Uebermuthe, und an die dunkel gehaltene Nachodine erinnern" (wenn wir nur erst wüßten, was an allen Dreien eigentlich ist); „wir möchten auf die neuen Proben von des Verfassers Talent, Bilder in Worten" (in den Wanderjahren? ja wohl in Worten!) „zu malen (wie S. 263 und 280) aufmerksam machen; wir möchten von den goldenen Sprüchen, die durch das Buch zerstreut sind, einige als Vorschmack oder zur Erinnerung ausheben. Aber fleißige Leser Göthe's wissen das Alles im voraus," (was in den Wanderjahren steht?) „und lesen es lieber und besser im Buche selbst. Eben so wenig wird es der Erinnerung bedürfen, daß wir auch, was die Darstellung im Allgemeinen betrifft, der alten Meisterschaft begegnen. Dieselbe leise Allmählichkeit,

welche nichts überstürzt“ (bis auf das Stürzen über die Klüfte, wo „Rückhalt einem solchen Büchlein ziemt“ u. s. w.); „eben die Ruhe der besonnenen Künstlerhand, die Faden an Faden reihet (?) und knüpft“ (wo die Fascikel sie nicht im Stich lassen), „daß wir das reiche Gewebe vor unsern Augen entstehen sehen; dieselbe Klarheit, (?) die wie ein heiteres Morgenlicht selbst das Dunkel des Geheimnisses überspinnt; *) eben jene zierliche Fülle, deren Reichthum nie übersättigt, jene Einfalt voll Bedeutung“ (und Bedeutung voll Einfalt), „jener gefällige Zauber einer wechselvollen und doch höchst ungesuchten Sprache, in denen wir längst die Elemente der Göthe'schen Prosa kennen, erfreuen auch hier, und ziehen mit leiser und doch unwiderstehlicher Gewalt den Leser mit sich fort.“

„Noch ist das Buch nicht vollendet,“ (Nein!) „und wir müssen erwarten, was der jugendlich heitre“ (doch aber auch an „das Altwerden selbst der genialen Kraft“ erinnernde) „Greis, aus dem Schatze seiner Sammlungen und aus der Fülle seines rastlos thätigen Geistes uns ferner“ (an Romanen, oder „Redactionen seiner Fascikel?“) „zu bieten für gut hält. Aber nahe liegen die Fragen: Wird Wilhelm“ (endlich „klüger werden?“) „aus dem Gewirr der äußern Erscheinungen einst den Weg zurück finden zu seinem Innern?“ (Früher meinte Recensent doch, daß Wilhelm mit seinem Innern längst aufs Reine sey.)

*) Eine „Klarheit, die das Dunkel überspinnt“!! (!!) Im Clair-obscur sucht dieser Kunstrichter seines Gleichen!

„Wird der Zwiespalt, von dem er noch nicht ganz zur Ruhe gekommen ist, zu einem endlichen Frieden gedeihen? Wird auch für ihn aus der Entsagung“ (und dem Nichtsthun) „Glaube, Liebe und Hoffnung *) emporblühen? Erst dann würden die Einleitungskapitel wahrhaft vorbedeutend seyn“ (nach der frühern Bemerkung sind sie es schon!), „und das Werk würde jene ihm vor Jahren“ (von Fr. Schlegel) „prophezeihte Höhe erreicht haben, (?) auf der die Kunst eine Wissenschaft und das Leben eine Kunst ist.“ **)

*) An allen Dreien fehlt es ihm doch jetzt schon nicht. Was glaubt, liebt und hofft unser Wilhelm Meister nicht Alles? Und was hat er nicht schon geglaubt, geliebt und gehofft?

**) Worin besteht denn nun aber die Kunst des Lebens? Für Alle wie für den Einzelnen? Und durch welchen „endlichen Frieden“ soll denn Wilhelm auf diese Höhe gelangen? Das läßt der Ungenannte ungenannt. Und vor Allem: wie steht es nun um die Lösung des Problems von Göthe's Leben, im litterarischen Conversationsblatt? Aber diese Frage werden sich unsere Leser zweifelsohne schon selbst beantwortet, und: daß wir durch diesen Ungenannten eben so wenig als durch Hrn. Varnhagen von Ense, hinsichtlich der Tendenz der Wanderjahre, klüger geworden sind, gesagt haben. Vernehmen wir daher nun auch noch den „wie es dem Erzieher wohl geziemt, ernst und gründlich, Plato's und Göthe's Pädagogik gegen einander stellenden“ ordentlichen Professor der Philosophie (!) und des Breslauer pädagogischen Seminar's wie Gymnasiums Director, Hrn. Kayßler!

3. „Fragment aus Platon's und Göthe's Pädagogik;

von D. A. B. Kayßler, *)

P. O. Professor der Philosophie, Director des Königl. pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen und des Königl. Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau."

Breslau bei Barth und Comp. 1821. 4o S. 8.

„Die Wichtigkeit der Erziehung wird besonders in Zeiten fühlbar, da neue Lebens-Ansichten ins Leben treten und neue Verhältnisse des Lebens sich bilden wollen; aber es werden dann auch die großen Schwierigkeiten dieser Kunst und der Mangel eines gründlichen Wissens darüber fühlbarer, und die Sorge um diese Angelegenheit wird dann auch in Solchen laut, welche sie sonst gern Andern überließen. So hören wir in unserer Zeit von allen (?) Seiten, theils Klagen über die falsche Richtung der Erziehung, theils Anpreisungen veralteter Methoden, theils Vorschläge zu neuen Einrichtungen des Schul- und Erziehungs-

*) Wir theilen aus dieser „Einladungs-Schrift zur Prüfung (!) der Schüler des Königl. Friedrichs-Gymnasiums zu Breslau" unsern Lesern, außer dem Eingange, bloß die hieher gehörigen, auf die Wanderjahre bezüglichen Stellen, zur Prüfung dieses Directors des genannten Gymnasiums, mit; vollkommen überzeugt, daß sie hieran — genug haben werden. Zudem gehört dieser Autor, wie Meusel selbst, jetzt schon zum verstorbenen gelehrten Deutschland, und ihm schadet weder der Irrthum noch das Irren mehr.

wesens; doch nur in Wenigem von dem Vielen läßt sich eine tiefere und freie, etwas Höheres als ein augenblickliches Heilmittel beabsichtigende Erwägung des Gegenstandes entdecken, und unter diesem Wenigen verdient wohl das eine Auszeichnung, was unser Göthe, in seinem neuesten Roman, über die Erziehung aufgestellt hat."

„Ob dieses Buch, welches das menschliche Leben" (doch wohl nur das der Personen in den Wanderjahren!) „unter den Gesichtspunkt der Wanderung und Entsagung stellt" (ob dieser Gesichtspunkt ein richtiger ist, läßt dieser Philosoph ungefragt), „ein Gemälde der Kulturgeschichte des Menschengeschlechts geben werde,*) und ob die pädagogische Provinz den Grundriß dieses Gemäldes in einen Rahmen gefaßt, dem Leser stets gegenwärtig erhalten solle" (die pädagogische Provinz ein Grundriß der Kulturgeschichte!!), „das mag uns das Buch selbst in seiner Folge sagen; denn Andeutungen dieses großen Problems können auch absichtlos darinnen enthalten seyn" (wo?), „indem die Gebilde einer tiefen und reichen Individualität immer

*) Eine Kulturgeschichte der Menschheit? Aus dem Gesichtspunkt der Wanderung und Entsagung? — die würde besonders sehr — vollständig ausfallen. Die Hauptacteurs darin müßten Nomaden und Märtyrer seyn. Schade nur, daß jene nicht zu entsagen, diese nicht zu wandern pflegen (insonderheit der heilige Simeon Stylites!), beide aber zur Kultur der Menschheit eben nicht sonderlich mitgewirkt haben. Wie käme aber der Roman dazu, eine Geschichte der Menschheit zu seyn? Und zumal dieser!

zugleich das Allgemeine von einer Seite darstellen. Dieses scheint aber absichtliche Bedeutung der pädagogischen Provinz zu seyn, daß die wahre, naturgemäße Erziehung des Menschen weder von der Familie, noch von der Schule, noch vom Staate zu erwarten sey, sondern daß vielmehr Staat, Schule und Familie einem höheren geistigen und freien Verein der vernünftigen Menschheit" (dieser Verein soll ja aber eben der Staat seyn!) „sich fügen müssen, wenn eine den verschiedenen wesentlichen Anlagen der menschlichen Natur entsprechende Erziehung realisirt werden soll."

„Dieser höhere Verein ist die unsichtbare Kirche,*) als deren Mitglied sich jeder fühlt, der die Macht des durch vernünftiges Denken freien Geistes ahnet und an die Weltregierung des ewigen Geistes glaubt." (Die Mitglieder hätten wir sonach, aber wo ist der Verein, wenn nicht eben in der Idee des Staates?) „Die Idee, die unsichtbare Kirche in einem äußern sichtbaren Verein abzubilden, ist wohl eines philosophischen (?) Dichters würdig, so wie anderer Seits nur ein dichterischer Philosoph" (nur ein solcher, oder ein Narr, wird auch auf die „Idee" dieser „sichtbaren unsichtbaren Kirche" falls diese etwas anders als der Staat seyn soll, kommen können. Der wirklich philosophische Dichter läßt es bleiben, eben weil er ein philosophischer

*) So wird bekanntlich die Gesellschaft aller mit Gott vereinigten Personen genannt. Wie in aller Welt soll diese nun der höhere Verein seyn können, dem sich Staat, Schule und Familie fügen müssen?

ist;) „das Gemälde so ausführen kann, daß das im Leben als ein zufälliges Erscheinende in seiner innern Nothwendigkeit erkannt werden kann, dagegen die durch die Gewohnheit befestigte Willkühr und das gedankenlose Treiben des Lebens als das erscheinen, was sie sind.“ (Zur Verbreitung dieser Lehre bedarf es weder der Idee noch eines Gemäldes von einer sichtbaren unsichtbaren Kirche. Daß „das im Leben als ein zufälliges Erscheinende in seiner innern Nothwendigkeit erkannt werden müsse,“ wird ja schon in unseren nicht unsichtbaren Kirchen und von sichtbaren Philosophen und Religionslehrern gelehrt.) „Daher (?) erinnert Göthe's pädagogische Provinz leicht (?) an Platon's Republik.“

„— So wird die Religion, auf welchen Gegenstand wir uns hier beschränken“ (Wie so? Macht denn die Religion allein die Bildung aus?), „von Platon und Göthe als das erste Erziehungsmittel empfohlen“ (aber doch nicht als das Einzige? Sonst würden die Zöglinge nur zu Pfaffen und Schwärmern werden), „und von beiden als Ehrfurcht“ (d. h. religiöse; also die Religion als Religion) „bezeichnet; allein wie verschieden fassen sie die Bedeutung dieses

*) Staat, Schule und Kirche sollen nie neben einander, sondern der Staat, der eben als der höhere Verein der vernünftigen Menschheit zur Beförderung des Menschenwohls, allein gedacht werden kann, soll durch die Schule und Kirche (die kein Staat im Staate seyn soll) das Wohl der geistigen, sittlichen und religiösen Bildung der Menschen bewirken. Auf den Begriff des Staats also, und nicht einer unsichtbaren Kirche, kommt es hier an!

Wortes, und wie verschieden würde die Anwendung dieses Erziehungsmittels im Sinne Göthe's von der des Platonischen Begriffs ausfallen; ja die Verschiedenheit ist so groß, daß zwei Richtungen der Erziehung daraus hervorgehen, welche an ihrem Ziele gefaßt, entgegengesetzte Resultate geben. In der Platonischen Richtung wird der Mensch in die Religion hinein, in der Götheschen der Mensch aus der Religion herausgebildet." (Heraus? Die Ehrfurcht soll ihm ja erst angebildet werden!) „Dieser Ausspruch macht eine Erläuterung nöthig, in welche wir bequem (?) Alles (?) werden aufnehmen können, was die Absicht dieser (6) Blätter noch erfordert und der" (nicht bequeme) „Raum erlaubt."

„Der Mensch wird in die Religion hinein gebildet, wenn er über die Erde, die er mit seinen Füßen tritt, die ihn aber beherrschen will, hinaus zu dem, was über ihm ist, geleitet wird, um dort seinen Anknüpfungspunkt zu finden; und der Mensch wird aus der Religion herausgebildet, wenn er von dem, was oben ist, durch die Erde, deren Schmerzenskind er ist, auf sich selbst geführt wird, um in sich selbst den Schwerpunkt seines Lebens zu finden." *)

*) Das Alles ist so viel als Nichts gesagt. Denn sonach kann der Mensch weder bloß in die Religion hinein, noch bloß aus der Religion heraus, sondern nur: aus der Religion heraus (d. h. aus seiner Anlage dazu) in die Religion hinein gebildet werden, eben weil er von dem, was unter ihm ist, zu dem, was oben ist, und von diesem wieder zu dem, was unter ihm ist, geleitet wird. Aber was ist denn überall, in Bezug auf Gott, — Oben und Unten?

„Die Quelle der Religion, wird diese in der ersten Richtung gefaßt, ist psychologisch. Der Mensch findet sich als ein von irdischen Verhältnissen vielfältig abhängiges Wesen, aber zugleich in der Beziehung auf ein von allen äußeren Verhältnissen unabhängiges freies Daseyn, welches alle Bestimmungen aus sich selbst nimmt. Dieses Daseyn ist ihm das überirdische, himmlische, göttliche, die ihm angeborene Idee der Gottheit verkündiget sich ihm; und läßt er diese Beziehung in sich vorwalten, strebt er, von den irdischen Verhältnissen in sich selbst immer unabhängiger zu werden, und läßt die Selbstsucht, welche ihn vom Himmel losreißen und mit der Erde einen Vertrag für das zeitige Leben schließen will, nicht aufkommen, so ist er ein religiöser“ (doch, nach Hrn. K., nur ein, von unten nach oben zu, religiöser), „ein sittlicher, ein wahrer Mensch, der zwar nicht absolut frei ist, wie Gott, aber stets freier wird, und dessen Freiheit nicht bloß gedacht und eingebildet, sondern reel, in der Gesinnung, im Handeln und Leben sich bewährt. Dieses ist die Religion nach dem inneren Gemeinsinn, oder nach der Vernunft als Gemeingut aller Menschen.“

„Die Quelle der in der andern Richtung gefaßten Religion ist kosmisch“ (wie steht denn der Begriff der kosmischen Quelle der Religion dem der psychologischen Quelle entgegen?); „sie entspringt aus der Betrachtung der Welt, ihrer Entstehung und Stufenbildung“ (und woraus entspringt denn diese Betrachtung?); „und schon daraus folgt, daß sie nicht die Religion des natürlichen (sic!) Menschen seyn könne, sondern, was sie auch in größerer

Nähe betrachtet seyn mag, das Eigenthum des zur freien Kunst des Denkens erhobenen und das abstracte Allgemeine erkennenden Geistes sey." (Und ein solcher Geist ist also kein natürlicher Mensch?). „Das kosmische Prinzip kann historisch geglaubt, oder metaphysisch begriffen, oder mythisch angeschauet werden. *) Wenn die Schrift sagt: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, so wird eine Thatsache ausgesprochen, die in keinem Zusammenhange steht, weder mit früheren noch mit späteren, (?) die also nicht nach ihrer Möglichkeit begriffen, sondern nur schlechthin geglaubt werden kann. Dem natürlichen Menschen ist indessen der Glaube genug; — daß aber der natürliche Mensch zugleich der weiseste" (also doch auch „ein zur freien Kunst des Denkens erhobener Geist") „seyn kann, ohne des metaphysischen Begriffs oder der mythischen Anschauung des kosmischen Prinzips zu bedürfen, das beweiset der Xenophontische und Platonische Sokrates, der die kosmischen Mythendichter, so wie die Metaphysiker, auf die höheren Bedürfnisse der Menschheit hinwies." (Was ist denn nun der unnatürliche Mensch eigentlich für einer?) „Wenn nun von Göthe zu erwarten war, daß den Bedürfnissen und Forderungen seines Geistes nur eine kosmische Ansicht" (das ist etwas Anderes; vorher war von der Quelle die Rede) „der Religion sich bequemen, und daß ihn

*) Ein historisches Glauben, ein metaphysisches Begreifen und ein mythisches Anschauen, läuft, was das — Erkennen betrifft, so ziemlich auf Eins hinaus.

weder die metaphysische noch die altgläubige Sokratische ansprechen dürfte: so hätten wir, nach dem oben gezogenen Kreise der Vorstellungen, unsere Erwägung auf die Frage zu stellen, wie sich in ihm die mythische Ansicht der Welt durch Christenthum und Philosophie in Beziehung auf die mythische Grundlage sich gestaltet habe, wenn wir ein Buch über Göthe's höchste Bestrebungen schreiben wollten. Wir beschränken uns also auf seine eigenen, in der pädagogischen Provinz gegebenen Erklärungen, nichts Höheres anstrebend, als daß einige von den zu gebenden Andeutungen kundigeren Lesern nicht ganz verfehlt zu seyn scheinen mögen, was schon von Werth seyn würde, da die von der Dreiheit des mystischen Obern, wie vom delphischen Dreifuß verkündigten Aussprüche, keineswegeS in sich selbst so begränzt sind, daß sie nicht verschiedene Arten und Stufen der Erkenntniß zulassen sollten." (Gewiß! Aber doch nur weil jene mystischen Aussprüche eben so sehr begränzt, ja recht eigentlich bornirte sind.) „Wie die Natur überall einfach ist, und in ihrem Einfachsten ihr Allgemeinstes offenbart, so besteht Göthe's eigenthümliche Denk- und Sprachkunst darin, daß er für den tiefsten und allgemeinsten Gegenstand das einfachste Denk- und Sprachbild zu finden, und es so aufzustellen weiß, daß der Gegenstand schon dem ersten Blick anschaulich und überschaulich und bei wiederholter Betrachtung des Bildes in allen seinen Beziehungen klar wird." (Auch das Mysterium der Dreieinigkeit?) „Einen andern Charakter haben seine philosophischen Reflexionen" (gehören denn die nicht

zu seiner „eigenthümlichen Denkkunst?) die oft nur als Cometen *) ausgeworfen werden, um sich selbst ihre Bahn zu suchen. So gäbe das Bild, in welchem sich Göthe seine drei Weltreligionen versinnlicht hat, eine artige Titelvignette“ (z. B. die Abbildung der drei Ehrfurchtsgebehrden!) „zu einem Kinder-almanach“ (für große Kinder!); „und doch wie Inhalt-schwer ist dieser leichte, fast komische Anlauf. Da nicht alle Leser das Buch zur Hand haben dürften, *) so schreiben wir die erste Scene der pädagogischen Provinz hier ab.“

„Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannigfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehen gab; eben war er im Begriff, seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wundersamere Bemerkung sich ihm aufthat: alle Kinder, sie mochten beschäftiget seyn wie sie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten sich, mit besonderen, aber verschiedenen Gebärden, gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgesetzten galt. Die jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten fröhlich gen Himmel; die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde; die Dritten stan-

*) An der Nebelhülle und auch dem nebelichten Schweif fehlt es ihnen allerdings nicht.

**) Das wäre schlimm! Da bliebe ihnen beim Lesen dieser Abhandlung bloß Herrn Kayßler's „mythisches Anschauen“ der Göthe'schen Pädagogik übrig.

standen strack und muthig; die Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anstatt daß jene vereinzelt blieben, wo man sie traf."

„Die ursprünglichsten Gefühle des Erdmenschen sind in diesem Bilde angedeutet." (Göthe läugnet ja aber ausdrücklich, daß die Ehrfurcht ein ursprüngliches Gefühl des Erdmenschen ist.) „Der aus dem Parabiese verstoßene Adam erhebt das Auge zum Himmel,*) der nicht, wie das Paradies, für ihn verschlossen ist, sondern freundlich auf ihn herabsieht und Hoffnung in sein Herz gießt. Frei" (doch nur als ein gezwungener Freiwilliger, eben des „Verstoßens" aus dem Paradiese wegen) „entsagt er jetzt dem Paradiese, gewiß, daß ihm im Himmel eine süßere Frucht reife" (ach, an diese Früchte hat er damals wohl noch nicht gedacht!) „und mit Dank" (für die Verstoßung aus dem Paradiese?) „und Hingebung wendet er seinen Blick vom Himmel zur Erde, die seiner Mühe und Arbeit harret, um ihm, dem sich selbst Ueberlassenen" (und vor Allem Hungrigen!) „zu geben, was er bedarf; während die Mutter der Lebendigen lächelnd (!) ihren Erstgebornen anblickt, vergessend des Fluches, (! der sie dem Manne unterwürfig machte, und den Schmerzen des Gebärens übergab, und ahnend, (!!) daß einst freie Erniedrigung und

*) Besser hätte er doch wohl gethan, seinen Blick zuerst auf die, ihm zunächst liegende, Erde zu werfen, um Schutz und Nahrung zu suchen. Wird's auch wohl gethan haben,

frei übernommener Schmerz“ (den übernimmt der Mensch nie frei!) „die Menschheit zu ihrer höchsten Würde und Seligkeit erheben werde.“ — (Da haben wir ja, ad vocem der pädagogischen Provinz, das ganze erste Kapitel aus Adam's und Eva's Lehr- und Wanderjahren zugleich; denn wegen der Wanderung aus dem Paradiese, fallen bei den Stammältern unsrer Aller, die Wanderjahre gleich in die Lehrjahre hinein. Daß aber Mutter Eva gleich so weit hinausgedacht hat, über die einstige und NB. durch freie Erniedrigung und frei übernommenen Schmerz erfolgen sollende Erhebung der Menschheit zu ihrer höchsten Würde, können wir doch auch: weder historisch glauben, noch metaphysisch begreifen, ja vernünftiger weise, nicht einmal mythisch anschauen. Die Weiber pflegen doch sonst immer zuerst das Nächste zu bedenken, wie viel mehr nicht, wenn sie, wie hier die Eva, so eben zur Mutterwürde gelangt sind.) — „Wollten wir das Bild in unserm Sinne vervollständigen, so würden wir in Christus die durchdringende Vereinigung des Himmels und der Erde, und in ihm zugleich das Vorbild der allgemeinen Wiedergeburt der Welt, welche der von ihm ausgegangene Geist bewirket, anzudeuten suchen.“ (Nun kommen gar Vorbilder, in Bildern, zu Bildern!) „Daß Göthe in das Bild einen andern Sinn legte, bedarf nicht der Erinnerung. Er läßt uns eine griechische“ (wo? doch nicht in der pädagogischen Provinz?) männliche, auf modernen“ (i. e. fabulösen) „Boden verpflanzte Jugend sehen; bestimmt, mit gegenseitiger Unterstützung und Anerkennung gleichen Werthes, den

die Freiheit giebt, das Leben muthig und kräftig durchzufechten.“ *)

„Um dieses zu vermögen, muß jeder in sich befestiget seyn in ruhiger Haltung der Pole seines Lebens; er soll es sich fröhlich bewußt seyn, daß die Blüthe seines Lebens im Himmel sich entfaltet, er soll seinem Ideale leben“ (das ist zum bloßen Vermögen des kräftigen Durchfechtens des Lebens eben so nöthig nicht); „er soll es aber auch nie vergessen, daß das Leben seine Wurzeln in die Erde treibt, und soll dieser lächelnd den schuldigen Tribut entrichten.“ (Den dem Verf. schuldigen Tribut des Lächelns werden ihm gewiß alle Leser, hier zumal, gern entrichten.) — „So etwa möchte ein Grieche“ (o ho!) „das Bild fassen; aber für die weitere Entwickelung der Menschheit hat das Bild eine tiefere Bedeutung.“ (Immer noch Bilder! Wenn's doch nur erst an die Beweise käme!) „Denn durch das Christenthum ist die Menschheit, nach Göthe's tiefblickender Bemerkung“ (sic!) „auf ein Extrem der Entwickelung hingerichtet worden; nur können wir uns nicht überzeugen, daß der positive Geist des Christenthums diese Wirkung hervorbringe, sondern

*) Die Möglichkeit, die wandernden Entsagenden in den Wanderjahren, auch noch wandernd „fechten“ zu sehen, haben wir, S. 144 und 145, selbst nicht bestritten; aber von einem „muthigen und kräftigen Durchfechten des Lebens“ ist in den Wanderjahren doch wohl eben so wenig, als, was zumal die Dressur zu den Ehrfurchtsgebehrden betrifft, in der pädagogischen Provinz von dem „Werthe, den die Freiheit giebt,“ die Rede.

vielmehr der durch ihn“ (dem positiven) „hervorgerufene negative Geist der nackten Selbstsucht“ (die pflegt nicht nackt zu gehen), „welcher die Stätte des Glaubens, welche die Ungläubigen der alten Welt nicht fanden, zur Brandstätte“ (in verbrannten Köpfen!) „macht, oder zum Alles verschlingenden Abgrund der endlichen Selbstheit. Nur schauend oder ahnend das Walten dieses negativen Geistes konnte Göthe seine drei Weisen des Westlandes den Ausspruch thun lassen: die Religion (Ehrfurcht) sey dem Menschen nicht angeboren, sondern müsse als ein höherer Sinn der Natur gegeben werden.*) Wo Vernunft ist“ (wie z. B. in dieser Abhandlung), „da ist auch Ehrfurcht; denn wo sie ist, ist sie als das Höhere über der Persönlichkeit, und selbst der personificirte negative Geist kann die Scheu vor der Vernunft nicht überwinden; wer wagt es aber zu behaupten, daß Vernunft selbst dem unvernünftigen Menschen nicht angeboren sey, da er doch nur als der Vernunft widerstrebend unvernünftig seyn kann.“ (Nun deshalb könnte ihm immer die Unvernunft auch angeboren seyn.) „Auch werden körperliche Gebärden dem Knaben die Ehrfurcht nicht anüben, sondern zur

*) Nun, so wissen wir doch nun wenigstens, wie Göthe zu dieser wunderlichen Behauptung gekommen ist, nämlich: „weil der positive Geist des Christenthums, den negativen der nackten Selbstsucht hervorgebracht hat, Göthe aber nur das Walten dieses negativen Geistes geschaut oder geahnet hat, der die Stätte des Glaubens zur Brandstätte, oder zum Alles verschlingenden Abgrund der endlichen Selbstheit macht!!“

Grimasse werden" (das hat seine Richtigkeit!), „wie ja selbst Göthe bei der Aufstellung seines pädagogischen Statistenchors den Scherz" (er meint's doch gar ernstlich!) „durchblicken läßt; und die Weisen, welche die Ehrfurcht überliefern sollen, würden selbst die für ihren Zweck erforderliche Ehrfurcht der Zöglinge nicht gewinnen können, wenn nicht die Idee des Ehrwürdigen und Heiligen, und mit ihr die heilige Scheu, diesen eingeboren wäre. Eine freie Ehrfurcht, die dem Menschen an- und eingebildet werden müsse, könnte nur die Ehrfurcht gegen sich selbst seyn" (die braucht ihm am Wenigsten erst eingebildet zu werden), weil er zugleich der Verehrende und Gegenstand der Verehrung seyn würde," — (dergleichen giebt es Viele!) — „ein Kunststück" (sic!) „dessen vollständiges Gelingen allerdings die Einrichtung einer transcendentalen" (was ist das für eine?) „pädagogischen Provinz, manches gemachte Geheimniß" („gemachter Geheimnisse" giebts in den Wanderjahren allerdings genug) „und eine geheime Verbrüderung erfordern würde, in welcher der Einzelne, das geheimnißvolle Ganze als sein besseres Selbst in sich tragend, zur Verehrung seiner selbst kommen könnte." (Das ist doch aber weder ein „Kunststück," noch bedarf es dazu „transcendentaler pädagogischer Provinzen, gemachter Geheimnisse und geheimer Verbrüderungen.) „Der Mensch soll seine Vernunft ehren und sich ihr unterwerfen,*) weil sie der Strahl der Gottheit ist,

*) Das würde heißen: er soll die Vernunft der Vernunft unterwerfen. Am bündigsten wäre es wohl gewesen,

und er soll seinen Körper ehren, als den Tempel der Gottheit; Ehren ist aber unterschieden von Verehren und Ehrfurcht, die nur das Vollkommene, Sittliche, Heilige zum Gegenstande hat." (Beruht denn dieß aber nicht eben auf der Vernunft?)

„Daß Göthe in der kosmisch-mythischen Ansicht der Religion ganz und gar befangen ist, geht aus der Art und Weise hervor, wie er die Drei von ihm sogenannten Weltreligionen absondert und vereinigt."

„Wir sagen nichts über das Zusammenwerfen des Mosaismus mit den ethnischen Religionsformen, indem wir Göthe nicht zumuthen wollen, in den Israeliten, obgleich sie noch vor Homer einen David hatten, etwas mehr als ein Volk der alten Welt zu sehen; *) daß aber das Christenthum als das Extrem einer, in der früheren Geschichte nur in einzelnen Spuren sichtbaren, Verirrung (?) des historischen Weltgeistes betrachtet wird" (wo?), „das kann nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Doch Göthe straft sich selbst für diese große Unkunde des Christenthums, die man sich auch unter Voraussetzung seiner kosmisch-mythischen Ansicht von der Religion überhaupt, kaum anders erklären kann, wie die

wenn Hr. K. gesagt hätte, der Mensch soll seine Vernunft ausbilden. Dann findet sich auch das Ehren der Vernunft von selbst.

*) Wie sollte man aber auch, deshalb, weil sie noch vor Homer einen David hatten, in den Israeliten etwas mehr als ein Volk der alten Welt, sehen — können? Was thut David hier zur Sache?

manchen Menschen angeborne Abneigung gegen gewisse Speisen oder Thiere; denn er schlägt damit seiner allegorischen Statue die Füße ab und macht sie zum Torso, indem dasjenige, was S. 170 von der dritten Weltreligion ohne Beziehung auf das Christenthum gesagt wird, in der That nichts mehr ist, als ein Gestelle, worauf der Torso gesetzt werden muß, weil ihm die Füße fehlen." — (Hierdurch wird doch aber auch augenfällig nur gezeigt, daß Göthe seine Ansicht von der Religion, zu einem Gestelle für einen Torso, und nicht zu einem Torso selbst gemacht habe.) — „Gewiß würde den meisten Lesern bei dieser, von der christlichen Ansicht wie geflissentlich absehenden Beschreibung der Ehrfurcht gegen das, was unter uns ist, etwas Aehnliches widerfahren, wie dem Felix, dessen ethnischer Blick" (sic!) „und Stellung so schnakisch war; der lächelnde Blick nach Unten würde sich ihnen ins Ironische verziehen, wenn nicht Göthe auch da, wo er aus der Rolle fällt, noch edel zu sprechen gewohnt wäre, und wenn er nicht, hier die Gefahr ahnend, das Wort Ehrfurcht klüglich vermieden, und dem religiösen Gefühl nur etwas zu bedenken gegeben hätte. Wer hätte nicht wenigstens etwas von den Mysterien der Ceres (!) erwartet! Oder sollen wir in dieser Unterwelt-Religion nur den warmen Sonnenschein und die Ebbe des blauen Himmels" (sic!) „sehen?" — (Wir sehen hier bei Göthe, wie bei Herrn Prof. Kayßler, überall nur die Ebbe des blauen Dunstes!) „Das will Göthe so wenig als irgend etwas Höheres, (?) sondern

eine ganz einfache, (?) verständige (?) Religion *) als Haus- und Staatsbedarf für das äußere Leben, um auf diese geebnete Fläche des menschlichen Lebens, in welche sich die Gefühle des Hohen und Niedrigen neutralisiren, das Gebäude der Kunst, als das höhere" (Göthe will ja nichts Höheres!) „Ziel der Pädagogik, wo auch die der Kunstbildung unterworfene Seite" (sic!) „des Christenthums ihre Stelle findet, aufzuführen. **) Für das unmündige Kind wird der Glaube gefordert, daß ein Gott da droben sey" (den Glauben fordert von unmündigen Kindern Gott selbst noch nicht), „der sich in Eltern, Lehrern und Vorgesetzten abbildet und offenbaret; für den reiferen Zögling das Bewußtseyn der irdischen Verhältnisse" (damit fängt auch das Kind wohl am Besten an) „des menschlichen Lebens; für den reifen" (der reife ist doch weniger als der reifere!) „das Selbstbewußtseyn der eigenen Thatkraft,

*) In Absicht ihrer Ehrfurchts- und Dreieinigkeitslehre, doch wohl weder eine verständige noch verständliche.

**) Also das höhere Ziel der Pädagogik ist das Gebäude der Kunst; und dieß hat Göthe auf dem Grunde einer einfachen Religion für den Hausbedarf, i. e. „einer geebneten Fläche des menschlichen Lebens, in welche" (sic!) „sich die Gefühle des Hohen und Niedrigen neutralisiren" — aufgeführt;

„Originalität Potzdaus!
Original für's Narrenhaus!"

das gehört doch fürwahr zu dem Ueberschwenglichen, von dem Pope sagt: „It is generally the fate of such people who will never say what was said before; to say: what will never be said after them!"

womit er sich in Verbindung mit seines Gleichen kühn und strack der Welt entgegenstellt. Die Ehrfurcht gegen sich selbst und seines Gleichen, die sich in diesem Selbstbewußtseyn offenbart, ist, wie bald darauf gesagt wird, die Grundlage der Religion des Weisen, oder die philosophische, von welcher an einem andern Orte Christus als ein Beispiel aufgestellt wird. Der Weise nämlich stellt sich in die Mitte, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf ziehen, und nur in diesem Mittelzustande verdient er den Namen eines Weisen." *)

„Hier setzt uns nur das Wort Mittelzustand, das wegen seiner durch keine Bestimmung behobenen" (sic!) „Vieldeutigkeit undeutlich ist" (sonach scheint sich die ganze Philosophie dieses Philosophen im Mittelzustand zu befinden), „in Verlegenheit. Denn wir wissen nicht, ob wir dabei an die stoische Apathie, der es gleichgültig ist, ob Götter sind oder nicht, und die den Geist gegen die Freuden und Leiden der Erde stählet, denken sollen; oder an die ursprüngliche Stellung des Menschen" (in der steht auch der Stoiker!) „zwischen dem ewigen Gotte und der geschaffenen Natur" (zu dieser gehört der Mensch selbst), „oder an einen Mittelstand, gleich dem Bürgerlichen zwischen Vornehmen" (gehört der Bürgerliche nicht zu dem Vornehmen?) „und Geringen," (giebts unter den Vornehmen keine Geringe?) „so zwischen der hohen Vernunft und der niedrigen Be-

*) Der wahre Weise muß jedes Ding an seiner Stelle lassen, und nur das Verhältniß jedes Dinges in Raum und Zeit, gehörig aufzufassen bemüht seyn.

gierde als eine Mischung beider.“ (Also der Bürgerliche gleicht einer Mischung von hoher Vernunft und niedriger Begierde!) „Die erste Deutung steht mit dem dichterischen Weisen“ (was ist das für ein Weiser, ein dichterischer?) „anderweitig zu sehr im Widerspruch“ (warum?), „als daß wir ihr beipflichten könnten; die zweite ist für ihn zu speculativ und abstrakt“ (nun, über die ursprüngliche Stellung des Menschen, wird ja Göthe wohl auch noch nachdenken können), „und so bleibt, da uns eben keine andere entgegentritt“ (fataler Umstand!), „die dritte übrig, die wir um so geneigter sind anzunehmen, da sie unserer schon aufgestellten Gesammt-Vorstellung von der religiösen Ansicht des Dichters vollkommen entspricht.“ *)

„Wir gestehen nämlich, daß wir gleich beim ersten Anblick der dreifachen“ (oben hieß es ja, sie sey eine ganz einfache!) „Weltreligion bei Göthe, an die dreifache Grundidee der Platonischen Psychologie erinnert wurden, und daß diese Erinnerung die erste Veranlassung war, etwas von der Platonischen Pädagogik in diese Blätter aufzunehmen. Nach dieser Idee ist das Obere die Vernunft als das in Einheit Herrschende, das Untere die Begierde als das zu Bezähmende

*) Göthe's Ansicht von der Religion ist also die: daß die Religion eine Mischung von hoher Vernunft und niedriger Begierde ist; gleichwie der Bürgerliche eine Mischung von Vornehmen und Geringen ist. Wie kann aber der Mensch dann noch „zwischen beiden stehen,“ was unser Philosorh doch ausdrücklich sagt, wenn er eine „Mischung beider“ ist?

und zum Gehorchen Bestimmte; das Mittlere, der Lebensmuth, die Thatkraft, das Hochherzige und Großartige." (Steht denn das zwischen der Vernunft und Begierde?) „Daß dieses auch die Mitte Göthe's" (sic!) „sey, scheint uns außer Zweifel zu seyn, *) so wie wir der Meinung sind, daß viele der ausgezeichneten Geister unserer Zeit von dem Zauber (!) dieser Mitte" (zwischen Vernunft und Begierde!) „verführet, die Persönlichkeit auf Kosten der Vernunft erhoben haben;" (eine fürwahr großartige Persönlichkeit!) „nur thun Andere dieses nicht mit gleichem Rechte, welches der Dichter, und zwar der ausgezeichnetste Natur- und Lebensdichter, für sich hat" (zwischen der Vernunft und Begierde zu stehen!), „und mit mehr Gefahr. Dem Dichter reinigen sich die Begierden in der Mitte" (im Magen?) „und die Vernunft gewinnt doch irgend eine Gestalt, obgleich sie des Zepters und der Krone beraubt und vom Throne gehoben wird." (Nun wird die Vernunft gar zum Ritter von der traurigen Gestalt!) „Daß es aber, bei solcher Fassung des Standpunktes für das menschliche Leben, unmöglich ist, den wahren Grund der Religion zu finden, das scheint uns" (uns auch!); „und so glauben wir auch nicht" (wir auch nicht), „daß Göthe jemals das Ziel erreichen wird, wonach er doch so eifrig zu ringen scheint, wenn er es nicht über sich vermag, für diesen Zweck den Dichter zu verläugnen, die Vernunft von der Phantasie zu lösen, und ihr Primat

*) Göthe steht also zwischen der Vernunft und der Begierde in der — Mitte!

anzuerkennen." — (Vollkommen wahr! Nur muß er das nicht in der Schule dieses Philosophen lernen wollen!) — „Nur durch diese von Sokrates *) zuerst unternommene Lösung der Vernunft von

*) In Beziehung auf die Philosophie des Sokrates kommt in dieser Abhandlung, bei Erwähnung des „Fundamentes, auf welches Platon die Erziehung der Wächter und Hüter gebaut, und somit das vernünftige Leben in einem wohleingerichteten Staate begründet (?) habe," auch noch folgende, Göthe mit betreffende, merkwürdige Stelle vor: „Nachdem Sokrates die physischen Eigenschaften des Wächters nach der Natur des edlen Hundes bestimmt hat, sucht er die seinem Berufe entsprechende Gesinnung desselben auf, und findet sie in dem scheinbaren Widerspruch, daß er übelwollend und furchtbar dem Feinde, dagegen wohlwollend und milde dem Freunde seyn müsse, was ebenfalls am Hunde zu sehen ist. Die Analogie des Hundes, (sic!) bei welcher Sokrates eben so mit Vorliebe verweilt wie Göthe, obwohl in anderer Beziehung, das Pferd aus dem Thierreich hervorgehoben und dem Menschen zu seiner Bildung (?) an die Seite gesetzt hat, führt ihn noch weiter; und weil er an dem edlen Hunde bemerkt hat, daß er dem Fremden nicht deswegen zürnt, weil ihm von demselben Böses widerfahren ist und den Bekannten nicht darum (?) liebt, weil er Gutes von ihm empfangen hat, sondern Freundes- und Feindesblick eben nur darnach unterscheidet, daß er den Einen erkannt, den Andern nicht erkannt hat; so schließt Sokrates daraus, daß in dem Hunde ein Trieb zur Erkenntniß, und somit eine philosophische Anlage" (im Hunde!) „vorauszusetzen sey." — Daß nun Göthe diese Sokratische Ansicht vom Hunde nicht hat, geht schon aus seinem Faust hervor, dem er den Teufel zuerst in Gestalt eines

Allem was unter ihr ist, ist die Realisirung der wahren Philosophie, und mit ihr der wahren Vernunftreligion, möglich, was Platon für alle Zeiten bewiesen hat.“ — (Gerade Platon aber hat doch bekanntlich die Vernunft von der Phantasie nicht nur nicht gesondert, sondern vielmehr beide in den vereinten Werken seines philosophirenden und dichtenden Geistes, so innig mit einander verknüpft, daß er eben hiedurch das Verständniß seiner Philosophie, so unendlich erschwert, und so unzählige Mißdeutungen derselben veranlaßt hat.) — „Und nur derjenige, welcher die Vernunftreligion auf diesem Wege gefunden hat, hat zugleich den Schlüssel gefunden, der ihm den wahren Geist des Christenthums aufschließt. Die wahre, die Platonische Philosophie“ — (nur eben noch erklärte der Verf. die Realisirung der wahren Philosophie, allein durch die Lösung der Vernunft

schwarzen Pudels erscheinen läßt; auch sagt er in einem seiner venetianischen Epigramme geradezu:

„Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch, so der Hund!“

und durch den Hund des Aubry haben es diese Lieblinge des Sokrates, Friedrichs II. und des deutschen Theaterpublikums, vollends mit Göthen verdorben! Aber eben so wenig als den Hund hat er auch das Pferd dem Menschen zu seiner Bildung an die Seite gesetzt, sondern nennt vielmehr die Beschäftigung des Menschen mit den Pferden, selbst eine rohe, weshalb er seine Pädagogen eben, die Sprachbildung, als die zarteste, damit verknüpfen läßt.

von der Phantasie, für möglich; und dennoch nennt er hier die Platonische Philosophie, par excellence, die wahre!) — „ist die Weihe zum Christenthum, (!) und das Christenthum ist nicht bloß historisch, die Erfüllung der Propheten, sondern auch, philosophisch betrachtet, die höhere Praxis der Platonischen Dialektik!“ — (heißt das eine Lösung der Vernunft von der Phantasie? eine Realisirung der wahren Philosophie?) — „Daß übrigens Göthe die wahre Religion im Herzen trage, und nur ihr Bekenntniß, das wahre Credo, nicht finden könne, welches er am wenigsten in einem: o! felix peccatum, quod nobis Redemptorem dedisti, und andern poetischen oder mystischen Ausrankungen suchen sollte; *) diese unsere Ueberzeugung wollen wir nur für gewisse Leser“ — (für welche?) — „mit Worten aussprechen, und eben für diese möge noch folgende klassische (?) Stelle aus

*) Göthe steht, nach dem frühern Ausspruch dieses Philosophen, „zwischen der Vernunft und der niedrigen Begierde, in der Mitte, „zeigt eine „große Unkunde des Christenthums,“ kann von seinem Standpunkt aus „unmöglich den wahren Grund der Religion, am wenigsten das wahre Credo finden;“ sucht das Bekenntniß derselben in „poetischen oder mystischen Ausrankungen“ u. s. w., trägt aber dennoch „die wahre Religion“ unläugbar „im Herzen!“ — Nun, da dürfte er denn wohl nicht schwer daran zu tragen haben! Daß er sie aber im Herzen trägt, muß freilich wahr seyn; denn daß auch dieser Beurtheiler seiner Wanderjahre zu den Offenbarungs-Werkzeugen des Dichters, die ihn über sich selbst belehrt und das Problem seines Lebens gelöst haben, gehört; hat er selbst in seiner Danksagung für die geneigte Theilnahme bekannt.

des Dichters westöstlichem Divan, S. 424 ihre gute Stelle finden: „Das eigentliche, einzige (?) und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle (!) Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, (!!) sind glänzend, herzerhebend*) und fruchtbar für Mitwelt und

*) Auch, (um hier nur die Geschichte des christlichen Glaubens zu berühren) auch die Epochen der Hierarchie und Ketzergerichte? der Inquisition und Ablaßkrämerei? der Niedermetzelung und Vertreibung der Hugonotten? der Verbrennung Johannes Huß'ens? der Einkerkerung Galilei's? der Vehmgerichte? der Hexenprozesse? ꝛc. ꝛc. — Sind auch diese Epochen der Herrschaft des Glaubens, „glänzende Herzerhebende" gewesen? — Und diese Stelle nennt dieser Philosoph eine „klassische!" und „durch sie," meint er, habe Göthe bewiesen, daß er „die wahre Religion im Herzen trage!" — Gerade hier hätte er ihm doch wohl am Schlagendsten den Vorwurf der „großen Unkunde des Christenthums" und, setzen wir hinzu, der Religionsgeschichte überhaupt, machen können! — Unbegreiflich würde es übrigens seyn, wie — Göthe — der Dichter des Faust, und strenge Eiferer wider den „religiös-alterthümelnden christkatholischen Kunstgeschmack;" der sich so oft und so energisch gegen alle religiöse Schwärmerei und Mystik, gegen alle „falsche Frömmelei im Leben wie in der Kunst erklärt; „Rauch des Tabaks, Wanzen, Knoblauch und das Kreutz" wie „Gift und Schlange" gehaßt; die „neupoetischen Katholiken" so intolerant besungen, und noch vor Kurzem erst (um „Gottgegebne Kraft nicht unnütz zu verlieren") wie immer zu — „protestiren" feierlichst gelobt hat; —

Nachwelt. Alle (!) Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sey (!!) einen kümmerlichen" (sic!) „Sieg behauptet, und wenn sie" (diese Epochen) „auch einen Augenblick" (sic!) „mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden (?) vor der Nachwelt, weil sich Niemand mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag." *)

4.

jetzt zu solchen Behauptungen Krüdener'scher Pietisterei, wie im Divan und den Wanderjahren, kommt! wenn nicht unter allem Widerspruch in seinen Ansichten überhaupt, der in seinen religiösen, von jeher der größte gewesen wäre; daher er denn auch, wie bekannt, von seinen Zeitgenossen bald für einen Heiden, bald für einen Christen, bald für einen Katholiken, bald für einen Protestanten, bald für einen Supernaturalisten, bald für einen Rationalisten gehalten worden ist. Ein sprechender Beweis, daß er weder das Eine noch das Andere ausschließlich seyn kann, vermuthlich aber auch selbst noch nicht recht weiß, was er eigentlich ist. Da er aber in seinem Leben successiv so ziemlich allen Religionen nach einander (im Divan auch sogar der Mahomedanischen) seinen Beifall gegeben hat, so kehrt er vielleicht Schiller's Glaubensbekenntniß, keine von allen Religionen zu bekennen, um, indem er, aus Religion, alle Religionen bekennt; und daß man auf beiden Wegen zur wahren Religion gelangen könne, leidet keinen Zweifel: denn unter der Hülle aller Religionen liegt, wie eben auch Schiller sagt, die Religion selbst.

*) Wenn hier vom unvernünftigen Glauben und Unglauben die Rede ist, so konnte Göthe von einer Beziehung desselben

4. Neue Berliner Monatsschrift.

Berlin, bei Christiani, 1821. 9tes Heft.

„Wilhelm Meister's Wanderjahre, ein Roman von Göthe."

„Wie der König von Thule seine Kronen und Perlen, so ertheilt der Dichter seine Schätze an die

selben auf Erkenntniß, gar nicht sprechen, denn weder der eine noch der andere mag sich damit „abquälen," weil beide eben nur aus der entschiedensten Faulheit oder einem völligen Stillstand der menschlichen Vernunft hervorgehen. Spricht er aber vom philosophischen, so dürfte sich, was das „Abquälen mit Erkenntniß des Unfruchtbaren" betrifft, wohl der Glaube mit dem Unglauben, in gleichem Falle befinden. — Und hiemit schließt nun diese: „gründliche" — Zusammenstellung der Platonischen und Göthe'schen Pädagogik, indem bloß noch ein Anhang folgt, der sich zwar durch seine ungemeine Klarheit und Verständlichkeit, von der Abhandlung selbst auf das Vortheilhafteste unterscheidet, aber freilich auch nichts weiter als die Ordnung der Schul-Prüfungen des Gymnasiums, dem dieser Philosoph als Director vorstand, die Zeugnisse der auf die Universität abgehenden Schüler, und eine Berechnung über die das Reformations-Stipendium betreffende Einnahme und Ausgabe, enthält. — Unserem Lesern liegt jetzt also die ganze „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" hier vor Augen, von welcher Göthe — (eben der Göthe, der sonst gegen alle Nebler und Schwebler, gegen Alles Abstrnse und Mystische, für das Klare und Charakteristische, so rüstig das

Erben, nur den Becher der Liebe hält jener, dieser den Becher der Dichtung noch fest, und wird ihn in

Wort geführt; der da gesagt hat: „daß bei dem Urtheil über ein Kunstwerk Alles darauf ankomme, das Bestimmteste zu denken, weil sonst gar nichts gedacht werde;“ und daß der „wahre Obscurantismus darin liege, daß man das Falsche in Kurs bringe;“ der einen „Kerl, der speculirt, ein auf dürrer Heide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführtes Thier“ genannt; sich selbst als einen „Todfeind aller Wortschälle“ erklärt, und mit dem „Unterlegen“ im Auslegen eines Autors, wodurch man freilich gar leicht Alles aus Allem, ja Göthen, wie hier geschehen, um seiner Wanderjahre willen, sogar zum Stifter einer Kirche machen kann; dergleichen Kritiker, so wohlbefugt zum Besten gehabt hat), — in seinen oben mitgetheilten „freien Geständnissen“ versichert: daß diese geneigten Theilnehmer, ihm ein „dankbarlichstes Erfreuen“ gewährt, seinem Werke „aus eigner holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verliehen;“ ihn selbst über sich belehrt“ und „das Problem seines Lebens so klar und rein vor der Nation aufgelöst“ hätten, daß er ihrem „durchdringenden, klar und scharf sehenden und ihn tiefrührend ergreifenden Blick“ seine — „Bewunderung“ ausdrücken müsse! — Und diese Danksagung für diese Gaben, hat, (weil Göthe darin, nur diesen drei überschwenglichen Bewunderern solchergestalt gedankt, von andern, kühlern Beurtheilern der Wanderjahre aber, ja selbst von der Kritik über ihn, in den zweiten Wanderjahren, nicht die mindeste Notiz genommen hat;) — ein „sich gar freundlich erweisender Ungenannter“ in Nr. 69. des Morgenblatts v. d. J. eine — „rührende Antikritik“ genannt! — Mit vollem Recht heißt es daher in Nr. 37. des Litteraturblattes zum Morgenblatt: „Wenn das Morgenblatt von dem Lautwerden über die

das Meer versenken, ohne daß je die Lippen eines Andern ihn berühren." *)

After-Wanderjahre spricht, und es rühmt, ja sogar es eine rührende Antikritik nennt, daß der Hochverehrte, ohne auf jene Lautwerdenden zu achten, bloß zu seinen ältern Freunden spricht: Ihr verstandet mein Inneres! — so können wir darin dem Morgenblatt (obwohl man es gemeinhin für unsern Principal hält) keineswegs beipflichten. Uns vermag es durchaus nicht zu rühren, wenn ein Dichter sein: Ihr habt mich verstanden! denen zuruft, die ihn vergöttern, obwohl es sonst ganz natürlich ist, und der hochverehrte Dichter hätte dieß wenigstens nicht in dem Augenblicke thun sollen, wo er eben auf eine, so viel Aufsehen erregende Weise angegriffen wurde. Er achtete zwar immer (?) mit Recht (??) die Anläufe seiner Feinde gering (Vgl. S. 154 dieser Schrift), aber daß er den Weihrauch seiner blinden Anbeter nicht noch geringer achtete, das ist für diejenigen, die ihn sehend lieben, zu beklagen." — Und in den Originalien 1822. Nr. 57: „Göthe selbst hat sich noch nicht über die Sache vernehmen lassen, außer daß er in Kunst und Alterthum sich gefreut, von den Göthisten verstanden worden zu seyn, und sich gerühmt, von denselben, und namentlich von Varnhagen von Ense, Viel gelernt zu haben, worunter sich aber das Dichten vermuthlich nicht befindet. Dieses Stillschweigen über die Hauptsache, und dieses Ignoriren der Anfechtungen, nennt das Morgenblatt, indem es das (allerdings sträfliche) Lautwerden der Pietisten mißbilligend berührt, eine rührende Antikritik, und wir glauben, daß diejenigen unserer Leser, welche — rechte Göthisten sind, darüber weinen werden, und zwar beträchtlich, wie die Reichsherren im Ungurd." — Sapienti sat!

*) Wenn auch die Gleichnisse nicht gerade Wunder sind, wie Göthe meint, so sind sie mitunter doch recht

„Dankbar haben wir es anzuerkennen, daß der Dichter, der uns schon so reichlich bedacht hat, immer noch ein Fach mit lang gehegtem Schmuck aufschließt“ (das Meiste davon hatte doch schon der Cotta'sche Taschenkalender aufgeschlossen) „und so schöne Gaben spendet. Und mit wie freundlicher Rede“ (oder Beschönigung) „sind die Geschenke begleitet! Das eigne Herz“ (oder die Eitelkeit) „ist mit bei dem Angebinde des freigebigen Gönners, der gütig genug“ (gegen sich selbst) „uns erlaubt, ihn zuvor in seinen stillen Selbstgesprächen“ (an die Leser!) „zu belauschen, und uns hören läßt, wie er mit sich zu Rath gegangen vor der Vertheilung:“ (Worüber zu Rath gegangen? Ueber das was er vertheilen wollte? Oder über die — Art der Vertheilung?)

„Wüßte kaum genau zu sagen,
Ob ich es noch selber bin.
Will man mich im Ganzen fragen,
Sag' ich: Ja, so ist mein Sinn;
Ist ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängstet, bald ergötzt,
Und in so viel tausend Zeilen
Wieder sich ins Gleiche setzt.“ (Wo?)

„Und so heb' ich alte (?) Schätze,
Wunderlichst in diesem Falle;“ (Ja wohl!)
„Wenn (ich) sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.“ *)

---

wunderlich. So auch dieses vom „Becher“ der Dichtung. Er enthalte Wein oder Wasser, so sind es ja doch immer die Lippen anderer Trinker (d. h. der Leser), für die ihn der Dichter eben gefüllt hat.

*) Ob edle oder unedle, ist gleichviel?

Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen; *)
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen!" (Was?)

„Mit so sicherm Vertrauen reicht der Dichter die Schätze, die er gehoben, (?) dem Publikum, das er am meisten dadurch ehrt, (?) daß er demselben das Metall übergiebt, um es nach dem eignen Bilde zu prägen." — (Für die Ehre, statt der versprochenen Zahlung des Dichters, eine Anweisung auf seinen (des Lesers) eignen Beutel, zu erhalten, wird sich jeder einzelne Leser und Käufer der Wanderjahre bedanken. Wenn aber gar, wie hier gefordert wird, das — Publikum nach seinem eignen Bilde die Wanderjahre prägen soll, so würde dies den Wanderjahren schwerlich zur Ehre gereichen.) „Unter Göthe's Augen, von ihm geführt, hat die deutsche Litteratur ihre Bildung vollendet" (wir schreiben doch erst 1822) „und in der gebildeten Welt wird keiner für einen honnetten Mann gehalten" — (wer wird denn in der ungebildeten Welt für einen honnetten Mann gehalten?) — „der dieß Verdienst des Dichters nicht durch das Verstehen und die Verehrung seiner Dichtungen anerkennt." — (Gott! Wie viel Malhonnette giebt es doch in der gebildeten Welt!)

„In diesem Jahre vollendet der Dichter sein zwei und siebenzigstes Jahr, und noch schafft er fort und fort, und weiß zu antworten, (?) wenn sie" (wer?)

*) Was wird gediegen? Was läßt sich wägen? das „Man", das da schmelzen und scheiden kann? oder die Metalle?

„ihm zureden, daß er sich nun auch einen guten Tag machen möge.“ *)

„Wie man doch nur so leben mag,
Du machst dir gar keinen guten Tag! —
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.“

„Wenn man mich da und dorthin zerrt,
Und wo ich nichts vermag,
Bin von mir selbst nur abgesperrt,
Da hab' ich keinen Tag.“

„Thut sich nun auf, was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greif ich ein, es geht so scharf,
Da hab' ich meinen Tag.“

„Ich scheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit ist keine Zeit,
Ein geistreich aufgeschloßnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.“

„Nicht ein Wort nur, eine Welt“ (d. h. die Welt des 1sten Theils der Wanderjahre) „hat uns der

*) Daran hat er es doch nie fehlen lassen. Es kommt nur auf die Begriffe an, die ein Jeder, nach seiner Weise, und so auch Göthe, sich von einem guten Tage macht. Einen dieser Begriffe, und unläugbar sehr würdigen, stellt er in dem obigen Gedichte allerdings dar; andere aber hat er bekanntlich in dem Lied: die Lustigen von Weimar; in seinen Elegieen mit der Ueberschrift:

„Wie wir einst so glücklich waren
Müssen's nun von Euch erfahren.“

und in seinen Venetianischen Epigrammen, denen er das Motto:

„Wie man Geld und Zeit verthan,
Zeigt dies Büchlein lustig an.“

vorgesetzt hat, früher schon dargestellt.

Dichter geistreich aufgeschlossen, und so wollen wir uns würdig der Weihe (?) zeigen, die wir durch ihn empfingen.“ (Welche Weihe?)

„In den Wanderjahren begleiten wir den uns wohlbekannten Freund auf neuen Zügen, die um so mannichfaltiger sind, da er das Gelübde gethan hat“ (leider!), „an keinem Orte länger als drei Tage zu verweilen, und dann binnen einem Jahre ihn nicht wieder zu besuchen.“ — (Mannichfaltiger sind die Züge durch dieß Gelübde allerdings geworden; ob aber auch interessanter?) — „Die Flucht nach Aegypten, die neue Melusine und einige andere Erzählungen wurden schon früher theilweis in dem Cotta'schen Taschenbuche mitgetheilt, hier finden wir sie“ (als ein mit „lang gehegtem Schmuck aufgeschloßnes Fach“) „ergänzt“ (wo?), „geordnet (wie?), und in das Leben Wilhelm's eingefügt.“ (Oder das Leben Wilhelms in sie?) „Hier und da hat nun leider der Wanderer Schiffbruch gelitten“ (sic! Ist er nicht etwa auch zu Fuß vom Pferd gestürzt?) „aber nirgend könnten wir sagen, daß uns der betrübende Anblick zerschlagener Trümmer begegne.“ — (aber unzerschlagener?) — „Schwindet uns auch einmal das Schiff aus den Augen,“ — (wie z. B. das „Prachtschiff“ der schönen Wittwe) — „so finden wir den Freund doch immer wieder“ (aber wie?); „schnell gestaltet sich das lose Brett, auf dem er schwimmend sich hält, zum leichten Fahrzeuge; *) fest und anmuthig ge-

*) Gegen die Schnelligkeit dieser Gestaltung ist sicher nichts einzuwenden. Sie geht vielmehr oft so außerordentlich schnell vor sich, daß dem Leser ganz

nug, um mit ihr die weitere Fahrt“ — (Aber auf die Fahrt eben, und was es für eine Fahrt ist? darauf kommt es an!) — „auf die heiterste Weise zu vollenden.“ *)

---

5. Allgemeines Repertorium der neuesten Litteratur

von

Christian Daniel Beck.

Leipzig, bei Cnobloch. Jahrg. 1821. 3ter Bd. 1stes St.

„Wilhelm Meister's Wanderjahre, ein Roman von Göthe.“

„Schwerlich ist irgend einem Dichter der Neueren, das bekannte, dem Horaz nachgesprochene Gebet, um ein

schwindlich davon wird. Aber die Gestaltung selbst? Was an der ist, das ist die Frage; deren Beantwortung der Verfasser mit seinem „leichten Fahrzeug“ doch wohl selbst nicht für abgethan, wird erklären wollen.

*) Daß diese geneigte Theilnahme eines, sich ebenfalls „gar freundlich erweisenden“ Ungenannten in einer Zeitschrift, die nun schon selbst zu den „Entsagenden“ gehört, indem sie, nach einer nur sehr kurzen Fahrt, ihre Segel, ungeachtet es an — Wind, ihr nicht fehlte, wieder einzog, und nun den „betrübenden Anblick zerschlagener Trümmer“ gewährt, sich vortrefflich zu einer

Alter nicht ohne die Muse, in der Fülle erhört worden, wie Göthe'n; und schwerlich lebt irgend Jemand, der, wenn ihm überhaupt ein Dichter etwas ist, sich dieser Erhörung nicht theilnehmend freuete, auch ehe er noch daran denkt, daß wir alle viel dabei gewinnen. Wie Mancherlei von größter Verschiedenheit, eben so Lehrreiches als Erfreuliches, eben so Bildendes als Unterhaltendes, und immer (?) in den passendsten Formen, hat der herrliche Mann nicht gegeben, selbst seit er, nach gewöhnlichem Maßstabe, die diesseitige Gränze des Greisenalters, das siebenzigste Lebensjahr, erreicht hat! Jetzt tritt er nun wieder mit dem Anfang eines umfassenden Werks vor uns, und aus einer Gattung, die sonst nur dem jugendlichen Alter, oder den frühen Mannesjahren anheimfällt, *) und bestätigt damit die alte Vermuthung, es sei bei seinem Wilhelm Meister eigentlich auf drei Werke abgesehen gewesen: auf die Lehrjahre, deren wir uns fast seit drei Decennien erfreuen,

neuen „rührenden Antikritik" Göthe's qualificirt: darauf brauchen wir unsere Leser nicht erst aufmerksam zu machen; und weiter finden wir über dieselbe auch nichts zu sagen nöthig.

*) Warum der — Roman, nur dem jugendlichen Alter, und nicht gerade dem reiferen viel mehr, anheim fallen sollte, sehen wir nicht ein. Aber die lyrische Poesie pflegt fast bei allen Dichtern nur die Sache der Jugend zu seyn; und doch hat Göthe eben in dieser Gattung, in welcher er zu allen Zeitpunkten seines Lebens gleich trefflich erscheint, sich, wie seine Gedichte in Kunst und Alterthum zeigen, die Kraft seiner dichterischen Phantasie, auf das Bewundernswürdigste bis in sein spätestes Alter erhalten.

auf die Wanderjahre“ (die Gesellenzeit), „worauf“ (wozu?) „seit einiger Zeit präludirt worden ist und womit hier begonnen wird, und die Meisterjahre; eine Vermuthung, die, selbst wenn sie nicht begründet gewesen wäre, Anerkenntniß und Achtung, zum wenigsten nicht den vornehmen Hohn verdient hätte, womit eine gewisse, vormals berühmte Recension“ (welche?) „sie begoß; eine Vermuthung endlich, die, nun bestätigt, (?) auch zum innern Wesen und letzten Zweck der Lehrjahre“ (welchen letzten Zweck? Göthe selbst hat noch nirgend einen solchen genannt) — „erst den rechten Schlüssel“ (welchen?) „bietet, vollkommen (?) erklärt, warum es Wilhelm Meister dort noch nicht weit über den Wilhelm gebracht,“ (Wie meint Recensent auch wohl, daß er es jemals eigentlich zum Meister bringen könnte?) — „warum der Dichter dort weit mehr Antheil an Andern, als an dieser Hauptperson genommen“ — (und ist dieß in den Wanderjahren nicht noch ungleich mehr der Fall?), — „sie nicht selten mit einer gewissen Ironie behandelt hat, warum das Buch zwar aus, aber nicht zu Ende ist u. s. w.“ — (Worin besteht denn aber nun die „Erklärung“ dieses „Warum?“) — „Auch ohne Göthe's ausdrückliche oder gelegentliche Versicherung in diesen Wanderjahren, würde Jeder bemerken, es sey bei weitem das Meiste des hier Gebotenen frühern Ursprungs“ — (daß die Erzählungen schon im Cotta'schen Taschenbuch gestanden, hat Göthe doch nirgend gesagt), — „und von Zeit zu Zeit, bei dazu geeigneter (!) Erregung und Stimmung, der fortlaufenden, vollständigen Fortsetzung der Lehrjahre voraus-

genommen. (!) Da es nun aber zu dieser Fortsetzung nicht gekommen: so werden hier jene Vorarbeiten mitgetheilt, wie sie theils episodisch hätten eingewebt werden, theils unmittelbar in den Gang und das Wesen der Hauptsachen eingreifen sollen — nur aber neu (?) und sehr sorgfältig überarbeitet, (?) und, wie sichs eben, ohne jene Art der Fortsetzung zu unternehmen, wollte thun lassen, verbunden. *) Dieses giebt nun dem Werke die ihm eigene Gestalt" — (d. h. Ungestalt); — „und hat man es darum weniger für ein organisches Ganzes und eher für das zu erklären, was die italienischen Theater Pasticcio" (auf dem Titel steht aber: „ein Roman"!) „nennen — gerade heraus gesagt: für eine Sammlung enger (?) verbundener oder locker aneinander gehangener fragmentarischer Artikel zu einer Fortsetzung der Lehrjahre: so bleibt doch — was darin gegeben, zumeist, wie es gegeben, überall Meisterstück, und zwar Stück eines Meisters" — (Meisterstück ist mehr!), — „der, in seiner Art, wie er immer gewesen, so auch hier, einzig ist, und stets es blei-

*) Sonach meint also dieser Beurtheiler wohl selbst, daß es zu der eigentlichen Fortsetzung, und besonders dem dritten Werke, den Meisterjahren, worauf es Göthe doch „abgesehen" habe, gar nicht kommen wird, und der Dichter uns selbst zu den Wanderjahren nur „Vorarbeiten" mitgetheilt habe. Und dieser Meinung sind wir eben auch. Aber ob uns Göthe dieß nicht redlich hätte sagen sollen, und ob eine solche Art der Fortsetzung, ein Roman, ja überall ein poetisches Kunstwerk, mit Recht genannt werden kann? das ist die Frage!

ben wird. Daß ein in sofern fragmentarisches Werk eine andere Art Antheil des Lesers errege als eines aus Einem Stück; daß der Leser weit weniger für das Ganze interessirt und festgehalten werde, als für die Theile, welche nun, mehr oder weniger, kleine Ganze (?) für sich bilden: das liegt in der Sache; und wir möchten, damit dieser, dem Verf., und jedem der einzelnen Stücke ihr volles Recht widerfahre, den Rath geben, auf eine fortgehende gesteigerte Wirkung des Ganzen, als eines solchen, lieber im Voraus freiwillig Verzicht zu leisten, ja das Buch selbst nicht in Einem Zuge, sondern Stück für Stück zu lesen, wo dann auch eine gewisse bequeme Gesprächigkeit des Autors nicht hindernd, sondern eher fördernd und angenehm da und dort abschließend oder überleitend" (durch zerstückeltes Lesen eines zerstückelten Buches?) „wirken, auch was nun doch vom Interesse für das Ganze, als ein solches, herankömmt, um so angemessener und willkommener aufgenommen werden würde. Mehr darüber zu sprechen, muß andern Orten und andern Beurtheilern überlassen bleiben. Da wir aber das Werk eben von dieser Seite, als Sammlung von Theilen, betrachtet, eben zu dieser Art seiner Benutzung und seines Genusses eingeladen haben: so wird es auch erlaubt seyn, noch auf die hervorstechendsten dieser Theile die Leser vorläufig aufmerksam zu machen. Da begegnen wir denn zuvörderst der ausführlichen Einleitung; wir meinen damit die ganze Scenenfolge, wie weit des heiligen Joseph gedacht wird. Diese gehört, dem Inhalt und der Form nach, gewiß zu dem Einfach-Anmuthigsten, Unschuldig-Lieblichsten, was die ge-

sammte deutsche Litteratur aufzuweisen hat. Verschiedenes davon hat schon früher im Cotta'schen Damenkalender gestanden. — Was über Belehrung und Erziehung der Jugend gesagt — von S. 66 an vorbereitet, von S. 155 an ausgeführt, von S. 296 an, gewissermaßen beschlossen wird: das wird bei Vielen ein starkes Kopfschütteln erregen, besonders bei Pädagogen der feinen Welt unserer Tage, und am meisten bei den philanthropisch-gemüthlichen oder weltbürgerlich-oberflächlichen" (es giebt doch wohl auch einen nicht oberflächlichen Kosmopolitismus?) „unter ihnen; ja wir hören schon im Geiste die Anmerkungen: da ist wieder was losgelassen" (das möchte immer seyn, wenn nur nicht so viel ausgelassen wäre!), „das bloß auffallen, bloß allem Sinn, aller Neigung und Handelsweise unserer Tage entgegentreten soll" — (dem mystisch-frömmelnden Gemunkel unserer Tage wird doch auch beigetreten) — „u. dgl. m. Und freilich; wäre eine dichterische Schilderung als eine Art Modell für die Wirklichkeit anzunehmen, d. h. wäre das Verkehrteste" — (das ist doch wohl nicht jede dichterische Schilderung?) — „zu suchen: so könnten wir vielfältigen Bedenklichkeiten keineswegs begegnen." (Allerdings. Z. B. schon im Suchen des Verkehrtesten.) — „Aber jenes soll niemals und nirgends der Fall seyn; da setzt denn der Dichter, wie der Beurtheiler, voraus, daß er es auch nicht" (seyn) „werde: und darum wollen wir an unserm Theile wagen, geradehin zu gestehen, daß wir, was hier ausgesprochen wird, — vorausgesetzt, man weiß das Allgemeine der An- und Absichten herauszugreifen, den allgemei-

nen Sinn mit Sinn zusammen zu fassen, und haftet nicht an Einzelnheiten, die allerdings zuweilen sonderbar genug heraus kommen," — (das thun die „allgemeinen An- und Absichten" hier mitunter doch auch) — „daß wir jenes für Erzeugniß eines tiefen Blicks und festen Erfassens dessen halten, was eben der Zeit, und vornehmlich in den feinern Ständen Noth thut, mag man nun auf Belehrung und Bildung der Jugend und ihre künftige Lage, oder auch auf die jetzigen Welt- und Lebensverhältnisse überhaupt sehen." — (Nun, wenn das ist, warum sollte man denn diese dichterische Schilderung, auch für „das Verkehrteste" halten; sie nicht als „Modell für die Wirklichkeit" annehmbar finden?) — „Was die vorhin angedeuteten Pädagogen mit ihren Methoden und Unmethoden zu Wege gebracht haben: nun, das sehen wir ja, und — fühlen es auch wohl alle; was aber in letzter Zeit von Jugend, meistens nicht aus den feinern Ständen entsprossen, sich wahrhaft hervorgethan hat und eben jetzt hervorthut, ist das nicht, mehr oder weniger, durch Drang der Umstände und Besonderheit der Lagen, in ähnlichem Sinn, in ähnlichen Richtungen" — (auch in denen der pädagogischen Provinz?), — „wie hier geschildert; nur, als vereinzelt, viel unvollständiger und viel schwieriger, zu dem geworden, was es war und ist? Ob indessen das wunderbare Idealbild einer höchst realen" — (auch im Punkt der Religion und Sprachbildung?) — „Erziehung, das sich am Ende ins Mährchenhafte verliert, nicht gar zu sehr in die Breite gemalet und

ausgelegt ist: das ist eine andere Frage.“ — (Breit allerdings, und doch auch wieder flüchtig und mangelhaft genug!) — „S. 203 finden wir einen „Mann von funfzig Jahren,“ der uns aber, irren wir nicht, auch schon einmal irgendwo“ (im Cotta'schen Taschenkalender) „aufgestoßen ist. „Eines schickt sich nicht für Alle;“ wir gestehen, daß die Besonderheit dieses Mannes, worauf es zunächst mit ihm abgesehen, sich für uns *) nicht schicke; was uns aber keineswegs hindert, anzuerkennen, daß dieß ganze Bild geistreich und mit jugendlicher Belebtheit und Leichtigkeit behandelt wird. — Die höchst einfache Scene S. 258 ist sehr sinnig, zart und liebevoll ausgeführt. — S. 361 begegnet uns auch die neue Melusine wieder, und S. 420 eine pilgernde Thörin“ — (die auch schon durch Cotta's Taschenbuch gepilgert ist) — „eine ganz eigene, neckisch-abentheuerliche Bildung, überaus anmuthig, und, wie es scheint, mit einer gewissen Vorliebe ausgeführt. — Vom „Verräther“ S. 462 wollen wir nichts verrathen, als daß er auch „Lärmen um nichts“ überschrieben seyn könnte. — Das letzte Kapitel S. 532 ist ernstheitern Betrachtungen über bürgerliche und gesellschaftliche Verhältnisse der Menschen in unserer Zeit gewidmet, und schließt nicht nur würdig, sondern deutet auch mit Feinheit in das Werk selbst zugleich zurück und voraus.“ — (Wenn uns Göthe nur auch gesagt hätte, was das

*) Vermuthlich also ist dieser Recensent auch ein Mann, aber kein Freiersmann, sondern ein Ehemann, von funfzig Jahren, der wenig auf seine Toilette hält.

Deuten zu bedeuten hat.) — „Wie alle Gallerie- oder Kirchenbilder mit Rähmen eingefaßt zu seyn pflegen, die mit ihrem Schnitzwerk wieder kleine Kunstwerke bilden; so ist auch dieß Werk, gleich andern der neuesten Göthe'schen Schriften, mit mancherlei kleinen Gedichtchen eingefaßt, die, leicht und heiter," (auch klar?) „zum Theil auch scherzhaft ausgesprochen, bald freundliche Winke für die Wallfahrt durchs Leben, bald höchstbedeutende Marksteine für diesen Weg anbieten" (Schade nur, daß oft die Wegweisung auf ihnen fehlt und sie dann Meilenzeigern gleichen, auf denen die Inschrift ausgegangen ist), „wie sie nur ein des Ganges *) Höchstkundiger darbieten kann. Eines der kürzesten dieser Gedichtchen mag unsere Anzeige beschließen."

„Enweri sagt's, ein herrlichster der Männer,
Des tiefsten Herzens, höchsten Hauptes Kenner:
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit,
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit."**)

*) Welcher Sterbliche kann sich rühmen, ein dieses Ganges Höchstkundiger zu seyn? Ja, wenn vom Ganges in Indien die Rede wäre und von höchstkundigen Geographen!

**) Die letztere Eigenschaft, die Verträglichkeit, wird dem Ton dieser Kritik Niemand absprechen können; und auch von den beiden erstern zeugt der Inhalt meist auf eine lobenswerthe Weise; nur durchgängig würde Enweri, Geradheit und Urtheil doch darin nicht finden.

6. Litteraturblatt des Morgenblatts.

Tübingen, bei Cotta. Jahrgang 1822. Nr. 7.

„Wilhelm Meister's Wanderjahre, ein Roman von Göthe. Erster Theil."

(Von „einem sich gar schalkhaft erweisenden Ungenannten." *)

„Auf der Rückseite des Titelblatts singt der Dichter unter andern:"

„Wüßte kaum genau zu sagen,
Ob ich es noch selber bin."

„Recensent auch nicht. Es ist Göthe, der in diesem Buche spricht, und er ist es auch wieder nicht. Ja, es scheint bisweilen, als ob zwischen ihm und seinen Nachtretern, den Göthlichen" (s. Litt. Bl. 1821. Nr. 94.) eine wundersame Wechselwirkung stattfände; als ob er, verkehrte Welt spielend, nach seinen eignen Schülern **) sich zu bilden beginnen wollte. Denn wie anders ließ es sich wohl erklären, daß er hier selbst in der wichtigen Strophe, welche Inhalt und Absicht des Buches charakterisirt, die behagliche Nachlässigkeit bis zur Undeutschheit treibt?"

„Und so heb' ich alte Schätze
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.

*) „Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last."
Gott der Vater im Prolog zu Göthe's Faust.

**) Besonders im Nebeln und Schwebeln!

Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen."

„Recensent will nicht mit ihm rechten, wegen der „alten Schätze," denn obwohl er am Schlusse der Göthe'schen Werke, Bd. 20. S. 200, 1819. angemerkt findet, daß die Aufsätze: St. Joseph der zweite, die neue Melusine, der Mann von funfzig Jahren und die pilgernde Thörin, welche den Wanderjahren einverleibt worden, bereits gedruckte Schätze sind; so waren sie doch ihm, dem Recens., noch neu, er hatte sie entweder noch gar nicht gelesen oder wieder vergessen, und daß der neue Gebrauch, der hier davon gemacht worden, nothwendig gewesen sey, glaubt er, bei dem vielseitigen Begriffe der Nothwendigkeit, um so lieber, da es der Verf. S. 256, Z. 9 ausdrücklich versichert. *) Recens. will auch nicht fragen" (warum nicht?), „was hier, wo das Publikum ein Kunstwerk zu erwarten berechtigt ist, schon darum, weil der Titel die Fortbildung des allbeliebten dichterischen" (sic!) „Romans, Wilh. Meister, ankündiget, Metalle sollen, die erst durch Schmelzen und Scheiden gediegen

*) Diese Stelle, aus der mehrerwähnten Zwischenrede Göthe's in den Wanderjahren, lautet also: „Hie und da treffen wir auf ausgebildetere Erzählungen, deren manche schon bekannt, dennoch hier nothwendig einen Platz verlangen und zugleich Auflösung und Abschluß fordern." — Den Platz haben sie bekommen; was aber die Auflösung und den Abschluß betrifft, so ist es bis jetzt meistens noch beim Fordern geblieben.

werden könnten, und die der Freund“ (der Kunstfreund doch wohl?) „sich nach seinem Bilde prägen soll, gleich als ob das Schmelzen, Scheiden, Gediegenmachen, Prägen, nicht Sache des Münzmeisters, sondern des Publikums wäre. Aber daß ein Dichter, wie Göthe, einen sprachwidrigen Vers macht, *) der so leicht zu vermeiden war — er durfte nur statt: Wenn sie nicht zum Golde setze, schreiben: Wenn zum Gold' ich sie nicht setze, — das kann er eben so wenig loben, als die wiederholte Willkührlichkeit S. 356 und 550.“

„Bleibe nicht am Boden heften (haften),
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften:
Ueberall sind sie zu Haus.“

„Schiller hat freilich auch einmal die Finsterniß in eine Finsternuß umgewandelt, um sie auf den goldenen Saitenguß aus Laura's Clavier zu reimen; aber er stand damals noch in den Lehrjahren, und hat diese Reimgeburt von Wortbildung auf seiner Wanderschaft nicht wiederholt.“

---

*) Nun, wenn es bloß auf einen sprachwidrigen Vers in den Wanderjahren ankäme, möchten wir, Lessing im Nathan parodirend, sprechen:

„— Ach darum
Könnt' er doch unser größter Dichter seyn.
Ihr scherzt! —“

An sprachwidrigen Versen fehlt es fürwahr auch sonst in Göthe's Werken nicht. Vielleicht denkt er auch in dieser Hinsicht:

„Und der Fehler, wie die Tugend,
Nimmt sich gut in Liedern aus.“

„Was den Hauptinhalt und die Struktur des Werkes anlangt, so soll, wie es scheint, durch die eben angezogene Strophe, und durch die Zwischenrede S. 254 ff., welche deren Sinn in vornehm breiter Prosa wiederholt, der Kritik ausgewichen werden. Recensent seinerseits würd' es gern unterlassen,*) das schlaue Großwild zu verfolgen; aber leider nöthiget ihn ein anderer Jäger dazu" — (der Verfasser der zweiten Wanderjahre), — „der demselben mit einer satyrisch geladenen Flinte nachsetzt."

„Ob die Göthe'sche Schrift als eine Fortsetzung des Wilhelm Meister zu betrachten sey, ist für jetzt, wo nur der erste Theil vorhanden, schwer zu entscheiden.**) Jener Roman, vor mehr als 40 Jahren (1775 — 1780) begonnen, und fast 20 Jahre später (1795) geendigt, führte den Helden durch interessante, mit dichterischen Farben dargestellte Verhältnisse der wirklichen Welt, in Lothario's geheimnißvollen, freimaurerischen Thurm, und aus diesem zu einer Art Verlöbniß mit Natalien, des leicht-

*) Warum? Sollt' er die hohe Jagd nicht lieben? Daran thät ein so tüchtiger Weidmann, wie er ist, Unrecht.

**) Daß die Wanderjahre, nach der Intention des Dichters, eine Fortsetzung der Lehrjahre Wilhelm Meister's seyn sollen, geht aus dem Titel und Inhalt, wie aus Göthe's Danksagung für die „geneigte Theilnahme," unzweifelhaft hervor. Ob aber der Wilhelm Meister, den er uns in den Lehrjahren geschildert hat, in den Wanderjahren — fortgesetzt worden, dürfte allerdings bis jetzt noch eine Frage seyn.

sinnigen Lothario Schwester, einer schönen Seele im vollen Reize der schuldlosen Jugend. Es war zu erwarten, daß dem moralisch-schwachen Gemüthsmenschen Wilhelm noch Prüfungen bevorstanden, die von dem Bunde des freiherrlichen Thurmes ausgehen würden: denn wenn ein solcher Lehrling zum Meister gebildet werden sollte, so konnt' es ein Menschenmaler, wie Göthe, nachdem er den Charakter einmal so angelegt hatte, daß ihm der innere, selbstständige Halt und die Fähigkeit des freien Alleinhandelns mangelte, mit diesem Meister schwerlich auf etwas anderes angelegt haben, als auf einen Meister vom Stuhle *) oder im poetisch-kühnsten Falle, auf einen neuen Meister in Osten. Nun finden wir ihn allerdings, in Göthe's Schrift, von Natalien getrennt, und mit seinem Felix auf einer Wanderschaft der" — (ganz angenehmen,) — „Entsagung begriffen, welcher Natalie, vielleicht um die Beständigkeit ihres Verlobten in Sorge, unter andern die Bedingung gesetzt hat, daß der Pilger an keinem Orte über drei Tage verweilen und an keinen unter Jahresfrist zurückkehre. Auch läßt die Stelle nahe am Schlusse, S. 548: Alle brauchbare Menschen sollen in Bezug auf einander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten, und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht — allenfalls vermuthen, daß die Reise

*) „Doch wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft,
Wer mag ihn dann beschützen?
Und wenn er keinen Hintern hat,
Wie kann der Edle — sitzen?"

Göthe.

wohl in einer idealen Universalloge enden werde. Allein der Zusammenhang der, bis hieher erzählten, Wanderschaft mit diesem muthmaßlichen Dichterzwecke, läßt sich um so weniger ergründen, da der Pilger, der seine Lehrjahre ganz im Gebiete der wirklichen Welt verlebt hat, hier auf einmal in einer erdichteten" — (eine solche wäre eine ideale Universalloge aber doch auch!) — „erscheint, wo es unter andern ein pädagogisches Utopien — Erziehungshäuser — und noch manche andere — phantastisch-mährchenhafte Dinge giebt."

---

7. Studien über Göthe,

vom Chorherrn und Professor des Gymnasiums zu Pilsen,

J. St. Zauper.

Wien, bei Geistinger 1822. 8. (S. 96 — 99.)

„Wilhelm Meister's Wanderjahre."

„Ich glaube die Natur des Romantischen in diesem Roman im vollsten Maße empfunden zu haben, nämlich das schöne, veredelte Wundersame." — (Das Wundersame liegt im Kreise des Romantischen, ist es aber nicht selbst.) — „Man wird ungerecht gegen Göthe, wenn man in" (seinen) „größern Werken schwache Parthieen zu finden glaubt. Glänzendere Stellen werden durch solche gehoben, wie in der Mu-

sik und Mahlerei. *) Die Ursache ist bloß, eine veränderte Wirkung" — (von Was und Worauf?) — „welche größtentheils relativ ist, und gewöhnlich nach dem lesenden Individuum sich richtet. Früher hätte ich gern die Bekenntnisse einer schönen Seele entbehrt, welche ich jetzt um nichts missen wollte, nachdem sie mir den Faden des Ganzen nicht mehr zerreißen. **) Mannichfaltiger in diesem Bezuge ist vielleicht kein Werk Göthe's, als die Wanderjahre; sie sind von der Art, als wären sie für alle Gattungen gebildeter Leser geschrieben; vielleicht jede findet, was sie unwiderstehlich anzieht. Die Episoden sind überreich eingeschaltet, und von der verschiedensten Gattung." — (Diese Mannigfaltigkeit findet sich in Boccaz Decameron, Tiek's Phantasus u. s. w. auch.) — „Ich habe einen Stachel im Herzen durch der Wanderjahre ersten Theil, ich weiß nämlich nicht, wie Göthe aus diesem noch Unzusammenhängenden" — (das gehört ja eben zu dem Wundersamen) — „sich heraus winden werde." — (Eine künftige veränderte Wirkung wird ihn, wie die bei den Bekenntnissen einer schö-

*) Deshalb wird man aber doch gegen Göthe nicht ungerecht, wenn man in seinen größern Werken schwache Parthieen zu finden glaubt. Dieß könnte nur der Fall seyn, wenn sich keine darin fänden, wovon Herr Zauper doch selbst hier das Gegentheil behauptet, indem er sie nur, als absichtliche Folien für glänzendere, entschuldigt.

**) Dieß ist denn doch wohl auch nur eine veränderte, nach Hrn. Zauper's lesendem Individuum sich richtende, Wirkung.

ten Seele, schon darüber trösten.) — „Es sind wahre Wanderungen, wo einem das Widersprechendste begegnet, zumal Meistern, der mit den wunderlichen Bedingungen, nirgends über drei Tage zu verweilen, unter Einem Jahr in den nämlichen Ort nicht zurückkehren, nur zu Zweien zu wandern, von keiner Herberge näher als wenigstens eine Meile zu bleiben — gefesselt ist.“ (So lange es ihm beliebt.) — „Hat doch das menschliche Leben, jene wirkliche Wanderschaft, in seinen Begegnissen eben so wenig Zusammenhang, und es sieht damit recht kunderbunt aus,*) der Besonnene erfahrne Geist bringt erst eine Bindung in die losen wechselnden Gestalten.“ (Im Roman ist dieß eben des Dichters Sache!) — „Daß Göthe zu diesem letzten Romane, der sich mit keinem der erstern vergleichen läßt, schon den Zusammenhang deutlich im Geiste hat, läßt sich nicht nur vermuthen, sondern ist gewiß.“ (Wie so? Weil Herr Zauper es behauptet?) „Diese wechselnde Bildnerei möchte ich ein geistiges Kaleidoskop nennen, das beständig in magischer Schnelle die Formen verändert, bald in üppiger Farbenpracht, bald in einfach schöner Zeichnung sich darstellt, immer jedoch das Auge der Seele**) in

*) Das Leben hat freilich Gott so gemacht. L'homme propose, Dieu dispose! Die Wanderjahre aber sind von Göthe, der doch selbst oft genug von einem Roman, wie einem jeden poetischen Kunstwerk, Zusammenhang gefordert hat.

**) Um durch das Kaleidoskop in eine vergnügende Bewegung und sinnige Zerstreuung gesetzt zu werden, ist doch wohl das Auge des Körpers die Hauptsache.

einer angenehm vergnügenden Bewegung und sinniger Zerstreuung erhält; ich erinnere nur an den kurzen Briefwechsel zwischen Vetter, Tante und den Nichten, besonders an Hersilien. Lebhaft steht schon Lenardo vor unsern Augen, ehe wir noch wissen, wer er ist.“

„Beim ersten Lesen der Wanderjahre erstem Theil, bin ich ganz besonders ungeduldig bewegt worden. Weil mich das Einzelne wohl anzog, doch das Ganze mehr interessirte, brach ein Faden um den andern ab; ich eilte mit Neugierde weiter und weiter, und erblickte mich am Ende, ohne von hie oder da befriedigt zu seyn. Eine herrliche Lehre, die ich mir in meinem ungeduldigen Leben“ (sic!) „noch nie so lebhaft gegeben, ist mir dadurch geworden, das rasche Drängen und Treiben wie möglich zu zügeln, und den Augenblick nicht über mich Herr werden zu lassen.“ — (Diese Lehre lehrt doch das Leben selbst am Besten.) — „Jetzt wiederlese“ (sic!) „ich mit Fassung und mit entsagender“ — (auch ein Entsagender!) — „Ruhe und Erwartung, und finde nichts desto weniger mich an den schönen Bruchstücken wundersam ergötzt.“ — (Nun, so fehlt es dem „wundersamen“ Buche doch auch nicht an einem wundersamen Leser!) — „Bei Göthe's Worten sage ich mir oft seine“ (Worte): „Sie haben einen natürlichen Sinn, obgleich einen tiefen.“ —

Wenn es aber für die Theorie des Romans keinen andern Maßstab gäbe, als die Vergleichung mit dem Kaleidoskop: dann hätte Hr. Zauper mit seinem Lobe der Wanderjahre freilich Recht.

(Was hier Hr. Zauper „sich sagt," hat weder einen natürlichen noch tiefen Sinn. Denn das Tiefe steht dem Natürlichen nicht entgegen, und daß nicht alle Worte Göthe's einen natürlichen und tiefen Sinn haben, zeigen, eben deshalb, gleich die hier angeführten.) — „Was Göthe bei Gelegenheit des Lehrinstituts, in welches Felix" — (ohne Bedenken) — „von seinem Vater eingeführt wird, halte ich" (J. St. Zauper, Professor und Chorherr zu Pilsen) — „für das Gediegenste, Schönste, Vortrefflichste." — (Auf Gründe und Beweise läßt sich die Pilsener Aesthetik nicht ein.) — „In den Wanderjahren bilden die Flucht in" (nach) „Egypten, die Heimsuchung und der Lilienstengel, ein herrliches Idyll, das zarter kaum sich denken läßt und" — (allzumal der Lilienstengel!) — „unschuldiger."

So weit Herr Zauper! Und hiemit haben wir denn nun Alles was uns an andern Beurtheilungen über die Wanderjahre bis jetzt zu Gesicht gekommen ist, in chronologischer Folge unsern Lesern vorgelegt. Daß man aber auch aus diesem neuesten, so gut als gar nichts urtheilenden, Urtheil über die Wanderjahre, *)

*) So oberflächlich, als dieses Urtheil über die Wanderjahre, ist auch das ganze Buch. Nach einigen ganz unbedeutenden zerstreuten Reflexionen über Poesie und Kunst überhaupt, folgt eine Reihe einzelner eben so abgerissener Bemerkungen über Göthe im Allgemeinen und mehrere (nicht alle) seiner Werke insbesondere, die hier auf das Wunderlichste zusammengestellt sind.

wie aus der schon S. 189—190 mitgetheilten Danksagung, die Göthe diesem „Wertheften“ dafür

So folgt z. B. auf den Tasso der Pater Brey, auf den Reinecke Fuchs Hermann und Dorothea, auf das Römische Carneval der Roman: Die Wahlverwandtschaften, auf Göthe's Leben die Mitschuldigen, Götz von Berlichingen und Rameau's Neffe u. s. w. Daß in diesen so unzusammenhängenden und, wie es scheint, bloß gelegentlichen Bemerkungen sich manche recht artige und wahre findet, ist nicht zu läugnen. Aber des Falschen, Halbwahren, Unreifen, Seichten, Faden und längst Bekannten, findet sich ungleich mehr; und wie flüchtig der Verfasser diese Aphorismen hingeschrieben hat, werden unsere Leser schon daraus ersehen, daß er S. 37 den Felix zu einem Fritz, S. 75 die natürliche Tochter zu einer Iphigenie, und Göthe's Ausdruck im Divan von Jean Paul's poetischer Welt, als einer „vertrakten“ S. 41 zu einem Einfall Müllner's in dessen geistreicher Kritik des Divan, macht. Von Wilhelm Meister's Lehrjahren, u. A. sagt er kein Wort! Und gleichwohl bedankt sich Göthe, in seinem, vom Verf. vorangestellten, Schreiben an denselben, für dieses so unzusammenhängende und flache Kunstgeschwätz als für eine „Entwickelung,“ die ihm „den Vortheil verschafft habe, seine vielfachen Werke endlich einmal in einem abgespiegelten Zusammenhange zu sehen“!! — Eben dieser Herr Chorherr Zauper zu Pilsen hat außer diesen sogenannten Studien über Göthe, auch noch „Grundzüge zu einer deutschen“ (sic!) „theoretisch-praktischen Poetik, aus Göthe's Werken entwickelt. Wien 1821. 234 S. 8. herausgegeben, die nicht minder ungründlich sind, und denen er die fehlerhafte Eintheilung der Dichtarten aus J. F. M. Erneſti's Handbuch der schönen

abgestattet hat, ebenfalls: in Betreff der poetischen Intention derselben, nicht um das Mindeste klüger wird, haben wir ihnen nicht erst zu sagen nöthig, da sie sich dieß ohne Zweifel schon selbst gesagt haben werden; und so befindet der Leser denn wirklich, nach all diesen Briefwechseln, Gesprächen, Aphorismen, Recensionen und Expektorationen amtlicher und nicht amtlicher Kritik über Göthe's Wanderjahre, hinsichtlich jener gehofften Aufklärung, ganz in dem nämlichen leidigen Falle, in welchem sich Wilhelm Meister selbst, nach Durchlesung von Lenardo's Tagebuche, und sein älterer Bruder Faust, nach Erlangung seiner Doctor- und Magisterwürde, befand:

„Da steh ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug als wie zuvor!

Göthe.

Redekünste, Quedlinburg 1820, 2 Bde, 8., das durchaus nichts weiter als eine der elendesten unserer zahllosen Anthologieen und Compilationen ist, zum Grunde gelegt hat!

IV.

Ueber

die Tendenz

von

Göthe's Wilhelm Meister

überhaupt;

vom

Herausgeber.

„Was fragst du viel: wo will's hinaus?
Wo, oder wie, kann's enden?
Ich dächte, Freund, du bliebst zu Haus
Und sprächst mit deinen Wänden."

Göthe.

Die durch die vorstehenden Beurtheilungen der Wanderjahre, von Neuem auf die Bahn gebrachte Frage: „Was denn nun Göthe mit seinem Wilhelm Meister eigentlich — gewollt habe?“ ist bekanntlich schon nach der Erscheinung der Lehrjahre, vielfach besprochen worden, und wie jetzt, so haben auch damals mehrere, nur andere,*) Kunstrichter, mit dem Bestreben, die wahre Tendenz dieses Romans zu ergründen, sich wetteifernd den Kopf zerbrochen.

Friedrich von Schlegel, der zu dieser nun schon so alten Streitfrage die erste Veranlassung gab, erklärte die Lehrjahre (nebst der französischen

*) Auffallend, und für die Geschichte der Kritik der Göthe'schen Werke bemerkenswerth, ist es, daß von den Beurtheilern der Lehrjahre (deren mehrere, als Jenisch, Huber, von Hardenberg, von Woltmann und die Frau von Stael, freilich der Tod seitdem der Litteratur leider entrissen hat) unter denen der Wanderjahre, bis jetzt kein Einziger wieder aufgetreten ist, und selbst Friedrich von Schlegel und Schubarth, zur Erscheinung der Letztern, bisher — geschwiegen haben.

Revolution und Fichte's Wissenschaftslehre!) für die größte Tendenz des achtzehnten Jahrhunderts; für ein zweimal gemachtes, aus einem Künstlerroman und einer Bildungslehre der Lebenskunst bestehendes Werk; für eine poetische Physik der Poesie, eine historische Philosophie der Kunst und eine Darstellung der menschlichen Natur und Bildung überhaupt, welche nicht die Erziehung eines einzelnen Menschen, sondern das Schauspiel der ganzen Menschheit, in dem der Held selbst nur ein Gegenstand der Ironie des Dichters sey, umfassen solle. *) — Von Hardenberg (Novalis), obschon er

*) Im Athenäum, Berlin 1800, 3ten Bandes 2tem Stück, S. 178: „Das Werk ist zweimal gemacht, (?) in zwei schöpferischen Ideen. Die erste war bloß die eines Künstlerromans, nun aber" (wann?) „ward das Werk, überrascht" (das — Werk?) „von der Tendenz seiner Gattung, plötzlich (!) viel größer, als seine erste Absicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunst hinzu, und ward der Genius des Ganzen." — In den Charakteristiken und Kritiken, Königsberg 1801, 1stem Bande, in der Charakteristik des Wilhelm Meister: „Wenn wir auf die Lieblings-Gegenstände aller Gespräche und gelegentlichen Entwickelungen und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten der Menschen und ihrer Umgebungen sehen, so fällt in die Augen, daß sich Alles um Schauspiel, Darstellungskunst und Poesie drehe. Es war so sehr die Absicht des Dichters, eine nicht unvollständige (?) Kunstlehre aufzustellen oder vielmehr in lebendigen Beispielen und Ansichten darzustellen, daß diese Absicht ihn sogar

er die Lehrjahre Wilhelm Meister's eifrig studierte und durch sie zu seinem Heinrich von Ofterdingen

sogar zu eigentlichen Episoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und Vorstellungen der Bergmänner." (Auch die Analyse des Hamlet.) „Ja man dürfte eine systematische (?) Ordnung in dem Vortrag dieser poetischen Physik der Poesie finden, nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder (?) Naturgeschichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm im ersten Abschnitt seiner Lehrjahre mit den ersten und dürftigsten Anfangsgründen der Lebenskunst beschäftigt ist, so werden hier auch die einfachsten Ideen über die schöne Kunst, die ursprünglichen Facta und die rohesten Versuche, kurz die Elemente der Poesie und Schauspielkunst vorgetragen." (Aber bei den Elementen bleibt es ja leider auch. Sagt doch Schlegel selbst, daß auch Jarno und Serlo „nur das Mechanische ihrer Kunst in der Gewalt haben.") „Obgleich es also den Anschein haben möchte, als sey das Ganze eben so sehr eine historische (?) Philosophie der Kunst" (d. h. ihrer Elemente), „als ein Kunstwerk oder Gedicht, und als sey Alles, was der Dichter mit solcher Liebe ausführt, als wäre es sein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel; so ist doch auch Alles Poesie, hohe Poesie." — „Des Helden erwähnt Göthe fast nie (?) ohne Ironie." — „Mit dem vierten Bande scheint das Werk gleichsam mannbar und mündig geworden. Wir sehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poesie nennen, sondern das große Schauspiel der Menschheit selbst (!) und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben, umfassen soll. (!) Wir sehen auch, daß die Lehrjahre eher jeden andern (?) zum tüchtigen Künstler oder zum tüchtigen Manne bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen selbst. Nicht dieser oder jener Mensch sollte erzogen werden, sondern die" (menschliche) „Natur und Bildung selbst (!) sollte in mannichfachen Bei-

veranlaßt wurde, nennt sie durchaus prosaisch, unpoetisch, unromantisch und modern; ihren Geist einen künstlerischen Atheismus, und den Wilhelm Meister selbst, einen, gegen die Poesie gerichteten Candide. *) — Dagegen findet Je-

spielen dargestellt und in einfache Grundsätze zusammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntnissen der schönen Seele, plötzlich aus der Poesie in die Moral versetzt wähnten, so stehen hier" (wo?) „die gediegenen Resultate einer Philosophie vor uns, die sich auf den höhern Sinn und Geist gründet, und gleich sehr nach strenger Absonderung und erhabener Allgemeinheit aller menschlichen Kräfte und Künste strebt. Für Wilhelm wird wohl endlich auch gesorgt. Aber sie haben ihn fast mehr, als billig oder höflich ist, zum Besten. Selbst der kleine Felix hilft ihn erziehen und beschämen. Nach einigen leichten Krämpfen von Angst, Trotz und Reue, verschwindet seine Selbstständigkeit aus der Reihe der Lebendigen. Er resignirt völlig darauf, einen eignen Willen zu haben, und nun (!) sind seine Lehrjahre wirklich vollendet, (?) und Natalie wird Supplement des Romans."

*) In seinen Aphorismen über Aesthetik und Litteratur, im 2ten Band seiner Schriften, Berlin 1802. „Wilhelm Meister's Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch (!) und modern; das Romantische geht darin zu Grunde" (Schlegel, Franz Horn u. A. halten sie, und gewiß mit Recht, für den ersten romantischen Roman unserer Litteratur), auch die Naturpoesie und das Wunderbare." (Nun, dafür entschädigen die Wanderjahre durch die neue Melusine reichlich!) „Das Buch handelt bloß (?) von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur (?) und der Mysticismus" (der kommt in den Wander-

nisch in ihm das Ideal der reinen Menschheit.*) — Der ungenannte Verfasser der ästhe-

jahren!) „sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte; das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt;" (Gottlob!) „künstlerischer Atheismus (!) ist der Geist des Buches. (?) Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem (?) wohlfeilen Stoff (?) einen poetischen Effekt erreicht. Wilhelm Meister ist eigentlich (?) ein Candide (?) gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade (!), was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen" (sind das gewöhnliche Dinge?) „in der ersten Hälfte des dritten Theils, sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lebens. Die Oberaufsicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotario's Schlosse ist ein großer Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht" (das ist wahr!) „und die Poesie spielt beinahe eine Rolle wie in einer Farce. (!) Es läßt sich fragen, wer am Meisten verliert, ob der Adel, daß er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daß sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspeare's macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie; und die ökonomische Natur" (Therese'ns und Lotario's, allerdings) „ist endlich die wahre übrigbleibende." (?)

*) In seiner Schrift: Ueber die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten in Wilhelm Meister's Lehrjahren, Berlin 1797: „Das Ideal der reinen Menschheit besteht weder in hohen außerordentlichen Geisteskräften, die das Genie ausmachen, noch in

tischen Ansichten *) sieht darin die Darstellung einer schönen menschlichen, aber doch auf mo-

großen und kühnen Leidenschaften und darauf beruhender außerordentlicher Thatkraft des Willens, die den wesentlichen Charakterzug des Helden zeichnen." (Aber der Held bedarf doch wohl auch des Genie's? Oder hätten Cäsar, Friedrich II. und Napoleon keines gehabt?) „Beide, das Genie und der Held, sind gleichsam die äußersten" (doch nicht entgegengesetzten?) „Enden, Extreme der Menschheit; d. h. ihrer Geistes- und Willenskraft" (die doch in Beiden zusammenfällt). „Aber zwischen (?) Beiden zieht sich die schöne Mittellinie der reinen Menschheit, das ächte Ideal menschlicher intellektueller und moralischer Schönheit und schöner Menschlichkeit hin, und heißt: ein erleuchteter Geist und ein edles Herz. Hieraus geht hervor, daß ein Charakter, der dieß Ideal zurückstrahlen soll, mit keinen außerordentlichen weder Geistes- noch Willenskräften ausgestattet, weder Genie noch Held seyn darf, sondern ein Mensch, höchstens" (das Ideal wird sehr mäßig angeschlagen) „von ausgezeichneten Gaben und einem erleuchteten Geist und edeln Herzen seyn muß; und einen solchen stellt uns Göthe in seinem Wilhelm Meister auf."

*) Leipzig bei Göschen 1808. 8. in dem Aufsatz: Ueber Wilhelm Meister's Lehrjahre: „Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darstellung einer schönen menschlichen Natur, die sich durch die Zusammenwirkung ihrer innern Anlagen und äußern Verhältnisse allmählig ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendeteres Gleichgewicht, Harmonie und Freiheit. — Für ein solches Wesen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künstlers, eines Staatsman-

derne, und zwar deutsche, Weise, zum vollendeten Gleichgewicht der Harmonie und Freiheit ausgebildeten Natur; — Huber (der im Ganzen, wie auch in der Annahme einer ironischen Behandlung des Helden, der Schlegelschen Ansicht beitritt) die Aufstellung der Kunst als Symbol des Lebens und des Lebens als Symbol der Kunst. *) — Neh-

nes, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton, sondern — eines Menschen erwarten konnte. Durch ein modernes Costüm" (dieser — reinmenschlichen Natur!) „mußte die Darstellung dieser Welt lebendiger werden. Ein Ideal, dessen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerstreut finden, giebt der Phantasie ein weit anschaulicheres Bild; und schon dieß konnte den Dichter, der zunächst für das deutsche Publikum schrieb, bestimmen, eine deutsche Welt zu wählen."

*) In seiner Recension der Lehrjahre in der Allgemeinen Litteraturzeitung, 1801. Nr. 1.: „An den Helden dieses Romans haben die unpoetischen Leser und Kritiker" (die sollen auch nicht poetische seyn!) „viel Aergerniß genommen. Von den poetischen hingegen schlossen ihn einige, vielleicht durch eine psychologisch zu erklärende Verwechslung des Egoismus (?), ganz besonders in ihr Herz, und wollten ihm mehr Respekt erwiesen wissen, als es jemals die Meinung des Dichters war. (?) Nie wurde es Cervantes und Voltairen von den Lesern des Don Quixote und Candide übel genommen, daß jener ein Narr, und dieser ein Pinsel ist; und eben so wenig fanden sich bis jetzt Kunstverständige, welche zu behaupten unternommen hätten, daß Don Quixote im Ernst ein weiser Junker und

berg *) erklärt den Wilhelm Meister für einen charakterlosen Laps, in dessen Darstellung der Dich-

Candide ein besonders gescheidter Junge sei.“ (Natürlich, weil sie ja eben nach der unverkennbaren Intention des Dichters, ein Narr und Pinsel seyn sollen, und auf das Ergötzlichste sind. Aber wo hat Göthe eine solche Intention hinsichtlich seines Meister gezeigt?) „Dieser Mißverstand wäre also unbegreiflich, bei dem unnachahmlichen Ton von milder Persiflage, mit welchem der Charakter des Meister durchaus (??) behandelt ist,“ (er denkt und spricht doch auch recht vernünftig, hat Gefühl, Phantasie, Urtheil, Geschmack, und erlangt die Achtung und Liebe, selbst einer Natalie!) „wenn nicht die mit dem Edeln und Zierlichen so leicht wie mit dem Komischen, und selbst mit dem Komischen“ (ja sogar dem Gemeinen) „edel und zierlich umgehende Phantasie des Dichters, zu diesen Irrthümern Anlaß gegeben hätte.“ (Der Haupt-Anlaß zu diesen Irrthümern liegt doch wohl in der Unbestimmtheit der Zeichnung des Helden; aus dem, — eben weil er bald ein Narr und Pinsel, bald aber, wenn er z. B. über Shakspeare, so geistreich als es nur Göthe selbst kann, spricht, ein „besonders gescheidter Junge“ ist, — der Leser nicht klug wird.) „Gerade dieser so“ (mit Persiflage) „zu behandelnde Charakter eines Neulings, der mehr Gelegenheit als Held der Handlung ist, war es, welcher als Hauptperson (?) dieses Romans, dessen hauptsächlichste Tendenz: wechselsweise die Kunst als Symbol des Lebens und das Leben als Symbol der Kunst“ (Beide sind doch nur sehr beschränkt aufgefaßt, und von der einen Kunst, von der hier die Rede ist, nimmt ja Wilhelm Abschied) „aufzustellen, am besten (?) befördern mußte.“

*) In seiner Recension der Wahlverwandtschaf-

ter nur dem schlaffen verzärtelten Geist unserer Zeit habe schmeicheln wollen (eine Schmeichelei,

ten, in der Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1810. Nr. 1.: „Mit Meister's Lehrjahren muß der Verfasser den Sinn und Geist seines Zeitalters noch besser getroffen haben, als er selbst immer ahnden mochte, da er das Buch schrieb. Der lächerliche Ausdruck derer, die sich zudrängten, für seine Jünger gelten zu wollen, daß der Roman Wilhelm Meister eine der großen Tendenzen des Zeitalters ausmache, deutete auf etwas Reelles und hatte einen tiefern Sinn, als in dem es ausgesprochen war. Die Schilderung eines charakterlosen Laps" (an dem „Charakterlosen" ist's wohl schon genug) „der sich allen Eindrücken hingiebt, Verstand hat, Reflexionen zu machen, die sich in seinen Handlungen nirgends ausdrücken" (wenigstens selten!) „Empfindung für Alles und — für Nichts, sobald sie Etwas überwinden soll; den gerade deswegen alle (?) Menschen, mit denen ihn der Dichter in Berührung bringt, höchst anziehend finden; ein solcher Charakter sagte den herrschenden Gefühlen zu, und die Schicksale, womit das Leben dieses Romanhelden ausgestattet ist, schmeichelten dem Selbstgefühl eines Jeden, der in sich Anlage fühlte, ein Wilhelm Meister zu werden, und gar zu gern eine Philine, eine Gräfin, eine Natalie zum Liebeln gefunden, vor allen Dingen aber gern bei Merianen geschlafen hätte. Das Buch schmeichelte dem sich selbst verziehenden verzärtelten Sinne der Zeiten, in denen man nichts höher schätzt, als sich gehen lassen, gar zu sehr;" (daß die Lehrjahre diese Wirkung auf gewisse Leser gehabt haben, so gut wie der Werther und die Wahlverwandtschaften in anderer Beziehung, ist nicht zu läugnen; aber dem Dichter sind solche Wirkungen doch nur anzurechnen, im Fall ihm die

die an einem Dichter wie Göthe, gewiß eine besonders unwürdige seyn würde); — Woltmann, für einen Fant, als die Darstellung einer ehemaligen schwachen Seite des Dichters selbst, mit dessen eignem Leben er die Lehrjahre Wilhelm Meister's im Zusammenhange glaubt. *) — Der ungenannte Verfasser des Artikels Göthe im Conversa-

Beabsichtigung derselben wirklich nachgewiesen werden kann;) „und dabei zog das Genie des Verfassers selbst solche Leser an, die mit Unwillen über das Ganze erfüllt waren."

*) In seinen Memoiren des Freiherrn von S—a. Prag und Leipzig 1815, 1stem Bande, in dem Aufsatz: Barbarei der deutschen Litteratur: „Wer die Welt sah und den innern Gehalt des Menschen zu schätzen weiß, kann unmöglich an dem Helden des Buches Gefallen finden, begreift nicht, wie sich die feinern Stände und Frauen nur mit ihm befassen konnten, und wie ein solcher Dichter ihn ausführlich darstellen mochte. Dieß letzte habe ich mir indeß zu erklären gesucht. Wilhelm Meister ist ein Etwas, das der große Dichter selbst in sich hat, und seiner Empfänglichkeit und schwachen Seite nach, in einer Periode seines Lebens gewesen ist, denn jeder (?) große Mann war einmal ein Fant." (Diesem Kunstrichter hat Göthe das Compliment: das Problem seines Lebens gelöst zu haben, nicht gemacht.) „Wie nun eben dieser in reiche Berührungen kommt, die einen bildsamen Stoff für den Roman darbieten, und manche Erinnerungen die Jahre werth machen, wo wir ein Fant waren, so nahm Göthe eben das Geringste, was er in seiner Natur vorfand, zu dem Helden eines Romans." (!!)

tionslexikon *) nimmt die Entwicklung einer harmonischen Bildung als Tendenz des Ganzen an. — Der des Artikels Roman in eben jenem Werke, hält es für eine Darstellung des Edelsten und Besten unserer Zeit und deutschen Lebens in der höchsten Vollendung. **) —

*) Conversationslexikon, 5te Auflage, Leipzig 1819, 4ter Band: „Vergleicht man in Beziehung auf den Dichter, den Meister mit dem Werther, so sieht man, wie in diesem der Dichter noch mit Leben und Schicksal ringt, im Meister aber sie“ (das Leben und Schicksal?) „besiegt hat (?) und alles Heil in einer harmonischen Bildung fand, die man auch als Tendenz des Meister's betrachten muß.“

**) Conversationslexikon, 8ter Band: „Wilhelm Meister's Lehrjahre sind, was wir, mit inniger Ueberzeugung, das Höchste (!) im Gebiet des Romans nennen; in welchem der Dichter, wie jeder sinnige Leser ahndete, noch ehe die geniale Selbstbiographie“ (Göthe's) „es bestimmt aussprach“ (in dieser hat sich Göthe bis jetzt doch nur über die Veranlassung der Bekenntnisse der schönen Seele, durch das Fräulein von Klettenberg, erklärt); „ein treues, aber im eigentlichen Sinn, dichterisches“ (doch nicht vollständiges!) „Bild des Edelsten und Besten seiner Zeit (??) aufgestellt hat. Dieß Werk umfaßt wirklich (?) alle (?) Stände und Alter und Verhältnisse der Menschheit.“ (Es kommen doch nur, und zwar einseitig genug, die des Kaufmannsstandes und Adels, der Schauspieler, Offiziers, Oekonomen, Seiltänzer und Zigeuner, darin zur Sprache.) „In das Rosenlicht (!) der schönsten individuellen und naturgetreuen Ideale getaucht“ (erscheinen diesem Aesthe-

Bouterweck sagt gar Nichts darüber. *) — Eichhorn beschränkt sich auf die Bemerkung: daß die

tiker denn auch die alte Barbara, Norberg, Werner, und alle die liederlichen Edelleute und Komödianten, die Wilhelm selbst eine „schlechte Gesellschaft, in der er sich umgetrieben habe," nennt, in das Rosenlicht der schönsten Ideale getaucht?) „und was es uns ungemein theuer machen muß: es giebt deutsches Leben in der höchsten Vollendung, (!) die es nur haben kann." (Für dieses Landsmannschaftliche Compliment des Verfassers werden sich die Gebildeten seiner Landsleute gewiß — bedanken.) „Hätte man die Bedeutung des Lebens, das Göthe hier dargestellt, und das sich in dem Helden im Wilhelm Meister gerade von der schönsten (!) Seite individualisirt hat (?), begriffen, so würde man nicht auf den traurigen (!) Irrwahn gekommen seyn, der den Schluß des Werkes nicht schließend findet: ein Irrwahn, der deutlich beweist, daß man die Absicht des Ganzen gar nicht geahnet hat, denn dieß gerade kann keinen andern Schluß haben, als einen solchen, der noch eine unendliche Perspective des Strebens und Sichbildens" (sonach sähe es also doch mit der „höchsten Vollendung" mißlich genug aus) „eröffnete."

*) In seiner Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit, Göttingen 1819, 2ter Band, S. 386: „Der Roman: Wilhelm Meister's Lehrjahre, voll bewundernswürdiger Gemälde des wirklichen Lebens und eben so reich an ästhetischen als psychologischen Lehren, unterschied sich so auffallend durch seine ruhige Umständlichkeit, von dem raschen glühenden Werther, daß man ihn für das Werk eines andern Verfassers gehalten haben würde (?), wenn er anonym heraus gekommen wäre." Das ist Alles, was der

Lehrjahre dem zwiefachen Zweck nachzustreben scheinen: das Leben in seiner Vielseitigkeit darzustellen und wichtige Materien der Kunst zu erörtern, *) — Jördens behauptet nur schlechtweg, daß sie sich auf geheime Gesellschaften und Theaterwesen beziehen, **) und Hein-

Verfasser über diesen Roman sagt, wie er denn überhaupt den größten Dichter der Nation, in diesem sonst so trefflichen Nationalwerk, auffallend flüchtig behandelt hat.

*) In seiner Geschichte der schönen Redekünste, Göttingen 1808, 2te Abtheilung: „Nun erschienen Wilhelm Meister's Lehrjahre von Göthe, in denen sich der Dichter über manche sonst gewöhnliche Kunstforderungen, über die Einheit der Handlung, die engste Verbindung der einzelnen Theile zu einem einzigen Aufschluß und die Mannigfaltigkeit überraschender Theile" (auch darüber?) „hinweg setzt, und nur zwei Zwecken nachzustreben scheint: das Leben in seiner Vielseitigkeit" (die geben wir zu, nur nicht die Allseitigkeit!) „darzustellen, und wichtige Materien der Kunst zu erörtern."

**) Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, (nach diesem, schon oft gerügten, grundfalschen Gegensatz von Poesie und Prosa, wären die Lehrjahre, weil sie in Prosa geschrieben sind; wäre der Roman überall, gar nicht einmal ein Werk der Dichtkunst!), Leipzig 1807, 2ter Band: „Der Hauptinhalt dieses Romans bezieht sich auf zwei Lieblingsgegenstände der damaligen Zeit: Geheime Gesellschaften und Theaterwesen. Die Vortrefflichkeit der einzelnen Theile kann nicht geläugnet werden, aber das Ganze steht tief (!) unter den

sius schreibt bloß Jördens und Eichhorn wörtlich nach. *) — Franz Horn bekennt sich zur Ansicht Friedrich Schlegel's. **) — Wachler

Leiden des jungen Werther." Punktum! — Ein prägnantes Urtheil!

*) In seiner Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen, Berlin 1818, 8.: „Der Hauptinhalt dieses Romans bezieht sich auf geheime Gesellschaften und Theaterwesen. Der Dichter setzt sich darin über manche gewöhnliche Kunstforderungen hinweg, und scheint nur zwei Zwecken nachzustreben: das Leben in seiner Vielseitigkeit darzustellen, und die wichtigsten Materien der Kunst zu erörtern."

**) Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit, Berlin 1805, S. 207: „Meister's Lehrjahre sind in ihrer Absicht größer noch als Werther" (Nach Herrn Jördens stehen sie tief unter ihm!); „denn wir sollten hier einen Roman erhalten, in dem das Leben in seiner Allseitigkeit (!) sich abspiegeln müßte." — Die schöne Litteratur Deutschlands während des 18ten Jahrhunderts, Berlin 1812, Seite 1431: „Im Athenäum ist auf die anmuthigste und würdigste Weise von diesem Roman gesprochen worden, so daß ich nicht von Nöthen habe, etwas hinzuzusetzen, um meine Liebe für dieses Werk zu rechtfertigen. Wie es dort lautet, so lautet auch meine Meinung." — (Doch fügt der Verf. die, allerdings wohl motivirte, Frage hinzu: „Ob wohl die Herausgeber des Athenäums vom Jahre 1798, jetzt nicht mit einiger Ironie auf den alten überschwenglichen Halbgottesdienst herab sehen dürften?" und fährt dann folgendergestalt fort: „Mich dünkt, man könnte über Wil-

spricht von den Lehrjahren bloß als von einem Lehrbuch der Welterfahrung, Menschenkunde, Philosophie und Kritik. *) — Schubarth dagegen erklärt sie

helm Meister ganz ehrlich und einfach reden, etwa so: Wir finden hier eine Reihe von leichten und anmuthigen Novellen (?) in einem köstlich gebildeten Style vorgetragen; wir finden einen durchaus neuen, einzig vollendeten Charakter in Mignon, und einen Harfner, den die Poesie selbst einführt, aber die Prosa hart genug wieder von dannen schleppt. (?) Der vierte Band des Werkes erscheint fast durchgängig hart, rauh und herbe, und eine gewisse, wenn wir so sagen dürfen, anständige Unpoesie (?) und geistreiche Halbunsittlichkeit (?) stellt sich triumphirend in den Hintergrund, wo denn nothwendig die Farben alle verlöschen und die musikalischen Töne verstummen müssen. Jarno, Lothario und der Abbé bilden gewissermaßen die Thesis, Antithesis und Synthesis der krystallisirten Prosa (!!) und es ist nur zu beklagen, daß die dreifache Krone, die der Göttin selbst gebührt," (welche?) „hier in drei Theile hat zerbrochen werden müssen, um keinen dieser würdigen Competenten leer ausgehen zu lassen." — Unter den bisherigen, freilich immer nur noch compendiarischen, Geschichtschreibern unserer vaterländischen Poesie, ist übrigens Hr. F. Horn unstreitig der erste und einzige, der die Größe, Bedeutung und Wirkung Göthe's in derselben, nach ihrem ganzen Umfang aufzufassen gesucht hat.

*) Vorlesungen über die Nationallitteratur der Deutschen; Frankf. a. M. 1819, 2ter Band: „Wilhelm Meister's Lehrjahre sind das Werk zauberischer Romantik, in schwesterlicher Eintracht mit einer sich selbst hell auslegenden Wirklichkeit; ein Lehrbuch der Welterfahrung, Menschenkunde, der Philoso-

für nichts Geringeres, als für eine Lösung des Problems: der wahren Bildung des Menschen; des wahren Verhältnisses des Menschen zur Natur, und des Gelangens des Menschen zur ächten Verbindung mit der Natur und Welt. *) — Frau von Stael endlich, findet im

phie und Kritik, versöhnt die Ansprüche der Kunst mit der Allseitigkeit" (schon wieder!) „des Lebens."

*) Zur Beurtheilung Göthe's; Breslau 1819, 8. im 1sten Band, S. 21 u. ff.: „Unter den größern spätern Arbeiten Göthe's treten uns die Lehrjahre Wilhelm Meister's als das Werk entgegen, dessen hauptsächlichste Aufgabe es ist, zu zeigen: sowohl worin die wahre Bildung des Menschen bestehe, als wie das wahre Verhältniß des Menschen zur Natur zu begreifen sey, und in welchem Sinne der Mensch nur in die ächte Verbindung mit Natur und Welt zu gelangen hoffen dürfe." — (Das Alles sollen uns die Lehrjahre wirklich gezeigt haben?) — „Wilhelm Meister hegt, schon bei dem unbestimmten Bewußtseyn, das Verlangen nach einer harmonischen, ebenmäßigen Ausbildung seiner. — Werther wird vom Schauspiel unendlicher Natur verwirrt, und Wilhelm läuft gleichfalls Gefahr, durch eine theatralische Anziehung von der rechten Bahn seiner Bildung abgezogen zu werden. — Aber indem er über diesen Irrthum aufgeklärt wird, in welch ein anderes Gebiet des Schönen, Guten und Wahren ächter Menschheit und der vollständig (?) gebildeten und geübten Kräfte der Menschen gelangt er?" — (daß, wie der Verf. in der Note hinzufügt, „der große Abstand einer Natalie, wie eines Lothario, Abbé, Jarno und des Oheims, gegen Serlo, Aurelien, Philinen und Melina's, von selbst in

Ensemble dieses Roman philosophique, kein anderes Interesse, que celui qu'on doit mettre à savoir l'opinion de Göthe sur chaque sujet, und schilt unsern Wilhelm Meister selbst, einen: tiers importun, den der Dichter,

die Augen tritt," ist nicht zu läugnen, aber nimmermehr läßt sich dieser „Personenkreis" doch so hoch, als hier geschehen, anschlagen.) — „Die richtige (?) Begränzung und Zurückführung desjenigen, was im Werther allgemein und dunkel gewählt ist, auf das entschiedenste und bestimmteste Maaß, die Beschränkung jenes bloß ideellen, gedachten, empfundenen Inhalts auf einen durch die höchste Wirklichkeit sich hervorthuenden Gehalt, ist das durchgreifende Thema der Lehrjahre Wilhelm Meister's." (Worin besteht aber jenes Maaß und dieser Gehalt?) „Und so steht der Meister zum Werther im umgekehrten Verhältniß, indem, wie dort" (im Werther) das Problem der Menschheit im Unbegränzten und Unendlichen, im Unermeßlichen der Wirkungen der Natur und einer unmittelbaren Hingabe an dieselbe, als unlösbar dargestellt wird, so hier" (im Meister) „seine Lösung (?) im Begränzten und in der Beschränkung, in der Bildung, in der Selbstbearbeitung aller eignen Kräfte" (die zeigt sich uns doch wohl nicht am Wilhelm Meister?) „und der rohen elementaren Natur, in den erfreulichsten Wirkungen nachgewiesen wird." — Damit ist doch aber wohl das Problem der Menschheit noch nicht gelöst? — Hr. Schubarth glaubt übrigens auch, daß der Wilhelm Meister eine Fortsetzung des Werther, und die Wahlverwandtschaften eine Fortsetzung des Meister seyen. Nun, vielleicht macht der Glaube auch in der Aesthetik — selig!

man wisse nicht warum, zwischen sich und den Leser, gestellt habe. *)

Fügen

*) In ihrer Schrift De l'Allemagne; Londres 1813. 8., im 2ten Bande, Chap. 28. des Romans: „Les romans philosophiques ont pris depuis quelque temps, en Allemagne, le pas sur tous les autres; ils ne rassemblent point à ceux des François; ce n'est pas comme dans Voltaire une idée générale qu'on exprime par un fait en forme d'apologue, mais c'est un tableau de la vie humaine tout-à-fait impartial, un tableau dans lequel aucun intérêt passionné ne domine; des situations diverses se succèdent dans tous les rangs, dans tous les états, dans toutes les circonstances, et l'écrivain est là, pour les raconter. C'est ainsi (?) que Göthe a conçu Wilhelm Meister, ouvrage très admiré en Allemagne, mais ailleurs peu connu." (Eine französische Uebersetzung, die Fr. v. St. nicht gekannt zu haben scheint, da sie doch von der des Werther spricht, erschien doch schon, zu Coblenz, 1803, 8. Vergl. Allg. Litt. Zeit. 1803. Nr. 18.) „Wilhelm Meister est plein de discussions ingénieuses et spirituelles; on en feroit un ouvrage philosophique du prémier ordre, s'il ne s'y meloit pas une intrigue de roman, dont l'intérêt ne vaut pas ce qu'elle fait perdre (!); on y trouve des peintures très-fines et très-detaillées, d'une certaine classe de la société, plus nombreuse en Allemagne que dans les autres pays; classe dans laquelle les artistes, les comédiens et les avanturiers se mêlent avec les bourgeois, qui aiment la vie indépendante, et avec les grands seigneurs, qui croient protéger les arts: chacun de ces tableaux prit à part, est charmant; mais il n'y a d'autre intérêt dans l'ensemble de l'ouvrage (!) que

Fügen wir nun all diesen Ansichten noch die, unsern Lesern bereits mitgetheilten, der bisherigen Beurtheiler der Wanderjahre hinzu, wonach Göthe's Wilhelm Meister, — vom Hrn. Varnhagen von Ense: für ein Zusammengefaßtes aller Göthe'schen Werke, für einen großen Strom, der die Gesammtwerke des Dichters noch einmal über die Erde schickt; für das Leben selbst, ja für Welt und Leben, für das Weltall, und das Leben für die Fortsetzung*) dieser Dichtung; — von dem Ungenannten im Brockhäusler litterarischen Conversationsblatt, für eine Darstellung der Gegenwart, eine Satyre auf den Zeitgeist, für die Berg auf und Berg ab wandernde Zeit, ein Ideal der Lebenskunst und höchsten menschlichen Bildung, für eine Vestalin, Muse und Stimme des Weltgeistes; — vom Hrn. Prof. Kayßler, für eine unsichtbare Kirche und Kulturgeschichte der Menschheit, — von dem Ungenannten in der neuen Berliner Monatsschrift,

que celui qu'on doit mettre à savoir l'opinion de Göthe sur chaque sujet: le heros du roman est un tiers importun, qu'il a mit, on ne sait pourquoi, entre son lecteur et lui."

*) Göthe sagt zwar selbst am Schlusse des 2ten Bandes der 2ten Abtheilung seiner Selbstbiographie, „daß jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist," aber das gesammte Menschenleben für ein Supplement seines Wilhelm Meister zu erklären, ist ihm doch noch nicht eingefallen.

für eine geistreich aufgeschlossene Welt; — von dem Recensenten im Repertorium der Litteratur, für ein Pasticcio, — von dem Kunstrichter des Cotta'schen Litteraturblatts, für einen in spe Meister vom Stuhl; und vom Hrn. Chorherrn Zauper für ein geistiges Kaleidoscop, erklärt wird: so haben wir eine solche Masse von, zum Theil den wunderlichsten und heterogensten, Meinungen, Conjekturen und Hypothesen, über die Tendenz des Wilhelm Meister beisammen, daß wir Göthe's eignes Wort:

„Im Auslegen seid frisch und munter;
Legt Ihr's nicht aus, so legt was unter!"

hinsichtlich dieser seiner Dichtung, an ihm selbst in die reichlichste Erfüllung gegangen sehen. Aber dafür läßt sich denn freilich auch der Ausspruch Göthe's:

„Mancher klopft mit dem Hammer auf der Wand herum, und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf."

weit auf die meisten dieser Aus- und Unter-Leger des Wilhelm Meister in volle Anwendung bringen.

Von den Lobrednern unter all diesen kunstrichterlichen Stimmen der Zeitgenossen Göthe's über seinen Wilhelm Meister, vereinigen sich nun die mehrsten in der (schon S. 146 von uns erwähnten) Ansicht: daß Göthe damit eine Darstellung des Höchsten der menschlichen Bildung und Lebenskunst beabsichtigt habe, und die Passivität in dem Charakter des Wilhelm Meister selbst, eben durch diese Intention des Dichters, vollkommen

gerechtfertigt werde, indem nur auf diese Weise, das Ganze der Dichtung, als ein Bild und Spiegel des menschlichen Lebens überhaupt, sich an ihm, vollständig habe entwickeln lassen. Diese Ansicht hat nun auch von allen den hier zusammengestellten, unstreitig den Schein der Wahrheit am Meisten für sich; nicht nur weil sich eben in ihr die mehrsten jener Kunstrichter begegnen, und sie von einem der scharfsinnigsten derselben, Friedrich von Schlegel, zuerst aufgestellt worden ist; sondern weil man sie von Göthe selbst, durch seine Fortsetzung der Lehrjahre und die, ungleich mehr philosophirende als dichtende, Weise, auf welche er sie in dem ersten Theil der Wanderjahre fortgesetzt hat, so wie durch seine Danksagung für die geneigte Theilnahme an dieser Fortsetzung bestätigt zu sehen, allerdings glauben dürfte. Allein demungeachtet zweifeln wir entschieden, daß sie die richtige ist, und werden so lange an ihrer Richtigkeit zweifeln, als Göthe sich nicht mit voller Bestimmtheit darüber erklärt, was er in jener Danksagung, wie unsere Leser gesehen haben, aller seiner, den genannten drei Beurtheilern, gemachten Complimente ungeachtet, nicht gethan hat. Gesetzt aber auch, Göthe habe wirklich diese Intention, gleich bei dem ersten Entwurf seines Wilhelm Meister gehabt; so läßt sie sich doch aus dem Roman selbst, so weit ihn der Dichter bis jetzt dem Publikum vorlegt hat, nimmermehr nachweisen.

Zuvörderst ist hier zu bemerken, daß der Titel des Werkes, dem Leser ausdrücklich die Lehr- und

Wanderjahre — „Wilhelm Meister's“ ankündigt. Er, der Held des Romans, und nicht der ihn umgebende Lebenskreis, müßte es also ohne Zweifel seyn, in welchem Göthe das Höchste der menschlichen Bildung und Lebenskunst, das Wilhelm, dieser Hypothese zu Folge, in den noch zu liefernden Meisterjahren, nothwendig doch wirklich erreichen müßte, darzustellen hätte versuchen wollen. Demnach müßte man also gegen die Ansicht Fr. Schlegel's annehmen, daß hier allerdings ein einzelner Mensch, der eben dieser Wilhelm Meister ist, durch die mannichfaltigen Beispiele menschlicher Natur und Bildung, in deren Kreis er gebracht worden, habe zu jenem Höchsten erzogen und gebildet werden sollen. Daß Göthe nun diese Aufgabe nur, oder am sichersten, habe lösen können, indem er seinen Helden zu einem Leidenden, und zwar in der Maße, wie wir ihn in den Lehr- und besonders den Wanderjahren erblicken, Leidenden machte, leuchtet keineswegs ein. Göthe selbst hat zwar, und eben in Meister's Lehrjahren, den unbedingten Grundsatz für die Poetik aufgestellt, daß der Held eines Romans überall leidend seyn müsse; aber er hat die Richtigkeit dieses ästhetischen Axioms so wenig bewiesen, als diejenigen Meisterwerke, die wir in dieser Gattung der Poesie unserer und der Litteratur anderer Nationen besitzen, worin der Held kein leidender, sondern ein handelnder ist, deshalb für fehlerhafte Romane erkannt werden können. Auch erklärt er, wie er denn in Vielem was er behauptet, sich selbst widerspricht, in seinen Heften über

Kunst und Alterthum, das gerade Gegentheil jener Behauptung, indem er sagt: „die eigentliche Kraft und Wirksamkeit der Poesie liegt darin, daß sie Hauptfiguren schafft, und Alles, was diese umgiebt, selbst das Würdigste, untergeordnet darstellt. Hiedurch lockt sie den Blick auf eine Mitte, woher sich die Strahlen über das Ganze verbreiten; und so bewährt sich Glück und Weisheit der Erfindung, so wie der Composition einer wahren alleinigen Dichtung.“ Auch sagt er, daß der Romanen-Dichter, „die Welt völlig nach seiner Weise behandeln dürfe.“ Ja, er fügt sogar eben jener Aeußerung über das Wesen des Romans, noch die Bemerkung hinzu: „daß im Roman alle Begebenheiten nach den Gesinnungen des Helden gemodelt, und selbst die Spiele des Zufalls durch dieselben gelenkt und geleitet werden müßten;“ wodurch der Begriff des Leidens nicht auf den Helden, sondern auf den Dichter des Romans, als einen unter jenem Princip Leidenden, bezogen wird. Denn offenbar will Göthe damit doch sagen, daß der Dichter durch besagtes Princip gezwungen werden müsse, die Begebenheiten so zu erfinden und zu modeln, daß der Held als ein Leidender dargestellt werde, weil, wenn man die Stelle so versteht, daß in der Handlung selbst, sich Alles nach den Gesinnungen des Helden bequemen und fügen müsse, die Fügungen ja nicht den Helden, sondern der Held vielmehr die Fügungen beherrschen, und folglich nicht als ein Leidender, den Begebenheiten untergeordneter Held, erscheinen würde. Daß aber der Zweck: einer

Entwicklung und Darstellung des Höchsten menschlicher Bildung, wenn er nur an und für sich erreichbar wäre, an der Charakterzeichnung eines thatkräftigen und handelnden Helden, sich eben so wohl, ja ungleich wirksamer verfolgen lasse, als an der eines in solchem Grade, wie Wilhelm Meister (der fortgesetzt nur immer zu dem wird, was andere Menschen aus ihm machen,) leidenden und passiven; ist doch wohl keinem Zweifel unterworfen. Ja, wenn man den bisherigen Gang der Bildungs- und Geistes-Geschichte Wilhelm's auch nur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt und beobachtet hat; wie er, je nachdem die jedesmal auf die ihn einwirkenden Personen, Verhältnisse und Begebenheiten, es herbeiführen und von ihm verlangen: sich heute von einer Marianne zum leidenschaftlichsten Bühnenfreund, morgen von einem Werner zum trockensten Geschäftsmann, dann von einer Philine zum wirklichen Schauspieler, hierauf von einem Jarno und der pädagogischen Drei, zu dem einseitigsten Verurtheiler aller dramatischen Poesie und Kunst machen läßt; wie er am Busen der Gräfin, dem Adel und der großen Welt, am Arm Therese'ns, den Tugenden des Bürgers und dem Glück der Häuslichkeit huldigt; wie er in tiefster Verzweiflung über Barbara's Entdeckung des jammervollen Schicksals und Todes seiner von ihm hingeopferten Geliebten, dem lockern, ihm seine Dukaten aufzählenden, Laertes in — ein Kaffeehaus folgt; wie er mit der gläubigsten Demuth von einem neuen Groß-Cophta seinen Lehrbrief hinnimmt, der ihm, wie die ganze maurerische Mystificirungsscene in Lothario's

Thurm, hinterdrein für eine bloße Farce von Jarno selbst erklärt wird; ja, wie er erst an seiner Vaterschaft zu Mariannen's Kind zweifelt, auf des — Abbé's Versicherung aber, völlig davon überzeugt wird; *) auf den Wunsch Lothario's, bald Theresen, bald Natalien heirathen will, am Ende aber keine von Beiden bekommt, sondern sich (noch dazu unter den bekannten Servituten!) auf eine neue Wanderung, und auf dieser wieder bald nach dem nußbraunen Mädchen, bald nach Mignon's Heimath, bald in die pädagogische Provinz, bald zum wandernden Bande, schicken läßt: — so muß man nicht nur zweifeln, ob sich an einem solchen willenlosen, aller Freiheit, Selbstständigkeit und eigenen Thatkraft ermangelnden, Charakter, das Höchste der menschlichen Bil-

*) Unstreitig das Non plus ultra seiner Geistes- und Charakterschwäche im ganzen Werk! Nachdem der Abbé ihm seine anderweitigen hocus pocus vorgemacht hat, fragt ihn Wilhelm: „Könnt Ihr mir sagen, ob Felix wirklich mein Sohn ist?“ und: „Heil Ihnen über diese Frage,“ erwiedert ihm dieser neue Cagliostro: „Felix ist Ihr Sohn! Bei dem Heiligsten, was unter uns verborgen liegt“ (und ihm Jarno nachher als eine Farce aufdeckt) „schwöre ich Ihnen, Felix ist Ihr Sohn!“ — Er führt ihm nun den Felix, der schon bei der Hand ist, zu, und: „Ja, ich fühl's,“ ruft der gute Vater Wilhelm, indem er den vom Abbé ihm solchergestalt vindicirten Sohn, in seine Arme schließt, aus: „Du bist mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen — Freunden (!) zu verdanken!“ — Diese Stelle ist, wie sie eine der pathetischesten ist, doch gewiß auch zugleich die scurrilste im ganzen Wilhelm Meister!

dung überall jemals darstellen lasse; sondern vielmehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß aus einem Lehrling und wandernden Gesellen dieser Art, am Ende doch kein anderer Meister als derjenige, zu dem ihn der letzte seiner Meister — macht, werde hervorgehen können. Eben so augenfällig aber stellt sich uns in den Wanderjahren, so weit wir sie bis jetzt kennen, dar: daß er selbst in Hinsicht auf die Annäherung an jenes Ziel, nicht nur keine Fortschritte gemacht hat, sondern im Gegentheil bedeutend rückwärts gewandert ist. So wenig als er bei seiner Ankunft in der Wohnung des Markese, die von diesem ihm in den Lehrjahren verhießene Erbschaft Mignon's (die der Dichter ganz vergessen zu haben scheint) gewinnt; so wenig, das will sagen Nichts, hat er durch diese ganze bisherige Wanderung und Entsagung für seine, sittliche wie intellektuelle, Bildung gewonnen, und in der flachen Bewunderung, womit er Alles, was ihm die Vorsteher der pädagogischen Provinz und des wandernden Bandes, von ihrer Weisheit auskramen, dergestalt unbedingt verehrt, daß er, ohne erst zu prüfen, augenblicklich, jener seinen Felix (von dem doch, wie er noch am Schlusse der Lehrjahre betheuerte, Nichts in der Welt ihn zu trennen vermögend seyn sollte) diesem aber sich selbst zugesellt; wird schwerlich Ein Leser den Wilhelm Meister, der in den Lehrjahren, gleich von vorn herein, wie weiterhin, so treffend als geistreich über Leben, Bildung, Kunst und Poesie reflektirt (man gedenke besonders seiner trefflichen Analyse von Shakspeare's Hamlet!), wieder erkennen können.

Dort zeigt sich doch noch, bei aller Schwäche und allem Schwanken seiner Handlungsweise, eine fortgehende Entwickelung der Eigenthümlichkeit seiner Denkart, Gesinnungen und Gefühle, wie seines Geschmacks und seiner Urtheilskraft; aber von alle dem ist (die Paar flüchtigen Briefe an Natalien abgerechnet, die jedoch an Bedeutung des Inhalts sich auch keineswegs mit seinem Schreiben an Mariannen im 16ten Kap. des 1sten Buches der Lehrjahre vergleichen lassen,) in diesem 1sten Theil der Wanderjahre fast gar nicht die Rede mehr; und selbst die, ohnehin schon, wie wir bereits bemerkt haben, etwas zweideutigen, Entsagungen, denen er sich hier unterwirft, wollen gegen die ungleich höhern, welche er in der Resignation: an seiner ersten Liebe, in seiner Leidenschaft für Mariannen, und an der Kunst, in seiner Neigung zur Poesie und Bühne, in den Lehrjahren schon erfahren hat, eben so wenig etwas bedeuten, als er durch dieses Leiden seiner Trennung von Natalien, das er sich (allzumal auf Isola bella!), sehr erträglich zu machen weiß, für die Erstarkung seines Charakters und die Vervollkommnung seiner Bildung, etwas Erkleckliches gevortheilt hat.

Was aber zweitens die erwähnte Ansicht vom Roman des Wilhelm Meister überhaupt, betrifft; als habe Göthe darin einen vollständigen Spiegel des Lebens, und in ihm, das Höchste aller menschlichen Bildung und Lebenskunst, im Allgemeinen aufgestellt, indem der Held des Romans, gleichsam nur das Weltauge sey, durch das wir hier, nicht in die Welt dieser Dichtung, sondern in die

Welt selbst, die uns der Dichter darin vorüberführe, schauen sollen; so lehrt schon die einfachste Darlegung des, bis jetzt dem Leser mitgetheilten, Inhalts des Werkes, daß weder das Eine noch das Andere, mit Grund daraus gefolgert werden kann. — Der Sohn eines Prunkliebenden Kaufmanns in einer Provinzialstadt, macht Wilhelm, ein wohlgestalteter, geistig und sittlich bereits trefflich gebildeter, und für alles Gute, Wahre und Schöne lebhaft empfindender Jüngling, auf der Bühne seines Wohnortes, die Bekanntschaft einer jungen, mehr durch ihre Schönheit als wahres Kunsttalent ausgezeichneten Schauspielerin, Marianne, eines ungebildeten aber gutmüthigen, leichtsinnigen, und schon einen frühern nichtswürdigen Liebhaber, Norberg, begünstigenden, aber ihren neuen Anbeter wahrhaft liebenden, von einer gemeinen, schlau ihren Vortheil wahrnehmenden Alten, Barbara, schlecht bewachten Mädchens; dem er das Feuer seiner ersten Liebe weiht, und, sich ganz zu verbinden, den Entschluß faßt, sich selbst der Schauspielkunst und dramatischen Poesie, zu der ihn schon als Kind eine vorherrschende Neigung hingezogen, zu widmen. Der Rechnungsführer seines Vaters, Werner, ein trockner, für den Handelsstand auf das Einseitigste eingenommener Comptorist (der „nichts vernünftiger in der Welt findet, als von den Thorheiten Anderer Vortheil zu ziehen"), versucht vergeblich, ihn von diesem Entschluß abzubringen, und, wozu ihn auch der Vater bestimmt, selbst zum Kaufmann zu machen. „Gewöhnlich" erwiedert ihm Wilhelm: „vergeßt Ihr

über Euerm Addiren und Bilanciren, das eigentliche Facit des Lebens," das er in dem Glück seiner Liebe zu Mariannen und der Kunst, zu finden hofft. Auf einer kurzen Geschäftsreise für seines Vaters Handlung, in eine benachbarte kleine Stadt, lernt er in einem vacirenden Schauspieler Melina (der so arg, als es nur immer die Weisen der pädagogischen Provinz können, auf seinen Stand, als den eines in Gesellschaft von Affen und Hunden herumgeführten und geprügelten Bären, schmäht), und in dessen, von ihm entführter Frau, ein Paar vollständige Comödianten und nach seiner Rückkehr auch die Schauspieler in seiner Vaterstadt, als solche kennen, die unaufhörlich auf ihre knappen Gagen, die Undankbarkeit des Publikums, und die Protektionssucht des Direktors schimpften, vor Allem aber Cabalen machten, und wenn von einem neuen Stück die Rede war, nur fragten, was es machen werde, ob es ein Zugstück sey u. dgl. m. Auch Werner dringt wieder mit seinen Warnungen auf ihn ein; aber Wilhelm, der hier zugleich eine Energie und Thatkraft entwickelt, die nichts weniger als einen leidenden Helden in ihm für die Folge erwarten lassen, bleibt seinem Vorsatz unerschütterlich treu, und schreibt den, schon erwähnten, herrlichen Verlobungsbrief an seine Geliebte. Jetzt folgt die wahrhaft tragische Catastrophe seiner vermeintlichen Entdeckung ihrer Untreue durch Norberg's Billet, und die ganze schöne Welt seiner Gefühle und Gedanken, Phantasieen und Hoffnungen, sieht er mit einem Schlage zertrümmert. Hierauf überspringt der Dichter einige Jahre, in denen Wilhelm mit Verzweif-

lung und Krankheit kämpft, indeß Werner jede letzte Regung des Glaubens an Mariannens Treue, durch seine Reden und Machinationen in ihm zu tödten weiß, und: „als er wieder besser wurde, das heißt, als seine Kräfte erschöpft waren, sah er mit Entsetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elends hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinunterblickt.“ — Wie an seiner Liebe, verzweifelt er nun auch an seinem Talent, so daß sogar Werner, bei dem Verbrennen seiner poetischen Versuche, ihm Einhalt thun will; und widmet sich dagegen mit dem besten Eifer und Erfolg den Handelsgeschäften seines Vaters, „froh, auf der Woge des Lebens sich bei Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu sehen.“ — Hiemit dürfte man nun, sowohl aus ästhetischen als psychologischen Gründen, die theatralischen Lehrjahre Wilhelm's, ein- für allemal beendigt glauben. Allein gleich darauf fangen sie noch einmal, und zwar, nunmehr erst recht, von vorne an. Denn auf einer zweiten Geschäftsreise trifft er, „gleich in dem nächsten Landstädtchen,“ wieder zwei Engagementslose Schauspieler, als die Ueberbleibsel einer gescheiterten Direktion an, einen lockern Gesellen Laertes, und eine leichtfertige reizende Schöne, Philine, von jenem (der das Unglück gehabt hat, in einer unglücklichen Liebesgeschichte, „binnen 24 Stunden Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, schlecht curirter Patient und Wittwer,“ und deshalb ein Weiberfeind zu werden) gar bezeichnend „die wahre Eva“ genannt, mit denen er sich sofort bekannt und ungemein geschwind auch ver-

traut macht; ja die Letztere hat ihn, gegen den der Fanias in Wieland's Musarion, an spröder Standhaftigkeit ein Gott ist, auf der Stelle in ihrem Netz. Zum Danke für einen von Wilhelm, noch ehe er sie gesprochen, ihr übersendeten Blumenstrauß, kräuselt sie ihm die Haare („wobei sie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knieen die seinigen zu berühren und Strauß und Busen so nah an seine Lippen zu bringen, daß er mehr als Einmal in Versuchung gesetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken"), und schenkt ihm ein Pudermesser mit der Devise: „Gedenkt mein!" welche Worte er so wenig auf den Boden fallen läßt, daß er vielmehr Marianne's und all seiner gemachten Erfahrungen wie gefaßten neuen Vorsätze, mit Einemmale völlig uneingedenk wird. Der Anblick des Eindrucks, den die Vorstellungen einer — Seiltänzertruppe auf das Publikum dieses Landstädtchens hervorbringen, zieht ihn vollends zum Theater wieder zurück, obschon ihn die unmenschliche Behandlung, die der armen Mignon von dem Principal der Truppe widerfährt, so empört, daß er sie aus der Gewalt dieser Cannibalen befreit und zu sich nimmt. Als er aber Zuschauer des Triumphes des Herrn Narciß und der Demoiselle Landrinette wird, „wie sie unter Freudengeschrei des Volks durch die Straßen getragen und mit Bändern, Blumensträußen und seidenen Tüchern beworfen worden" (Ehrenbezeugungen, deren sie sich heut zu Tage schwerlich mehr zu erfreuen haben würden), da fühlt er sich plötzlich hingerissen: „seinen alten Wunsch, das Gute, Edle, Große, durch das Schauspiel zu versinnlichen, wieder

mit aller Lebhaftigkeit und aller Freiheit einer losgebundenen Einbildungskraft zu verfolgen." — Der vacirenden Comödianten sammeln sich nun immer mehrere um ihn. Von dem polternden Alten erfährt er, daß Marianne „als Wöchnerin, als Mutter, in der Welt elend und ohne Hülfe herumirre," wodurch „alle seine Wunden wieder aufgerissen und das Gefühl, daß sie seiner nicht ganz unwürdig gewesen, wieder lebhaft wird;" aber dennoch thut und unternimmt er Nichts, ja er (der sich in den Wanderjahren so willig auf die Entdeckung des ihm völlig fremden nußbraunen Mädchens ausschicken läßt) forscht nicht einmal nach ihrem jetzigen Aufenthalt, sondern überläßt sie ihrem jammervollen Schicksal, und divertirt sich, obschon Mignon als sein warnender Genius ihm treu zur Seite steht, mit den Schauspielern, unter denen nun auch Hr. und Mad. Melina wieder erscheinen, die sich, er in sein Geld, und sie in den Zahler verlieben. In dieser Gesellschaft macht er verschiedene Lustparthieen, bei denen „die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küssen und allerlei Neckereien, auf das Angenehmste" verfließen, und er einen, über Schauspiel und Erziehung sehr verständig sprechenden Geistlichen als eine nur flüchtig vorübergehende Erscheinung, und den geheimnißvollen alten Harfner kennen lernt. Eine dramatische Abendunterhaltung aber, bei der er dieser lustigen, um eine „große" Bowle Punsch, der bald eine zweite folgt, bei ihm auf seinem Zimmer versammelten Compagney, ein neues Ritterstück vorlieset, wird beim 5ten Akt durch eine allgemeine Betrunkenheit der Zuhörer,

die lärmend Fenster, Gläser und den Napf selbst „in tausend Stücke“ schlagen und sich die Scherben einander an den Kopf werfen, bis die Ankunft der Schaarwache dem Unfug ein Ende macht, höchst unritterlich unterbrochen. Nur mit Mühe und „Beihülfe des Wirths“ gelingt es ihm, „durch Geld und gute Worte“ die Wache zu befriedigen und die Glieder der Gesellschaft, in ihren mißlichen Umständen, nach Hause zu schaffen, und mit der unangenehmsten Empfindungen blickt er des andern Morgens „düstern Blicks“ auf „die Verwüstungen und den Unrath“ hin. Ein Gruß von Philinen versetzt ihn dagegen sogleich wieder „in einen heitern Zustand;“ er kauft Geschenke für sie ein; zecht wieder mit ihr und den Uebrigen (diesmal bei Wein); wird durch Melina's Unverschämtheit, mit der er noch größere Forderungen an seinen Geldbeutel macht, um das von der vorigen Direktion sammt der Garderobe verpfändete Theater wieder herzustellen, beleidigt; durch Philinen's Liebkosungen wieder versöhnt, und zahlt dem ihn um Verzeihung bittenden Melina das verlangte Geld, 300 Thaler, gegen Wechsel aus. Nun kommt auch der abentheuerliche blonde Friedrich, der als Jokey Philinens, aus Eifersucht auf Wilhelm, gleich bei dessen erster Bekanntschaft mit ihr davon lief, wieder zurück, geräth aber von Neuem, über die Eroberung, die die Schöne an einem, so eben angekommenen, die baldige Ankunft seiner Herrschaft verkündenden, gräflichen Stallmeister gemacht, dergestalt in Wuth, daß er eine Schüssel Ragout zwischen die „ziemlich nah zusammen Sitzenden“ wirft, worauf

er indessen durch ein Possenspiel von Duell, sich mit seinem Rival wieder versöhnen läßt, gleich darauf aber zum Zweitenmal davon läuft. Nun erst beschließt Wilhelm endlich, sich „aus diesen Verhältnissen und einer Gesellschaft, in der er so lange, ohne sich einen Zweck vorzusetzen, seinen alten Träumen nachgeschlichen," loszureißen, als ihm — Mignon, in dem unvergleichlichen Schlusse des zweiten Buches, „die lange und streng verschlossene Knospe ihrer Liebe, Treue und Sehnsucht" auf das Rührendste entfaltet. Wilhelm — bleibt, und ist Melina'n zur Einrichtung seines Theaters behülflich, als der Graf und seine schöne junge Gemahlin anlangen, und Beide, er von dem Einfall, sie von Philinen und Wilhelm eingenommen, auf der Stelle, die ganze Gesellschaft, auf ihr Schloß engagiren, um während des Aufenthaltes eines in der Gegend des gräflichen Gutes sein Hauptquartier aufschlagenden, Prinzen daselbst, unter der Direction eines Schauspiellustigen Barons, eine Reihe von Vorstellungen zu geben. Bald kommt nun auch dieser Baron an, der (nachdem Melina, mit Hülfe noch mehrerer hinzugekommener Schauspieler, sein Theater — wirklich eröffnet hat, „um geschwind noch den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abzunehmen") auf das Albernste den Kunstkenner spielend, die theatralischen Leistungen der Gesellschaft wie die dramatischen Versuche Wilhelm's, prüft und lobt; worauf denn der Abzug der ganzen Truppe, der sich Wilhelm mit Mignon und dem Harfner anschließt, nach dem Gute des Grafen, und die so überaus ergötzlich geschilderte, pittoyable Beherbergung, der, in tiefer Nacht, hungrig, erkäl-

erkältet und von einem starken Regen durchnäßt, Anlangenden, im gräflichen Schlosse, erfolgt. Nach überstandener Noth, am andern Tage, läßt der Graf sich die Gesellschaft vorstellen, die „über einen so gnädigen Herrn ganz entzückt ist.“ Offiziers finden sich ein, „die sogleich von den Aktricen, nicht auf die feinste Weise, Kundschaft nehmen,“ und Wilhelm gewinnt die Theilnahme eines Majors Jarno, den ihm der Baron als den Günstling und, wie er vermuthet, natürlichen Sohn des Prinzen, „der mit Gesandtschaften in Frankreich, England und Italien gewesen sey, überall, was ihn einbildisch mache, sehr distinguirt werde, und den Verächter der deutschen Litteratur spiele,“ schildert. Zu der Vorlesung eines seiner Stücke bei der Gräfin, wozu ihn der Baron in ihrem Namen einladet, kommt es, als er ihr und ihrer Freundin, einer Baronesse, bei der Toilette vorgestellt wird, nicht; dafür erhält er aber eine Tasse Chokolate, wozu ihm die Baronesse selbst den Zwieback reicht, und von beiden Damen ein artiges Geschenk. Das Theater und die Feierlichkeiten zum Empfang des Prinzen, werden nun angeordnet, und Wilhelm dichtet das Vorspiel dazu, in welchem er, als die Ankunft des Prinzen endlich erfolgt, obschon ihn Mignon fußfällig anfleht, „von den Brettern zu bleiben,“ nunmehr selbst zum erstenmale, und mit gleichem Beifall wie seine Mitspielenden, die Bühne betritt. Jarno aber schilt ihn, daß er „seine Stunden verderbe, diese Hunde tanzen zu lehren,“ räth ihm, „sich gleich von Allem loszumachen“ und dagegen die Welt und Werke Shakspeare's zu studiren. Nun ergreift ihn „der Strom dieses großen Genius und führt

ihn einem unübersehlichen Meere zu, in dem er sich bald völlig vergißt und verliert.“ Indeß gehen die Vorstellungen der Schauspieler, unter denen bald die gewöhnlichen Kabalen, Zänkereien und Schmähungen auf ihren Chef, den Baron, entstehen, worüber ein Akteur die schrecklichsten Prügel bekommt, täglich fort. Der junge Vagabund Friedrich findet sich, bei Nacht über eine Gartenmauer steigend, wieder ein, wird gefänglich eingezogen, durch Wilhelm's Verwendung aber aus seiner Haft, wie von der Strafe des Staupbesens befreit, und von seinem Retter, in „die wunderbare Familie“ Mignon's und des Harfners, mit aufgenommen. Die frivole Baronesse, die sich den Laertes zu ihrem Cicisbeo erwählt hat, macht sich eines Abends den Scherz, Wilhelmen in den Schlafrock und die Nachtmütze des Grafen, während einer Abwesenheit desselben, zu verkleiden, um eine Liebesscene zwischen Wilhelm und der Gräfin, die Fr. Schlegel „höchstens eine reizende Veranlassung zur schönsten Rechtfertigung des Putzes nennt, Göthe selbst aber als eine „edle Seele“ schildert, im Cabinett ihres Gatten herbeizuführen. Aber statt ihrer erscheint der, unverhofft zurückgekehrte, Graf, glaubt sich selbst zu sehen, und wird von dem Augenblick an, ein abergläubiger Frömmler und Geisterseher. Jarno dringt noch einmal mit dem warnenden Rath in Wilhelm, „in ein thätiges Leben überzugehen, und seine guten Jahre wacker zu nutzen,“ zu welchem Ende er ihm sogar eine vortheilhafte Militärstelle verspricht, wodurch Wilhelm aber gegen ihn, in dem er nun „nichts als einen Werber sieht,“ aufgebracht wird. Die andern Offiziers vertreiben sich die Zeit mit den Aktricen, mit

denen sie „ganze Nächte auf eine lustige Weise zubringen;“ des Morgens, durch „Auftragen nasser Kreide auf ihre Westen und Beinkleider, die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das Schnellste wiederherstellend.“ — Am Tage des zum Abschied des Prinzen angeordneten „großen Gastmahls,“ wo die Gräfin Wilhelmen in höchster, durch den glänzendsten Schmuck und Anzug verherrlichter, Schönheit erscheint, kommt es in einer, poetisch und psychologisch meisterhaft ausgeführten Scene, nach einer kurzen Vorlesung des Letztern aus seinen dichterischen Manuscripten, und nachdem die mit gegenwärtige Philine sich überaus fein zurückgezogen hat, zwischen beiden, sich längst insgeheim Liebenden, zu den leidenschaftlichsten Küssen und Umarmungen (die „ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem ersten aufbrausenden Schaum des frisch eingeschenkten Bechers der Liebe schlürfen, gewährten“), bis Wilhelm ihr endlich, unwissend, das Medaillon mit dem Bild ihres Gemahls so heftig in den Busen drückt, daß sie vor Schmerz aufschreit, und „mit der lieblichsten Stimme die Worte: Fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben! hinzusetzend,“ sich plötzlich von ihm losreißt. — Der Prinz, von dem wir nichts weiter erfahren, als daß er „ein vortrefflicher Fürst, Held, Heerführer und Hofmann ist,“ bricht nun mit dem Regiment wieder auf; der Graf und die Gräfin reisen „ganz früh“ ab, und der Baron entläßt unter reichlicher Belobung und Belohnung die Schauspieler, indem er Wilhelmen noch besonders, eine mit Gold gefüllte Börse, die „die Damen selbst gestrickt haben,“ zum Geschenk macht. Mit heimlicher Zufriedenheit blickt dieser auf sein Talent, mit

einem kleinen Stolz auf sein Glück," als er sich „eifrig" die, nur auf langes Zureden des Barons, angenommenen Goldstücke überzählt; und schreibt nun mit Zuversicht einen Brief an seine Familie „der sie auf einmal aus aller Verlegenheit und sein Betragen in das beste Licht setzen sollte. Das Beispiel so vieler edeln (?) Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakspeare'sche Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröffnet, und von den Lippen der schönen Gräfin hatte er ein unaussprechliches Feuer in sich gesogen. Das Alles könnte, das sollte nicht ohne Wirkung bleiben." — Diese Wirkung ist folgende: Er schneidet sich seine schönen Haare ab, die sich Philine erbittet, wodurch sie sich ihm „nicht übel empfahl;" zieht „ein Westchen, lange gestrickte Beinkleider und ein Paar Schnürstiefeln" an; bindet sich eine „schöne seidene Schärpe, unter dem Vorwand, den Leib warm zu halten," um; läßt sich „einige Streifen Nesseltuch ans Hemde heften, die aber etwas breit geriethen und das völlige Ansehn eines antiken Kragens erhielten;" schlingt „ein schönes seidenes Halstuch, das gerettete Andenken Mariannens" (die Souvenirs von Philinen und der Gräfin hat er in der Tasche) „um den bloßen Hals; setzt einen „runden Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder auf:" und in dieser „Maskerade" kommt er bald selbst in den Geschmack: unter den Komödianten, die sich nun mit „extemporirten Spielen, worin sie ihre bisherigen Wohlthäter nachahmen und durchziehen," noch im Schlosse des Grafen belustigen, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern." Dabei belehrt er sie aber auch weitläufig über die Vorzüge des Adels und

Herrenstandes, sogar aus dem Shakspeare, und wird dafür zum Interims-Director der Gesellschaft, so lange sie ein „wanderndes Reich“ bilde, erwählt. Dieses Reich zieht nun, weil in der Gegend, wie wir mit einemmale erfahren, gerade Krieg ist, wohl bewaffnet nach einer Landstadt, wo Melina ein neues Theater zu errichten gedenkt, ab; als es bald darauf von Räubern mörderisch angefallen, geplündert und zerstreut wird. Wilhelm, an Kopf und Arm verwundet, stürzt besinnungslos zu Boden, und als er wieder zu sich kommt, erblickt er sich mit Philinen's Halstuch verbunden, auf einem Rasen, in ihrem Schooße, vor ihrem allein geretteten Koffer, ruhend; Mignon, weinend, mit blutigen Haaren, zu seinen Füßen. Als schon die Nacht herein zu brechen droht, erscheint (eine Ariostisch-reizende Scene) eine wunderschöne Dame, in Gestalt einer hohen, herrlichen Amazone, auf „einem Schimmel“ reitend, mit vielem Gefolge und in Begleitung eines vornehmen ältlichen Herrn, die, auf das Innigste um den Kranken besorgt, ihn durch ihren Wundarzt verbinden läßt, selbst mit ihrem Ueberrock bedeckt, und dann sammt all ihren Begleitern, bis auf einen zu seinem Schutz zurück gelassenen reitenden Jäger, verschwindet. Der Harfner hat indeß Bauern herbeigeholt, die ihn unter Anführung des Jägers in ein Wirthshaus des nächsten Dorfes tragen, wo sich die übrigen, ihn mit Schelten und Vorwürfen empfangenden, Unglücksgefährten, indeß wieder versammelt haben. Er besänftigt sie mit einer langen pathetischen Rede, während Philine, auf ihrem Koffer sitzend, Nüsse knackt. Der Jäger bringt ihn nebst dem Harfner,

Mignon und Philinen ins Pfarrhaus, und überreicht Letzterer zum Abschied einen Beutel mit 20 Louisd'oren; auch der Wundarzt erscheint wieder, und Wilhelm erfährt nun, daß die ihm, als sein Schutzgeist erschienene Dame, die Nichte des alten Herrn ist, der, dem Kriege auszuweichen, seine Güter verlassen habe, um sich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Wilhelm glaubt „die edle heldenmüthige Chlorinde nun mit eigenen Augen gesehen zu haben," und Dankbarkeit, Jugendträume und — Liebe, halten ihre so flüchtige als reizende Erscheinung, um so tiefer in seinem Herzen und seiner Seele fest, als er in ihr die sprechendste Aehnlichkeit mit seiner Gräfin entdeckt hat. Melina und seine Frau reisen, da nun durch die Beraubung ihrer Garderobe und Gelder, seine Unternehmung gescheitert, mit den Uebrigen zu Wilhelm's Freund, einem Schauspieldirector Serlo, an den jener sie empfiehlt, um sich bei ihm zu engagiren, ab. Philine macht sich in einer Nacht heimlich davon, und Wilhelm reiset, nach erlangter Besserung, und nachdem er vergeblich der Amazone auf die Spur zu kommen gesucht hat, mit Mignon und dem Harfner gleichfalls zu Serlo ab, der ihn mit offenen Armen empfängt, und ihm die Bekanntschaft seiner, geistreichen, aber durch eine unglücklich leidenschaftliche Liebe, in tiefen Kummer und Schwermuth versunkenen, dem Wahnsinn nahen, Schwester Aurelia zuführt, die einen schönen blondgelockten dreijährigen Knaben, Felix, den er für ihr Kind hält, bei sich hat, und ihn bald, die Geschichte ihrer Leiden (so wie Serlo die seiner theatralischen

Laufbahn) ihm mittheilend, zu ihrem innigsten Vertrauten macht. Er gelobt ihr dagegen feierlichst: „daß kein weibliches Geschöpf ein Bekenntniß der Liebe von seinen Lippen vernehmen solle, dem er nicht sein ganzes Leben widmen könne;“ worauf sie ihm, zur Erinnerung an diesen Schwur, seine Hand, eben da er sie in die ihrige schlagen will, mit einem rasch hervorgezogenen Dolche gefährlich verwundet. Auch Philinen findet er hier zu seiner großen Ueberraschung wieder, die in ihn dringt, „sein Talent nicht länger zu vergraben, und unter Serlo's Direction nun auch auf das Theater zu gehen.“ Diese Zuredungen, seine häufigen und langen Gespräche mit Serlo und Aurelien über Shakspeare's Hamlet, und der glühende Wunsch, ihn selbst, nach einer eigenen Bearbeitung darstellen zu können, bringen ihn endlich zu dem Entschluß, sich selbst bei Serlo zu engagiren, nachdem er mit Hülfe „seines Freundes“ Laertes, ein fingirtes Reisejournal voll statistischer und merkantilischer Notizen, verfaßt und es dann seinem Vater, um ihn über sich zu täuschen, zugeschickt hat, worauf Werner, unter großen Lobeserhebungen darüber, ihm den indeß erfolgten Tod desselben, seine (Werner's) Heirath mit Wilhelm's Schwester und nunmehrigen neuen Einrichtungen, denen zufolge Wilhelm immerhin noch ein halbes Jahr sein Leben auf Reisen genießen könne, meldet. Dieser Brief bestimmt ihn vollends, Schauspieler zu werden, und indem er Wernern in seiner Antwort, die eine lange Lobrede auf den Adel enthält, bekennt, daß er jenes Tagebuch nur erdichtet habe,

und nach einer harmonischen Ausbildung seiner Natur strebe, die er, da er kein Edelmann sey, nur in der Uebung seines Talents zur dramatischen Poesie und Kunst finden könne, benachrichtigt er ihn zugleich von seinem Vorsatz, den er nun auch auf der Stelle, mit Serlo einen Contrakt schließend, ausführt. — Er macht sich hierauf, die Regie der Bühne übernehmend, an seine Bearbeitung des Hamlet, die der Dichter künftig dem Publikum selbst mitzutheilen verspricht. Sie wird einstudiert, die Vorstellung geht an, und er tritt, von Philinen und Aurelien aufs Beste herausgeputzt, als Hamlet vor dem „vollen Hause“ auf. Da erscheint ihm plötzlich der zu dieser „wunderlichsten Gastrolle“ sich ihm wenig Tage zuvor in einem anonymen Billet, angetragene räthselhafte Geist, der wirklich Gespensterartig kommt und verschwindet (nur „zwei fremde große Figuren in gleichen weißen Mänteln und Kapuzen hatte man in den Coulissen stehen sehen“) und seine Rolle in einem so „großen Sinne“ spielt, daß Wilhelm seine Anrede an ihn „so verwirrt, zerstückt und gezwungen vorbringt, als die größte Kunst sie nicht so trefflich hätte hervorbringen können.“ Er und die ganze Darstellung erhalten den allgemeinsten Beifall, und die Wiederholung der letztern wird mit Ungestüm vom Publikum verlangt. Am andern Morgen entdeckt Wilhelm auf dem zurückgelassenen grauen Schleier des Geistes, mit schwarzer Schrift, die Worte: „Zum ersten und letztenmal! Flieh! Jüngling, flieh!“ Aber weder diese Warnung, noch ein gleich darauf ausbrechendes und seine Wohnung verzehrendes Feuer, das

der Harfner in einem plötzlichen Ausbruch von Wahnsinn angelegt, wobei er zugleich den, durch Mignon geretteten, Felix mit einem Messer ermorden will, halten ihn ab, zum zweitenmal als Hamlet, so wie ferner in zahlreichen andern Rollen, aufzutreten. Den Harfner übergiebt er nun einem, mit der Heilung gemüthskranker Personen sich beschäftigenden Landgeistlichen. Philine, desertirt plötzlich mit dem, als ein junger schmucker Offizier, incognito wieder erscheinenden Friedrich, den Wilhelm, seine Uniform für die Theateruniform Mariannens ansehend, für diese selbst hält; worauf er sich Philinen mit der Bitte, ihm das verkleidete Mädchen zu zeigen, zu Füßen wirft, und mit Einemmal in die lebhaftesten Aeußerungen seiner frühern Leidenschaft für Marianen und seiner Reue, sie verlassen zu haben, ausbricht. Er sendet einen Boten aus, die Flüchtlinge aufzusuchen, der aber nicht wiederkehrt, und fürchtet seine Marianne „zum zweiten Mal verloren zu haben.“ Seine Theaterverhältnisse werden in Kurzem so gemein, als man es nur irgend bei einem herumreisenden Theater finden mag, und eben die Kunst, für die er nur eben noch so enthusiastisch geschwärmt, erscheint ihm nun auf Einmal als „ein Handwerk, das weniger als jedes andere den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene.“ Ja selbst das Geistige in ihr, widert ihn aus einer plötzlichen, an ihm wirklich unbegreiflichen, Geistesträgheit an; denn der Dichter setzt ausdrücklich hinzu: „das Geschäft war ihm lästig (!) und die Belohnung“ (nach der er sonst doch gar nicht fragte)

„gering. Er hätte jedes andere lieber übernommen, bei dem man doch, wenn es vorbei ist, der Ruhe des Geistes genießen kann, (!) als dieses, wo man nach überstandenen mechanischen Mühseligkeiten noch durch die höchste Anstrengung des Geistes und der Empfindung erst das Ziel seiner Thätigkeit erreichen soll.“ Da dieß nun aber bei jeder höhern Geisteesthätigkeit, und besonders in jeder Kunst der Fall ist; so scheint Wilhelm, der noch kurz vorher, gerade in dieser höchsten Anstrengung des Geistes und Gefühls, das Hohe und Edle der Schauspielkunst erkannte, offenbar von diesen Anstrengungen überhaupt nichts mehr zu halten. In dieser Stimmung benutzt er die einfallenden Theaterferien, den wahnsinnigen Harfner bei seinem geistlichen Pfleger zu besuchen, wo er einen, in der psychischen Heilkunde, sehr erfahrenen und einsichtsvollen Medicus antrifft, der ihn durch die Nachricht bestürzt, daß der Graf in Folge der Verkleidungsposse, zum Entschluß, Herrnhuter zu werden, gekommen, und die Gräfin in dem Wahn, der Druck auf ihrer Brust werde einen Krebsschaden nach sich ziehen, in die tiefste Melancholie versunken sey. Wilhelm nimmt den Arzt mit zu der, seit ihrer Darstellung der Ophelie, immer gemüthskranker gewordenen Aurelie, die sie auch körperlich leidend finden. Der Arzt ertheilt Wilhelmen seine Vorschriften zu ihrer „diätetischen und medizinischen Behandlung,“ und theilt ihm beim Abschied, ein Manuscript „die Bekenntnisse einer schönen Seele“ mit. Wilhelm tritt wieder auf, als Prinz in Emilia Galotti. Aurelie spielt die

Orsina, „wie man sie wohl niemals wiedersehen wird," mit dem unmäßigsten Beifall, aber auch bis zur völligen Erschöpfung ihrer Kräfte. In einem halb ohnmächtigen Zustande, wird sie von Serlo beleidigt, und eilt, deshalb aufgebracht, zu Fuße nach Hause, wobei sie sich, übermäßig erhitzt, die gefährlichste Erkältung zuzieht, an deren Folgen sie, nachdem Wilhelm sie noch durch Vorlesungen der Bekenntnisse besänftigt, und sie ihm einen Brief an ihren treulosen Geliebten Lothario, und den Auftrag, ihm ihre Verzeihung zu bringen, vertraut hat, bald darauf stirbt. Wilhelm übergiebt sofort seine Regie an Melina, und tritt die Reise zu Lothario an. Nun folgt zu einem völligen, das ganze 6te Buch hindurch dauernden Stillstand der Handlung, die Einschaltung der Bekenntnisse einer schönen Seele (nach Göthe's eigner Meldung in seinen eignen Bekenntnissen, aus seiner Jugendbekanntschaft mit einem Fräulein Klettenberg in seiner Vaterstadt, entstanden), die eine ästhetisch und psychologisch mit hoher Meisterschaft ausgeführte Darstellung der Lehrjahre eines edeln, um seine sittliche und religiöse Ausbildung fast peinlich bemühten, weiblichen Charakters enthalten, in denen aber, wie Fr. Schlegel treffend bemerkt, doch „nichts gelernt wird, als nach seiner unabänderlichen Natur zu leben und auch die Religion, als angeborne Liebhaberei, die sich durch sich selbst freien Spielraum schafft und stufenweise zur Kunst vollendet," dargestellt wird. — Als Wilhelm auf dem Schlosse Lothario's anlangt, findet er hier einen, ihm schon unterweges begegneten Abbé, in

dem er den, bei einer seiner ersten Lustparthieen mit Philinen angetroffenen Geistlichen wieder erkennt. Dieser und Lothario selbst gestatten ihm den ersten Tag keine Gelegenheit, seine, sich gegen den Letztern, dem er nur den Brief Aureliens einhändigen kann, wohl ausgedachte Strafpredigt an den Mann zu bringen. Am folgenden Morgen wird Lothario, der mit Tagesanbruch weggeritten, in einem Duell mit einem Obristen (wegen eines Liebeshandels, den er mit dessen, auch schon wieder von ihm verlassener, Frau gehabt) schwer verwundet, und in Begleitung Jarno's, in das Schloß zurückgebracht. Von Letzterm erfährt Wilhelm, daß die Gräfin Lotharios Schwester ist, und Jarno, nach dem indeß erfolgten Tode seines Fürsten, sich „aus der Welt und allen weltlichen Verhältnissen“ herausgerissen habe. Auf die Frage Jarno's: wie es „mit seiner alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Gesellschaft von Zigeunern hervorzubringen,“ stehe? bricht Wilhelm in eine so heftige Zornrede auf die Komödiantereien der Schauspieler aus, daß ihm selbst Jarno Einhalt thut. Er wird nun behandelt, als gehöre er zur Familie, findet in dem Arzt Lotharios den Medikus des Harfners wieder, und übernimmt den Auftrag, ein, dem Kranken durch die Heftigkeit ihrer Liebe zu ihm lästiges, junges Mädchen, Lydie, die sich in dem Schlosse aufhält, heimlich zu einer frühern, auf einem entfernten Landgut wohnenden Geliebten Lotharios, Therese, mit der sie erzogen worden, zu bringen. Diese, ein liebenswürdiges Frauenzimmer von dem rechtlichsten Charakter, einem fast holländischen

Ordnungssinn und einer seltnen, besonders auf Hauswesen und Landwirthschaft leidenschaftlich gerichteten Thätigkeit, vertraut ihm, daß Lotharío nach Zurückkunft von „seinen Reisen und Feldzügen in Amerika“ sie habe kennen und lieben lernen, sich mit Einwilligung seines Oheims mit ihr verlobt, plötzlich aber diese Verbindung wieder abgebrochen habe, als er entdeckt, daß eine, nach dem Tode ihres Vaters, unter dem angenommenen Namen Frau von St. Alban, sich in Frankreich aufhaltende, geistreiche aber frivole Dame, mit der er eine sehr vertraute Liebschaft gehabt, ihre Mutter ist. — Die unglückliche, liebeskranke Lydie giebt Wilhelmen einen Brief an Lotharío, und warnt ihn zum Abschied vor dem grillenhaften Abbé und Jarno, der „kein Gemüth, wie er (Wilhelm) selbst, keinen Charakter habe.“ Bei seiner Rückkehr findet er „den edeln“ (!) Lotharío schon wieder auf einen Liebeshandel (dem sechsten der bisher erzählten), mit der Tochter eines Pachters, ausreitend. Wilhelm erfährt von ihm, daß Felix weder Aurelie'ns noch Lotharío's Kind ist, und wird von ihm und Jarno bestimmt, den Knaben zu sich zu nehmen, Mignon Theresen zu übergeben, und — dem Theater zu entsagen. — Er kehrt hierauf zu Serlo zurück, erkennt in der alten Wärterin des Felix die alte Barbara, die ihm in einer, mit aller Kraft der antiken Tragödie wirkenden, unübertrefflich erfundenen und dargestellten Scene, die Geschichte der Unschuld, der Verzweiflung und des Todes seiner Marianne erzählt, alle ihre an ihn geschriebenen, von Werner aber zurückgewie-

senen, flehentlichen Briefe übergiebt, und ihm in dem Felix, den sie Aurelien als einen Sohn Lothario's aufgeschwatzt, das Kind seiner Liebe zu der Unglücklichen entdeckt. Laertes reißt ihn „aus seinem Nachdenken," indem er ihm einen Beutel voll Ducaten vorzählt, die er durch die Verbindung mit einem Kaufmann gewonnen, und ihn „auf ein Kaffeehaus" führt, wo Wilhelm den dort anwesenden Theaterfreunden, zu ihrem großen Bedauern, seinen Entschluß erklärt, die Bühne zu verlassen. Er schickt beide Kinder, den Felix und die kränkelnd wiedergefundene Mignon, die sich von dem Knaben nicht trennen will, in Barbara's Begleitung, Theresen zu; nimmt Abschied von Serlo, der sich indeß mit einer junge. Schauspielerin Elmire verheirathet hat; von Melina's und den übrigen Schauspielern; schreibt Werner'n seine Verlassung des Theaters, und seinen Vorsatz: „sich jetzt mit Männern zu verbinden, deren Ungemach (?) ihn, in jedem Sinne, zu einer reinen und sichern Thätigkeit führen müsse," und kehrt in Lothario's Schloß zurück. Hier erfährt er sogleich, daß Lothario, da sein Groß-Oheim gestorben, „hingegangen sey, dessen hinterlassene Güter in Besitz zu nehmen," und Jarno und der Abbé, in Gemeinschaft mit einem Handelshause, mit einem Ankauf neuer Güter für ihn und dieses Haus beschäftigt seyen, wobei Wilhelm ihnen behülflich ist. Während dieses Geschäfts führt ihn Jarno eines Tags in die ehemalige Kapelle eines alten Thurms des Schlosses, wo er erst mit Geistererscheinungen; (eines Fremden, der ihm in der unglücklichen Nacht, wo

er Marianne'ns Untreue entdeckt zu haben glaubte, erschien, und sich mit ihm über die von seinem Vater verkaufte Kunstsammlung seines Großvaters unterhielt; des Landgeistlichen von der Lustparthie mit Philinen, „der dem Abbé glich“ — wobei der Dichter aber vergessen, daß der Abbé sich schon als solchen Wilhelmen zu erkennen gegeben hat; — eines Offiziers, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte, und Schuld gewesen war, daß er Jarno für einen Werber hielt; und endlich des räthselhaften Geistes im Hamlet) mystificirt wird; dann vom Abbé die Geschichte seiner Lehrjahre, einen mystischen Lehrbrief, und die Zusicherung seiner Vaterschaft zum Felix, den er ihm auch sogleich zuführt, und des „Heils,“ daß „seine Lehrjahre nun vorüber seyen und die Natur ihn losgesprochen habe“ empfängt. Hierauf erscheint zu seiner größten Ueberraschung — Werner, der mit Lotharios einen Theil der Güter für Wilhelm anzukaufen in Unterhandlung steht; diesen Handel abzuschließen. Hypochondrisch, bleich, eingefallen und „mehr zurück als vorwärts gegangen,“ freut er sich, daß Wilhelmen seine neuen Freunde auf den rechten Weg gebracht haben; nur vermißt er an ihm — den Zopf. Wilhelm aber sieht sich im Besitz seines Sohnes und der erkauften Güter, nun nicht mehr als einen Zugvogel an. „Alles was er anzulegen gedenkt, sollte dem Knaben entgegenwachsen; in diesem Sinne waren seine Lehrjahre vollendet, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben.“ Eine Gattin und Gehülfin, wie Therese, scheint ihm

nun „die Einzige zu seyn, der man sich und die Seinen anvertrauen könnte.“ Er schreibt ihr die Geschichte seines Lebens, und einen Brief, worin er um ihre Hand anhält. Lothario kommt zurück, und trägt ihm auf, schleunigst zu seiner Schwester Natalie zu reisen, indem er ihm ein Billet mittheilt, worin sie ihm geschrieben, „daß die arme Mignon sich zu verzehren scheine, und nur Wilhelm's Gegenwart vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun könne.“ Dieser erkennt in den Schriftzügen erst die Hand der Gräfin, später die der Amazone; und voll banger Erwartung macht er sich mit seinem Felix unter dem Ausruf: „Wäre es möglich, daß dieses Herz von meinem Herzen gerissen werden könnte, so lebe wohl Verstand und Vernunft, lebe wohl jede Sorgfalt und Vorsicht; verschwinde du Trieb zur Selbsterhaltung!“ u. s. w. auf diese Reise. Spät Abends am Orte seiner Bestimmung angelangt, wird er in ein Schloß geführt, dessen Flur und Vorsaal er mit Statuen, Büsten und Gemählden aus der verkauften Kunstsammlung seines Großvaters geschmückt sieht, und dann in ein Zimmer, in dem ihm die — Amazone entgegentritt. Er stürzt auf seine Kniee, und faßt mit dem Ausruf: „sie ist's!“ ihre Hand, die er „mit unendlichem Entzücken“ küßt. Er entdeckt nun, daß Natalie, die Schwester der Gräfin und die Nichte der schönen Seele ist, deren Bekenntnisse der Arzt ihm mitgetheilt, und von der ihm Natalie sagt, daß „eine sehr schwache Gesundheit, vielleicht zu viel Beschäftigung mit sich selbst, und dabei eine sittliche und religiöse Aengstlichkeit, sie der Welt das nicht seyn“

ließen,

ließen, was sie unter andern Umständen hätte werden können. „Sie war ein Licht,“ fährt sie fort, „das nur wenigen Freunden und mir besonders leuchtete. Freilich hat ihre Neigung zu mir, sie zu viel Gutes von dem Kinde sagen lassen.“ — So überschaut Wilhelm nun mit Einemmale den ganzen Familienkreis, dem Natalie (als die Schwester Lothario's und der Gräfin) angehört, und findet sich in dem mit der Kunstsammlung seines Großvaters geschmückten, Hause des, aus den Bekenntnissen ihm bekannten und in Begleitung der Amazone selbst einmal erschienenen, seitdem verstorbenen Oheims Nataliens und Lothario's. Auch den Abbé lernt er nun als den in jenen Bekenntnissen erwähnten, Erzieher Nataliens und ihrer Geschwister kennen, zu denen, wie er von ihr erfährt, auch noch „ein leichtfertiger, in der Welt herumfahrender Bruder,“ Friedrich, gehört, von dem sie fürchtet, daß er „das Opfer der pädagogischen Versuche des Abbé werden dürfte, der den Grundsatz habe, daß die Erziehung sich nur an die Neigung anschließen müsse.“ — Von Natalien, noch mehr aber von dem ihm schon bekannten Medikus, erfährt er nun auch nähere, Beiden von ihr selbst mitgetheilte, Aufschlüsse über die arme, sich verzehrende Mignon. „Die sonderbare Natur dieses in sehr früher Jugend durch eine Gesellschaft Seiltänzer ihren, in der Gegend von Mailand wohnenden, Eltern entführten, guten Kindes,“ sagt ihm der Letztere, „besteht beinahe nur aus einer tiefen Sehnsucht“ nach ihrer südlichen Heimath und ihrem Geliebten, der kein Anderer als Wilhelm selbst ist. Lange schon

„diese lebhafte Neigung“ geheim im Herzen tragend, giebt ihr der „lustige Abend nach der Aufführung des Hamlet, und die Stimmung des häufig genossenen Weins den Muth, sich Wilhelmen entdecken, und bei ihm „in jener Nacht einschleichen“ zu wollen, als sie Philinen sich in Wilhelm's Schlafzimmer schleichen und Wilhelmen selbst bald darauf nachkommen, und die Thür hinter sich verriegelnd bemerkt. „Unerhörte Qual einer leidenschaftlichen Eifersucht ergreift sie, und zu den Füßen des Harfners bringt sie die Nacht unter entsetzlichen Zuckungen hin.“ — Wilhelm, von dessen Gegenwart der Arzt allein noch ihre Genesung hofft, sieht sie nun auf die schmerzlichste Weise wieder. Im langen weißen Frauengewande, den Felix auf den Schooß, sah sie „völlig aus wie ein abgeschiedener Geist und der Knabe wie das Leben selbst; es schien als wenn Himmel und Erde sich umarmten.“ — Größer aber noch ist Wilhelm's Bestürzung, als er von Natalien einen Brief ihrer Freundin Therese an ihn erhält, worin ihm diese ihr Jawort giebt. „Mit Entsetzen“ findet er jetzt „lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in seinem Herzen.“ — Da erscheint mit Einemmale Jarno, und entdeckt Beiden, „daß Therese nicht die Tochter ihrer Mutter, sondern einer Geliebten ihres Vaters ist, das Hinderniß ihrer Verbindung mit Lothario folglich gehoben sey, und er (Jarno) komme, um Natalien zu bitten, sie zu dieser Verbindung vorzubereiten. Wilhelm tritt zurück, Mignon stirbt, Therese, Lothario, der Abbé und Jarno erscheinen, klären sich gegenseitig auf, und Letzterer bekennt Wilhelmen, daß „Alles,

was er im Thurme gesehen habe, eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen seyen, bei dem es Anfangs den meisten Eingeweiheten großer Ernst gewesen sey, über das aber nun Alle gelegentlich nur lächeln." Dieses Unternehmen beruhte, wie nun Jarno ausführlich erklärt, auf der Idee, nicht eine pädagogische Provinz, aber doch eine pädagogische Societät zu gründen, in der man, „sich selbst für treffliche Wesen haltend," Andere bilden wollte, und deren Einrichtung unter dem besondern Einfluß des unaufhörlich über die Erziehung der Menschheit klügelnden Abbé, „wie durch ein Gleichniß die Gestalt eines Handwerks, das sich bis zur Kunst erhob," annahm. „Daher," sagt Jarno, „kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meistern:" eine Stelle, die sich mit dem Titel des Romans offenbar in Zusammenhang setzen läßt. — Jetzt erscheint auch, wie ein Wirbelwind unter die Gesellschaft fahrend, Lotario's lockerer Bruder, in dem Wilhelm sogleich den blonden Friedrich erkennt, und erzählt, wie er sich mit Philinen, die bereits „guter Hoffnung" sey, und er „noch immer so rasend wie jemals liebe," verbunden habe. — Jarno erklärt Wilhelmen, daß, da „bei den jetzigen Welthändeln, die Besitzthümer beinahe nirgend mehr recht sicher seyen," er sich mit Lotario und dem Abbé den Plan ausgedacht habe, eine große Assecuranz-Societät zu bilden, „die sich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann, und deren Mitglieder sich untereinander ihre Existenz, im Fall eine Staatsrevolution den Einen

oder den Andern von seinen Besitzthümern vertreibe, assekuriren.“ Jarno selbst will deshalb nach Amerika, der Abbé nach Rußland gehen, Lotharío aber in Deutschland bleiben, und Wilhelm wird nun von Jarno eingeladen, sich einem dieser drei Unternehmer anzuschließen. Zugleich erklärt Jarno, daß er sich mit Lydien verbinden werde. Der Abbé kündigt die Ankunft des Markese Cypriani aus Italien, eines alten Freundes des verstorbenen Oheims Lotharío's, an, der eine Reise durch Deutschland macht, auf welcher der Abbé Wilhelmen, ihn zu begleiten räth. Dieser aber, von der Unmöglichkeit, Natalien zu besitzen, überzeugt, faßt den Entschluß, mit seinem Felix „sich zu entfernen und sich an den Gegenständen der Welt zu zerstreuen.“ Der Markese kommt, ein stattlicher noch nicht hoch in Jahren stehender, vielseitig gebildeter und besonders kunstsinniger Mann. Er wohnt den, mit theatralischer Feierlichkeit angeordneten, Exequien Mignon's bei, und erkennt an einem auf ihrem rechten Arm tattowirten Crucifix, in der Todten — seine unglückliche Nichte. Nun folgt, nachdem indessen auch noch die Gräfin, zur peinlichsten Situation ihrer selbst und Wilhelm's, angekommen ist, des Markese (der Gesellschaft in einem Manuscript mitgetheilte) Erzählung der Geschichte Mignon's und ihres Vaters, seines Bruders Augustin, der, nach dem Tode seines Vaters sich mit Sperata, der vermeintlichen Tochter eines Freundes desselben, die er auf das leidenschaftlichste liebt, unwissend, daß sie seine eigene Schwester ist, verbunden hat, und nach dieser Entdeckung, nach einer mehrjährigen gewaltsamen Trennung von ihr,

nach der Entführung ihres Kindes und ihrem darauf erfolgten Tode; in an Wahnsinn gränzender Verzweiflung, aus einem Kloster, in das man ihn gebracht, nach Deutschland entflieht. Eine in Absicht der Handlung wie der Charaktere und der poetischen wie psychologischen Darstellung, tragische Dichtung erster Größe, von der es uns unbegreiflich ist, wie alle bisherige Kunstrichter dieses Romans, so wenige Rücksicht auf sie haben nehmen können. Der Markese, dem die nun gemachte Entdeckung, daß der Harfner sein unglücklicher Bruder Augustin und Vater Mignon's ist, vorläufig noch verheimlicht wird, reiset ab, nachdem er mit Wilhelm verabredet hat, daß dieser ihm mit seinem Felix nachfolgen und ihn nach Italien begleiten soll, um hier, wo ihn der zweite Bruder des Markese „auf das Beste empfangen werde," die „Erbschaft seines Pflegekindes," die ihn der Markese „nicht zu verschmähen bittet, in Besitz zu nehmen. Augustin, anscheinend wieder hergestellt, wird vom Arzt zurückgebracht, und auch ihm die Ankunft seines Bruders und die Entdeckung über Mignon verschwiegen. Der Graf kommt, seine Gemahlin abzuholen, und vor seinem Eintritt in die von seinem Vorfahren gestiftete Herrnhuter-Gemeinde, einen „feierlichen Abschied von seinen weltlichen Verwandten zu nehmen." Sein Hang zu Visionen hat zu-, sein Gedächtniß aber in dem Grade abgenommen, daß er Wilhelmen „mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge" verwechselt. Augustin entdeckt in seinem und des Abbé gemeinschaftlichen Zimmer, das Manuscript seines Bruders, will aus Verzweiflung

sich vergiften, und bringt sich, als er den Felix, das Glas mit dem tödtlichen Trank in der Hand, antrifft, in dem Glauben, daß dieser selbst davon getrunken habe, mit einem Scheermesser um. — Der Graf und die Gräfin reisen ab. Lothario erhält Thereſe'ns Hand unter „der Bedingung" einer Verbindung Wilhelm's mit Natalien; diese willigt ein, und mit dem Ausruf: „Ich kenne den Werth eines Königreiches nicht, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene und das ich mit Nichts in der Welt vertauschen möchte!" schließt, unübertrefflich, Wilhelm selbst, seine — „Lehrjahre."

In seinen „Wanderjahren" beginnt nun dieses Glück damit: daß er von Natalien, unter der Bedingung, nur in Gesellschaft seines Felix zu reisen und nirgend länger als drei Tage zu verweilen, auf eine — Wanderung geschickt wird, auf welcher er zuerst zu einem Zimmermann und Schaffner eines ehemaligen Klosters, Joseph, gelangt, dann seinen Freund Jarno als einen, menschenfeindlich in unwirthbaren Gebirgen umherstreifenden, Mineralogen, unter dem angenommenen Namen Montan, antrifft; durch plötzliche Gefangenschaft in einem Fallgitter zur Familie eines Gutsbesitzers kommt, die ihn an den Sohn des Hauses, Lenardo, abschickt, der ihn zur Entdeckung seiner nußbraunen Schönen, zu seinem alten Lehrer sendet, welcher ihn wieder weiter, und zwar mit einemmale ganz aus der wirklichen Welt hinaus, in eine ideale pädagogische Provinz spedirt. In diesem pädagogischen Utopien, das sich vortrefflich zu einer dramatischen Parodie im Styl der Wolken des Aristo-

phanes eignet,*) läßt er seinen Felix zurück, und nun überspringt der Dichter „ein halbes Jahr“

*) Die heilige Dreie dieser pädagogischen Weisen könnte für ihre Verdammung der dramatischen Poesie und Kunst fürwahr nicht besser bestraft werden, als wenn man sie sammt ihren poetisch-linguistisch-mußikalischen Phidippiden und deren Ehrfurchtsgebärden, selbst auf die Bühne brächte, und eine mit Aristophanischem Witz und Humor unternommene Ausführung dieser Idee, müßte ein wahrhaft lustiges Lustspiel (woran es unserer dramatischen Litteratur ohnehin noch so sehr fehlt) geben. Wie würde ein Weimarischer Strepsiades hier erst aufhorchen, wenn er die Schüler dieser Weisen in allen Sprachen der Erde sprechen hörte! Das müßte eine Scene geben, wie Göthe selbst, eine ähnliche im 1sten Band seiner Italienischen Reise (S. 398) beschrieben hat, als er zu Rom am Dreikönigstage sich in der Propaganda befand, wo: „in Gegenwart dreier Cardinäle, an 30 Seminaristen auftraten, die kleine Gedichte, jeder in seiner Landessprache, Malabarisch, Epirotisch, Türkisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Colchisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Cophtisch, Saracenisch, Armenisch, Hybernisch, Madagaskarisch, Isländisch, Boisch, Aegyptisch, Griechisch, Isaurisch“ u. s. w. ablasen. „Das Auditorium,“ sagt Göthe, „lachte unbändig über die fremden Stimmen; und so ward auch diese Vorstellung zur Farce.“ — Dieser Stelle, aus seiner Selbstbiographie, hat Göthe bei seiner Dichtung der pädagogischen Provinz, wohl so wenig gedacht, als der in Kunst und Alterthum (7tes Heft, S. 73), wo er sagt: „Hörten wir doch vor einigen Jahren, wo man zu so vielem Wunderlichen schweigen mußte, gar unbedachte Reden. Es hieß, die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durch einander mischen, um zu einer wahren

nach dessen Verlauf Wilhelm von Lenardo's Muhme Hersilie nach Italien in die Heimath Mignon's geschickt wird, wo er aber (in Gesellschaft mit einem jungen Maler anlangend) weder den Markese, noch dessen Bruder, noch die ihm von Ersterm verhießene Erbschaft, zu sehen bekommt; dagegen eine schöne junge Wittwe antrifft, in die er sich sofort verliebt, und der zu Liebe, er sogar die Gebote Nataliens übertritt. Hierauf überspringt der Dichter — nach dem bewußten Grundsatz, daß man dem Leser nicht Alles sagen müsse, damit er nicht denke, es sey nichts dahinter, *) — abermals ein halbes Jahr, worauf Wilhelm wieder in der fabelhaften pädagogischen Provinz erscheint, wo er seinen Felix als einen in der Gesangskunst **) und Italienischen Sprache un-

Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die seltsamste Sprachmengerei zur Verderbniß des guten sondernden Geschmacks nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation. Denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und naturalisiren will!"

*) Diese Maxime hängt komisch genug mit folgender Stelle in Louvet's la vie du Chevalier Faublas zusammen: „Un homme de grand sens m'a répresenté qu'en pareil cas, il ne fallait pas tout conter; que de toutes manières on gagnoit toujours beaucoup à laisser travailler l'imagination du lecteur, surtout quand lecteur étoit un Abbé de cour, ou une femme de qualité."

**) Das Lehrprincip der pädagogischen Provinz, alle Bildung mit dem Gesang anfangen zu lassen, erinnerte

errichteten Fohlenhüter wieder findet, und den Festen der Künstler *) und Bergleute beiwohnt, unter welchen letztern er Jarno, der mit ihm die Kunst versteht, bald in der wirklichen, bald in einer unwirklichen Welt zu leben, wieder antrifft. Nun folgt eine neue bedeutende Lücke, indem der Dichter „in seinen Fascikeln nur kurz erwähnt findet, daß auch eine Zusammenkunft Wilhelm's mit Lothario und dem Abbé stattgefunden habe," und nach einem von Natalien gehabten Traum, tritt Wilhelm, „nun wieder auf einen festen Grund und Boden," auf welchem er „eine neue Wanderung" antritt, die

uns an eine sehr ehrbare, aber in ihren Eigenheiten gar wunderliche alte Sächsische Frau, welche die Gewohnheit hatte, jeden Vorfall ihres Lebens, ja selbst jede ihrer täglichen häuslichen Verrichtungen, mit moralischen und religiösen Spruchversen singend zu begleiten, da denn oft, so seriös sie es auch immer meinte, die drolligsten Beziehungen zum Vorschein kamen, als z. B. bei der Feier eines Hochzeitsabends in ihrer Familie, wo sie dem neuen Ehemann mit dem feierlichsten Ernst das Lied anstimmte:

„Mit Gesang fang Alles an,
Wenn es soll gelingen,
Sei nicht ein verzagter Mann
Bei so schweren Dingen."

*) Was Göthe hier über die Erziehung der bildenden Künstler gesagt hat, gewährt eine sehr interessante Zusammenstellung mit seinem so beherzigungswerthen Aufsatz über Kunstakademieen im 7ten Heft über Kunst und Alterthum, besonders rücksichtlich dessen, was er dort über die Unzweckmäßigkeit des Wanderns unreifer Künstler, äußert.

ihn (zum Schlusse dieses Isten Theils seiner Wanderjahre) sogleich zum wandernden Bande führt, bei welchem er mit Lenardo und dem blonden Friedrich, in einer zahlreichen Gesellschaft von „brüderlich speisenden“ und „predigend reisenden“ (wie in Göthe's Faust die Apostel genannt werden) Handwerkern zusammentrifft, und erfährt, daß die, in den Lehrjahren, ihm von Jarno geäußerte Idee einer großen Assekuranzgesellschaft (auf welche somit, bis jetzt, Alles hinausläuft), wirklich durch Lothario, Werner, den Abbé und Jarno selbst, zur Ausführung gebracht worden ist. — Das also ist nun das Leben und die Welt, welche Göthe in seinem Wilhelm Meister bisher geschildert hat. Immer, allerdings ein sehr mannichfaltiges Leben, eine sehr reiche Welt, wodurch der Dichter die Vielseitigkeit seiner philosophischen Beobachtungsgabe und seiner poetischen Schöpfungskraft unläugbar auf das Bewunderungswürdigste dargethan hat; aber doch wohl nicht das ganze menschliche Leben und die ganze Welt selbst? Wie viel Verfassungen und Einrichtungen, Verhältnisse und Beziehungen des menschlichen Lebens bleiben nicht noch übrig, von denen in dieser Dichtung noch mit keinem Wort die Rede ist; und wie beschränkt sind die wirklich darin zur Sprache gebrachten Seiten des Lebens (z. B. Staat und Kirche, Litteratur und Kunst, ja sogar die dramatische Kunst, um die sich doch in den Lehrjahren fast Alles dreht), zum Theil aufgefaßt und dargestellt? Die Politik kommt gar nicht, die Wissenschaft nur sehr wenig in Berührung, und nicht einmal auf eine Uni-

versität hat der Dichter seinen Lehrling geschickt, was wir denn freilich nicht in der Meinung, als sey hier das Heil der menschlichen Bildung zu suchen, aber, eben deshalb, darum tadeln möchten, weil, hätte er es gethan, dieß ihm Gelegenheit gegeben haben würde, sich auch einmal über das, jetzt vielleicht mehr als jemals gebrechliche, Universitätswesen auszusprechen, worüber er selbst in seiner Lebensgeschichte bei der Darstellung seiner eigenen akademischen Jahre, nicht ein Wort gesagt hat, und gerade ihn (der sein ganzes Leben hindurch diesen Verhältnissen so nahe gestanden, ja, in Beziehung auf Jena, sie eine lange Zeit selbst geleitet hat) seine Ansicht offenbaren zu hören, vorzüglich belehrend seyn müßte. Eben so sind denn auch ganze Stände der bürgerlichen Gesellschaft noch gar nicht im Wilhelm Meister besprochen, und mehrere, die darin aufgeführt werden, wie der Adel- und Schauspielerstand, nur von ihrer niedrigsten und gemeinsten Seite dargestellt. Ob nun aber sonach diese Dichtung eine (an dem Helden oder dem Ganzen des Romans ausgeführte) Darstellung des Höchsten der menschlichen Natur, Bildung und Lebenskunst, mit Recht genannt werden könne, beantwortet sich aus dem Obigen von selbst.

Doch gesetzt, Göthe habe eine solche Intention, gleich von vorn herein bei dieser seiner Dichtung auch wirklich gehabt, so leuchtet ein, daß er damit etwas schlechthin Unmögliches beabsichtigt haben würde. Welcher Dichter, ja welcher Sterbliche überhaupt, vermöchte es, einen vollständigen Spie-

gel des menschlichen Lebens in seiner Allseitigkeit, aufzustellen? Was ist sogar alle sogenannte Historie, die Darstellung der Geschichte der Menschheit, gegen diese Geschichte selber? Wie viel ist es denn, was wir durch alle Erfahrung selbst, über das hienieden uns ewig räthselhaft bleibende Wesen, der Mensch genannt, und die Natur aller Dinge, im Grunde wissen und — wissen können? Sagt doch Göthe selber, in seinen Weissagungen des Bakis:

„Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was gestern und ehegestern gesprochen, — wer hört's?"

Nennt er doch selber, in seinem Faust, die Vergangenheit „ein Buch mit sieben Siegeln!" Und wie wollte der erdgeborne Mensch gar das Höchste seiner Natur und Vervollkommnung zu bestimmen, das Problem des menschlichen Lebens und der menschlichen Lebenskunst zu lösen, sich vermessen können, da er über die Bestimmung des Menschen, so wenig wie über den Endzweck der Schöpfung überhaupt, etwas — weiß? „Den Sterblichen" sagt A. W. Schlegel:

„Den Sterblichen ward nur ein flüchtig Leben;
Dieß flücht'ge Leben, welch' ein matter Traum!
Sie tappen, auch bei ihrem kühnsten Streben,
Im Dunkeln hin, und kennen selbst sich kaum!"

Auch haben die Kunstrichter, welche den Lehrjahren diese Intention untergeschoben, sich wohl gehütet, diese Behauptungen zu beweisen, und Keiner von Allen hat gesagt, worin denn nun eigentlich das Höchste der menschlichen Bildung und Lebenskunst, und das

wahre Verhältniß des Menschen zur Natur und Welt, zufolge dieser Dichtung, bestehen. Lehrjahre, die uns dieses Räthsel löseten, würden doch nur das Werk einer göttlichen Offenbarung seyn können, welche die Menschheit weder durch ihren Sokrates noch Christus selbst, bekommen hat. Denn was kann der Mensch von seiner Bestimmung mehr wissen, als daß er zu dem, was er in seinem irdischen Leben im Allgemeinen wie als Einzelner, geworden, bestimmt gewesen ist? Und würde man Göthe, wenn er wirklich die Tendenz bei dieser Dichtung gehabt hätte, ein solches, über alle Schranken des menschlichen Erkenntnißvermögens hinausliegendes Ziel zu verfolgen, nicht mit seinen eigenen Worten, in dem herrlichen Gedicht: Die Gränzen der Menschheit:

„Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sonne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde!"

ad absurdum führen, ja hinsichtlich dieses fruchtlosen Strebens: erkennen zu wollen, was nun einmal der menschlichen Intelligenz schlechthin unerkennbar ist; Göthen selbst zum Gegenstand der treffendsten Parodie seines eigenen Faust machen können? Welcher Mensch kann sagen, daß er das Ziel seiner Bildung und der Lebenskunst gefunden?

Ideale von Menschen-Bildung lassen sich genug aufstellen. Aber liegt ihre Verwirklichung in der Bestimmung des Menschen? Sehen wir nicht vielmehr aus der Geschichte der Menschheit, daß alle Beispiele einer vorherrschenden, sittlichen und intellektuellen Kultur nur als Ausnahmen erscheinen, daß die Masse der Menschheit dagegen, zu allen Zeiten immer eben nur Masse war und bleiben wird, und daß selbst zur vollkommenen Sittlichkeit, unserm sogenannten freien Willen kein zureichendes Vermögen gegeben ist? Daher glauben wir denn auch nicht, daß Göthe diese Intention, ein solches Uebermenschliches von Poesie und Philosophie mit seinem Wilhelm Meister zu leisten, sich, bei den Lehrjahren wenigstens, vorgesetzt habe, und können es um so weniger glauben, als eine solche Absicht, aus den Lehrjahren, wie wir durch unsere Analyse derselben gezeigt, durchaus nicht hervorgeht. Wäre sie ihm aber bei dieser Fortsetzung durch die Wanderjahre, in den Sinn gekommen, ja hätte sie gar ihn erst auf die Idee dieser Fortsetzung geführt, so würde uns dieß (von dem Dichter des Faust!) nicht anders, als in Folge des leitenden Einflusses, den jene Kunstrichter dadurch, daß sie ihm bei den Lehrjahren schon diese Intention aufgeschwatzt, dergestalt auf ihn gehabt hätten, daß er auch hier (wie in so mancher andern Beziehung) von seinen eigenen Schülern gelernt habe, denkbar seyn können. Und ein Wunder wäre es denn freilich gerade nicht, wenn der Dichter, vom Weihrauch seiner Vergötterung durch diese Kritiker umnebelt, durch all ihre,

von uns bereits zusammengestellten, Hypothesen über die Tendenz seines Meister, dergestalt an seinem eigenen Werke ihre geworden wäre, daß er endlich, mit dem Schüler in seinem Faust ausrufend:

„Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum!"

selbst nicht mehr, was er mit seinen Lehrjahren des Wilhelm Meister: — eigentlich gewollt habe, gewußt, und ihnen nun erst, durch diese Fortsetzung in den Wanderjahren, wirklich jene Tendenz zu geben versucht hätte. Daß aber, in diesem Fall, die Wanderjahre noch unendlich viel zur Lösung eines solchen Problems, zu wünschen bis jetzt übrig lassen, und in alle Ewigkeit, als ein dann in das Unendliche fortzusetzendes Werk, übrig lassen würden, liegt in der Natur der Sache. Ja, Göthe selbst würde, wenn er wirklich auf solche Weise, bei seinen eigenen Schülern, jetzt noch in die Schule gegangen wäre, eben dadurch den redendsten Beweis dafür geben, daß die wahren Lehrjahre des Menschen nur mit seinem Leben aufhören. Ist es nun aber sonach nicht wohl denkbar, daß Göthe um einer solchen Intention willen, die man nach dem bisher Gesagten fast für eine alberne zu erklären, sich versucht fühlen dürfte; so fragt sich freilich, warum er seinen Wilhelm Meister überhaupt fortgesetzt hat, denn die Lehrjahre machen, wie schon S. 145 bemerkt worden, überall eine Fortsetzung des Wilhelm Meister keineswegs nothwendig, indem den Lehrjahren eben nur dann der Mangel eines Schlusses vorgeworfen werden könnte, wenn

man voraussetzt, daß der Dichter wirklich jene Intention gehabt, und deshalb den Lehrjahren seines Helden, auch Wanderjahre, und diesen endlich seine Meisterjahre folgen zu lassen beabsichtigt habe; in welchem Fall denn freilich selbst die Meisterjahre immer doch auch noch Lehrjahre seyn würden, da der Mensch hienieden nie auslernt und nie diejenige Vervollkommnung seines Wesens erlangt, die man seine wahre Meisterschaft nennen könnte, weshalb eben, wie schon in Obigem dargethan, eine solche Tendenz nichts Anderes als ein Versuch, das Unmögliche leisten zu wollen, seyn würde. Hievon abgesehen, bilden nun die Lehrjahre einen vollkommen in sich abgeschlossenen, und zugleich, auf das Gerundetste, auch beschlossenen Roman; und wir sind der festen Ueberzeugung, daß wenn nicht Göthe selbst, durch seine Wahl des Titels desselben, und Friedrich von Schlegel, indem er jene Tendenz, die kein unbefangener Leser aus dem Werke selbst, herauszulesen vermag, dem Dichter unterlegte, die Anregung dazu gegeben hätten; schwerlich ein Kritiker gefragt haben würde, was Göthe mit seinen Lehrjahren Wilhelm Meister's gewollt habe? Eben so würde diese, in der That gar seltsame, Streitfrage, die der Autor durch den Titel Lehrjahre (welche die meisten Leser natürlich auch auf Wander- und Meisterjahre schließen ließ) und jener Kunstrichter, wunderlich genug, gerade dadurch, daß er sie zu völliger Befriedigung beantwortet zu haben glaubte, erst veranlaßte, zweifelsohne jetzt nicht wieder

er-

neuert worden seyn, hätte es Göthe'n nicht gefallen, die Lehrjahre nun in den Wanderjahren wirklich, und zwar auf eine so unbegreiflich räthselhafte Weise, fortzusetzen. Wären die Lehrjahre unter irgend einem andern Titel, der nicht auf eine Fortsetzung würde haben deuten können, erschienen; so würde gewiß niemand, selbst Schlegel nicht, auf den Gedanken gekommen seyn, daß es diesem Roman an einem Schluß fehle; denn er enthält die vollständige Darstellung der Bildungsgeschichte eines Jünglings, der, nachdem er zweimal seiner Neigung zur dramatischen Poesie und Kunst, zu folgen versucht, endlich erkannt hat, daß die Kraft seines Talents nicht im Verhältniß zur Kraft dieser Neigung war; und daß er es in dieser Kunst wohl bis zu einem ganz gefälligen Dilettantismus, nie aber zur eigentlichen Meisterschaft bringen können werde. Was in den Lehrjahren selbst, Jarno zu Wilhelm sagt: „Man soll sich vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben, nicht Hoffnung hat, man mag es darin so weit bringen als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, den man auf eine solche Pfuscherei gewendet hat, schmerzlich bedauern;“ und was Wilhelm zu sich selbst und zu Werner sagt: „Wer mit einem Talent zu einem Talente geboren ist, findet in demselben sein schönstes Daseyn; aber Jeder, der keine Anlage hat, das Beste zu leisten, sollte sich der Kunst enthalten und sich vor jeder Verführung dazu ernstlich

in Acht nehmen;“ *) — das ist das Thema, was Göthe in diesem, eben deshalb und in voller Bedeutung des Wortes, Lehrjahre genannten Roman, eben so lehrreich als mit dem ganzen Reichthum seiner dichterischen Erfindungskraft, in den reizendsten und eigenthümlichsten Fictionen, an Charakteren, Begebenheiten, Scenen, Bildern und Gedanken,

*) Dieser Stelle läßt Göthe seinen Meister, als er, seiner Liebe zu Mariannen entsagend, auch an seinem Talent verzweifelt, noch Folgendes hinzusetzen: „Freilich regt sich in jedem Menschen ein gewisses unbestimmtes Verlangen, dasjenige, was er sieht, nachzuahmen; aber dieses Verlangen beweiset gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem, was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie sie jedesmal, so oft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Planken und Balken balanciren“ u. s. w. Gleichwohl wird Wilhelm selbst, kurz darauf, gerade durch den Anblick von Seiltänzern, zum Theater wieder zurückgezogen. Aber freilich hat er auch, vorher schon, bemerkt, daß der Mensch gewöhnlich sich so lange, als er kann, wehrt: „den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden, einen Hauptirrthum zu bekennen und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.“ — Schwerer möchte sein späteres, zorniges Urtheil über die Schauspielkunst (dessen wir schon S. 409 gedacht) als „ein lästiges Geschäft“ mit dem Vorwurf, den er wegen einem gleichen Urtheil, Melina'n bei seiner ersten Bekanntschaft desselben, mit den Worten: „Nichts ist auf der Erde ohne Beschwerlichkeit; in Dir, der in den Brettern nur die Bretter sieht, liegt das Armselige“ u. s. w. so heftig macht; sich vereinbaren lassen.

wie in höchster Schönheit der Sprache und Vollendung der Form überhaupt, wahrhaft bewunderungswürdig behandelt hat. In dieser Beziehung ist dann unstreitig auch der Charakter des Helden, bis auf einzelne Inconsequenzen, die ihn bald bis zur Gefühllosigkeit schwach (wie z. B. in seiner Unthätigkeit nach der ersten Nachricht, die er über Marianne's jammervolles Schicksal erfährt), bald aber bis zum Lächerlichen albern (wie z. B. in seiner Anerkennung seiner Vaterschaft zum Felix) erscheinen lassen, da er doch keins von beiden ist, und mithin den sonst so reinen Eindruck des herrlichen Ganzen wdrig stören; eben so meisterhaft vom Dichter erfunden als dargestellt worden. Ein an Kopf und Herz vollkommen gesunder, und an Geist wie Sitte bereits wohl ausgebildeter, mit Verstand und Geschmack denkender, und streng rechtlich handelnder Jüngling, von nicht vollendeter Schönheit, aber ausgezeichnet gefälliger Gestalt, einnehmendem Wohllaut der Stimme und liebenswürdigem Betragen; der zu Nichts ein eigentliches Genie, aber zu Vielem ein glückliches Talent, keine glühende, eines hohen Schwunges der Einbildungskraft mächtige Begeisterung, aber eine das Leben lieblich erheiternde und mild erwärmende Phantasie besitzt, kein wahrer Poet, aber ein vollkommen poetischer Mensch ist, und, bei einem sanguinischen Temperament und einer weichen, vielseitig empfänglichen, sich leicht jedem Eindruck des Schmerzlichen und Angenehmen, hingebenden Natur, den lebhaftesten Trieb zu einer harmonischen, durch das Wahre, Gute und Schöne veredelten, und die Poesie in das Leben zie-

henden Bildung empfindet: — so stellt ihn uns der Dichter gleich zu Anfang seines Werkes dar, und so läßt er ihn später aus der Beschränkung des still bürgerlichen Lebens in seinem elterlichen Hause und kleinstädtischen Wohnort, in die Welt treten. „Er war jung und neu in der Welt," sagt Göthe, „und sein Muth, in ihren Weiten, nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Bestimmung zum Theater ward ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er sich vorgesteckt sah, schien ihm näher, indem er an Mariannens Hand hinstrebte; und in selbstgefälliger Bescheidenheit erblickte er in sich den trefflichen Schauspieler, den Schöpfer eines künftigen Nationaltheaters, nach dem er so vielfältig hatte seufzen hören. Er bildete aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde auf Nebelgrund, dessen Gestalten freilich sehr in einander flossen, dafür aber auch das Ganze eine desto reizendere Wirkung that." — Nur ein solcher Charakter konnte es seyn, der durch solche Lehrjahre geführt werden sollte. Als er nach zweimaligem leidenschaftlichen Versuch, sich der dramatischen Kunst zu widmen, sich endlich in jener Meinung von seinem Talent, wie in dem Ideal, das er sich von der Bühne entworfen, getäuscht sieht, verliert er auch die Neigung zur Kunst, gewinnt aber dafür „mit dem Gefühl des Vaters auch alle Tugenden eines Bürgers;" und „in diesem Sinne sind nun," wie der Dichter selbst sagt, „seine Lehrjahre geendigt." Aber auch das Schicksal wird ihm nun hold, und in der Liebe einer Natalie erlangt er ein Glück, welches sein Daseyn

durch die Erfüllung des höchsten seiner Wünsche befestigt, und das er, wie er selbst, zum Schluß seiner Lehrjahre ausruft, „mit Nichts in der Welt vertauschen möchte.“ — Daß nun aber Göthe auch im Uebrigen dieser an Handlung und Charakteren, Ereignissen und Gestalten, Beziehungen und Verwickelungen so überaus reichen Dichtung, alle Dissonanzen derselben, an diesem Schlußpunkt in die reinste Harmonie aufgelöset und die höchste lebensvollste Mannichfaltigkeit am Ende zu einer Einheit, die im Schluß des Ganzen, nicht nur einen völlig befriedigenden, sondern auch unaussprechlich wohlthuenden Eindruck auf den Leser hervorbringt, auf das Reizendste durch den Zauber seiner dichterischen Phantasie verschlungen hat; das ist schon früher (S. 145) von uns bemerkt worden.

In den Lehrjahren selbst finden wir also durchaus keinen Grund, welcher eine Fortsetzung dieses Romans nothwendig machte. Denn der Umstand, daß der Held darin nicht stirbt, sondern vielmehr an ein Ziel seines Lebens geführt wird, von welchem er (wie die Kerze in Göthe's: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!“) zu leben erst recht anfängt, kann doch wohl so wenig für einen solchen Grund erachtet werden, als die Eigenschaft, welche die Lehrjahre mit jedem Roman (dem Wesen dieser Dichtart zu Folge) gemein haben, fortgesetzt werden zu — können.

„Indessen: Göthe hat nun einmal seinen Meister (nach fünf und zwanzigjährigem Besinnen!) fortgesetzt, und zwar unter dem Titel der Wanderjahre, woraus sich allerdings schließen läßt, daß

er, wenn diese vollendet sind, auch noch Meisterjahre seines Wilhelm Meister folgen zu lassen, die Absicht hat. Sonach scheint es denn nun freilich, daß Göthe, wenn auch nicht bei den Lehrjahren, doch bei diesen Wanderjahren, wirklich von der Intention, welche die genannten Kunstrichter schon in den Lehrjahren gefunden haben wollten, ausgegangen ist: „das Höchste der menschlichen Natur, Bildung und Lebenskunst" darin aufstellen zu wollen, einen Meister, nicht in Absicht einer einzelnen Fähigkeit, Kunst oder Wissenschaft, sondern in Beziehung auf die Vollendung des menschlichen Wesens überhaupt, mit Einem Wort: einen Menschenmeister oder Meistermenschen. Diese Wahrscheinlichkeit wird noch um Vieles dadurch erhöht, daß er in seiner Danksagung für die „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" dem Herrn Varnhagen von Ense, dem „sich gar freundlich erweisenden" Ungenannten im litterarischen Conversationsblatt, und dem, seitdem verstorbenen Herrn Professor Kayßler zu Breslau, das erstaunenswürdige Compliment gemacht hat, daß diese drei Männer, durch ihre Beurtheilungen seiner Wanderjahre, das Problem seines eigenen Lebens, vollständig vor den Augen der Nation gelöset hätten. *) Denn glaubt er, daß es dem menschlichen Erkenntnißvermögen gegeben sey, das

*) Eine Aeußerung Göthe's, die um so unbegreiflicher ist, als die gedachten drei Kunstrichter in ihren Ansichten von den Wanderjahren, nicht einmal einerlei Meinung sind.

Problem des Lebens eines Menschen wirklich lösen zu können; und es geht klar aus besagtem Compliment hervor, daß er dieß, wenigstens gegenwärtig, glauben muß; so läßt sich freilich auch füglich annehmen, daß auch er einen solchen Lösungsversuch (der nichts Geringeres als eine Lösung des Problems der Bestimmung der Menschheit überhaupt intendiren würde), an seinem Wilhelm Meister, habe unternehmen können, und schon der in den Wanderjahren so auffallend vorherrschende Lehrzweck und Lehrton dürften für eine solche Vermuthung sprechen. Doch da er (auch in seiner Danksagung) nicht das Mindeste in dieser Beziehung geäußert und, selbst nach der Erscheinung des ersten Theils seiner Wanderjahre, sich überhaupt, über die, nunmehr allerdings sehr räthselhaft werdende, Tendenz seines Wilhelm Meister, noch nirgends ausgesprochen hat; so werden wir die Richtigkeit dieser Muthmaßung immer noch so lange bezweifeln, als es ihm nicht beliebt, sich mit voller Bestimmtheit (was freilich schon seit geraumer Zeit, leider nicht mehr seine Sache ist) hierüber selbst zu erklären. Wie weit er nun aber, falls ihn diese Idee wirklich zu seiner Fortsetzung des Wilhelm Meister bestimmt haben sollte, sich dann von seinem Ziele jetzt noch entfernt befinden würde, das liegt in diesem Anfang der Wanderjahre, wie wir bereits gesehen haben, nur allzuhell am Tage. Unläugbar würde Göthe, weil er vor Tausenden weit die umfassendste Contemplation der Welt und des Menschenlebens sich zu eigen

gemacht hat *) und (selbst der siegreichste Widerspruch seines pädagogischen Einseitigkeitssystems!) nicht bloß unser vielseitigster Dichter, sondern auch ein Gelehrter in wahrhaft encyklopädischer Bedeutung des Wortes, ist; wie schon nach Cicero's Meinung nur ein solcher auch ein ächter Poet seyn kann; als derjenige Dichter und Weise anerkannt werden müssen, der sich der Auflösung einer solchen Aufgabe, vielleicht am meisten nähern zu können im Stande ist. Aber aus der Art, wie er diese Intention, falls er sie wirklich gehabt, bisher verfolgt hat, dürfte sich jene Fähigkeit wohl kaum erkennen lassen. Denn, fährt er mit seiner Fortsetzung der Lehrjahre so fort, als er sie in diesem ersten Theil der Wanderjahre begonnen hat, so wird aus diesem Roman schwerlich etwas Anderes als ein poetischer Guckkasten, oder (in anderm Sinne, als es Hr. Zauper meint) Kaleidoscop, wie denn die Welt selbst freilich, dem beschränkten Erkenntnißvermögen des Menschen, nicht eben viel anders erscheint; also, im glücklichsten Falle, doch nur immer ein Bild, aber keine Erklärung des menschlichen Lebens, hervorgehen können. Was aber den Helden dieses neuen Romans, unsern alten Freund Wilhelm Meister, betrifft, so nehmen wir keinen Anstand, ihn, wie er

*) Wie alle seine Werke, und zumal zusammengenommen betrachtet, in einem so eminent hohen Grade zeigen, daß wir für die Hand dieses Schriftstellers fürwahr keinen würdigern Schmuck wüßten, als einen Ring mit jenem Edelstein, den die Mineralogen das Weltauge zu nennen pflegen.

sich bisher in seinen Wanderjahren producirt hat, für nichts weiter als einen sentimentalen Gilblas zu erklären. Ja, wir haben gefunden, daß er anstatt in der Bildung seines Charakters, Gemüthes und Geistes, immer besser vorwärts zu kommen, im geraden Gegentheil, auf seinen bisherigen Wanderungen dergestalt zurückgewandert ist, daß man den Wilhelm Meister, der in den Lehrjahren so poetisch fühlt, so verständig denkt, *) ja, (im Anfang)

*) Mehrere dieser seiner sehr geistreichen Reflexionen und Urtheile würden sich sogar zur treffendsten Kritik über seine eigenen Wanderjahre benutzen lassen. Z. B. folgende: „Ein Gedicht soll entweder vortrefflich seyn, oder gar nicht existiren.“ — „Zeigen viele Begebenheiten im Anfang nicht einen großen Sinn, und gehen auf etwas Albernes hinaus?“ — „Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte Recht, denn es fehlte der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich Alles an.“ u. s. w. Besonders aber ist folgende Aeußerung Wilhelm's über die dramatische Kunst, die er „eine noch viel zartere als jede Art von Musik ist“ nennt, und über deren Einfluß auf die Bildung des Menschen und ganzer Völker, er auch sonst noch viel Treffendes sagt, den dreifaltigen und dreieinigen Directoren der pädagogischen Provinz, zur Beherzigung zu empfehlen: „Wie nützlich könnte das Theater allen Ständen seyn, wie viel Vortheil selbst der Staat daraus ziehen, wenn die Handlungen und Unternehmungen der Menschen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Gesichtspunkt auf das Theater gebracht würden, aus welchem sie der Staat selbst ehren und schützen muß!“ — Was läßt sich von einem Jüngling, der mit einer solchen Reife der Urtheilskraft und einer so schönen sittlichen und

sogar so selbstthätig handelt; in demjenigen, der in den Wanderjahren sich wie ein Spielball aus einer Hand in die andere werfen, von einem Ort zum andern schicken läßt, und die Welt, nur um sie anzugaffen, gleich dem gestiefelten Kater in Siebenmeilenstiefeln, durchrennt; fürwahr kaum wieder zu erkennen vermag. Die Beine setzt er genug in Thätigkeit, aber von der seines Kopfes erfahren wir so Viel als Nichts, und dem warnenden Rathe seines Freundes und Lehrers Jarno, in den Lehrjahren: „in ein thätiges Leben überzugehen, und die guten Jahre, die ihm gegönnt sind, wacker zu nutzen;“ zum Trotz, spielt er, obschon Werner selbst, ihm in den Lehrjahren geschrieben, „daß ein gescheidter Mensch die beste Bildung auf Reisen finde,“ noch immer, und jetzt mehr als jemals: „mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse.“ Auch die weise, gerade für einen Helden, wie er ist, so beherzigungswerthe Lehre seines eigenen Meisters Göthe:

„Geh, gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger seyn:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer seyn!“

---

geistigen Bildung, gleich zu Anfang seiner Lehrjahre schon auftritt, nicht Alles erwarten, daß er am Ende derselben seyn werde; und was ist er nun in diesen Wanderjahren wirklich — geworden?

hat er sich nicht zu Sinn und Herzen genommen. Vielmehr ist er (der doch schon am Ende seiner Lehrjahre, „die Welt“ wie der Dichter dort versichert, „nicht mehr als ein Zugvogel ansah“) nun erst recht zu einem, wandernden, Amboß geworden, von dem bis jetzt nicht zu rühmen ist, was Göthe von sich selber sagt: „Was ich nicht erlernt habe, das hab' ich erwandert.“ Und mit „dem Nutzen seiner jungen Tage“ ist es, da er inzwischen nun auch zu einem „Mann von funfzig Jahren“ *) herangealtert ist, nunmehr auch vorbei. Fast möchte es also scheinen, als habe es Göthe mit dieser Fortsetzung der Lebensgeschichte seines Wilhelm Meister mehr auf eine Makrobiotik als Kalobiotik angelegt, wobei übrigens dem nun siebenzigjährigen Dichter, gewiß alle seine Zeitgenossen innigst wünschen werden, daß seinem durch die letztere so ausgezeichnet schönen Leben, auch die Länge der ersteren in vollster Maße zu Theil werden möge!

Was nun aber auch die, uns noch verborgene, Absicht sey, welche Göthe'n zur Fortsetzung seiner Lehrjahre Wilhelm Meister's, und zwar zu einer

*) Nach Göthe's eigner Angabe, verflossen von seinem Entwurf der Lehrjahre, bis zu ihrer Herausgabe, an 25 Jahre, und eben so viel sind von da bis zur Erscheinung dieses 1sten Theils der Wanderjahre, dem bis jetzt noch kein zweiter gefolgt ist, verflossen. Wie werden die Franzosen, wenn sie das erfahren, sich wieder einmal über die Schwerfälligkeit und Langsamkeit des Geistes der Lourds Allemands lustig machen. „Comment? Un roman! Le travail de cinquante années!“

solchen Fortsetzung, als er uns bisher in diesen Wanderjahren gegeben, bestimmt hat; er selbst ruft uns in einer seiner zahmen Xenien, die beherzigungswerthe Ermahnung zu:

„Wer will denn Alles gleich ergründen;
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.
Hier hilft nun weiter kein Bemühn;
Sind Rosen, und sie werden blühn!"

Und so wollen wir denn hinsichtlich dieser, von ihrer Vollendung noch so weit entfernten, ja kein Ende absehen lassenden, Dichtung auch nicht fragen:

„Wo will's hinaus;
„Wie oder wo kann's enden?"

sondern ruhig erwarten: ob es auch dießmal „Rosen" seyn werden, die uns — die Zeit bringt.

Anhang.

1.

Zu Seite 28.
Göthe's Gedicht: „Der Müllerin Verrath," betreffend.

I. Alte Lesart.

Woher der Freund so früh und schnelle,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat er sich in der Waldkapelle,
So kalt und frisch es ist, erbaut?
Es starret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er seinen Morgensegen,
Durch die beschneiten, wilden Höhn?

Ach, wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er sich andern Spaß versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie schrecklich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen,
Und fast, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch schlich er diese Wege
Nach einem frischen Aepfelpaar,
Das freilich schön im Mühlgehege,
So wie im Paradiese war?
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun, im Freien,
In bittre, laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath,
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Busen schlug?
Sie hieß den holden Amor säumen,
Und günstig war er uns genug."

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erst die Mutter anzuschreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom;
Da kamen Vettern, Muckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm."

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen,
Mit schrecklichem Geschrei, von mir. —
Was dringt ihr Alle, wie von Sinnen,
Auf den unschuld'gen Jüngling ein?
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender seyn."

„Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!“

„Nun sprang ich auf, und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie Alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich, mit Donnerstimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.“

„Man soll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten fliehn.
So lasset doch den Frau'n vom Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn!
Doch seid ihr auch von den Geübten,
Und kennt ihr keine zarte Pflicht;
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verrathen müßt ihr nicht.“

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde;
Denn wirklich ist sie wohlverdient.
So geh' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amor's falscher Mühle kriecht.

2. Neue, in den Wanderjahren befindliche, Lesart.

Woher im Mantel so geschwinde?
Da kaum der Tag im Osten graut.
Hat wohl der Freund beim scharfen Winde
Auf einer Wallfahrt sich erbaut?
Wer hat ihm seinen Hut genommen?
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Wie ist er in den Wald gekommen?
Auf den beschneiten wilden Höhn.

Gar wunderlich, von warmer Stätte,
Wo er sich bessern Spaß versprach,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre seine Schmach!
So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgepackt:
Der arme Freund ist ausgezogen,
Beinah wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch ging er solche Wege
Nach jenem Apfel voll Gefahr!
Der freilich schön im Mühlgehege
Wie sonst im Paradiese war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre, laute Klagen aus:

Ich las in ihren Feuerblicken
Doch keine Sylbe von Verrath!
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Busen schlug.
Sie hieß den raschen Amor säumen,
Und günstig war er uns genug.

Sich

Sich meiner Liebe zu erfreuen,
Der Nacht, die nie ein Ende nahm,
Und erst die Mutter anzuschreien,
Jetzt eben, als der Morgen kam.
Da drang ein Dutzend Anverwandten,
Herein, ein wahrer Menschenstrom!
Da kamen Brüder, Muckten Tanten,
Da stand ein Vetter und ein Ohm!

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.
Da forderten sie Kranz und Blüthen
Mit gräßlichem Geschrei von mir.
Was dringt ihr alle, wie von Sinnen
Auf den unschuld'gen Jüngling ein!
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender seyn.

Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Da raubten sie das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch,
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

Da sprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß durch alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Doch flog noch manches wilde Wort,
So macht' ich mich mit Donnerstimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man soll euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten fliehn!
So lasset doch den Frau'n von Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn.
Doch seid ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht;
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verrathen müßt ihr nicht.

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde,
Denn wirklich ist sie wohlverdient.
So geht es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech belügt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falscher Mühle kriecht.

2.

Zu Seite 58.

„Der Melpomene Verrath,“ betreffend: Göthe's Niederlegung seiner Theaterdirection.

Im Anfang des Jahres 1817 legte bekanntlich Göthe seine, 25 Jahre lang, zu seinem eignen wie zum Ruhm der Kunst geführte, Leitung des Weimarischen Hoftheaters plötzlich nieder, weil, wie es in öffentlichen Blättern hieß, man ihm die Aufführung des Hundes des Aubry von Montar-

gis angemuthet habe. Dieses, aus dem Französischen schlecht in das Deutsche übersetzte, Machwerk des bekannten Pariser Theaterdichters Guilbert Pixérécourt, gründet sich auf eine historische Begebenheit, welche sich unter dem König Karl V. von Frankreich am 8. October 1371 ereignete. In Montfaucon's Monuments de la Monarchie Françoise T. III. pag. 6. befindet sich, nach einem alten Kupferstiche, eine Abbildung von dem daselbst beschriebenen ordalienmäßigen Zweikampfe (des Ritters Richard von Macaire, Mörders des Aubry von Montdidier, mit dessen Hunde), welcher auch auf dem unter Karl V. zu Montargis erbauten Schlosse, an einem Kamine in einem Basrelief dargestellt ward, und daselbst noch jetzt zu sehen ist. Unser geist- und gemüthvoller, noch lebender Dichter von Göckingk, der uns erst vor Kurzem mit einer schönen neuen Ausgabe seiner Poesieen erfreut hat, besang schon im Jahr 1783 im Vossischen Musenalmanach diese Anekdote in einer Romanze, wobei er in einer Note bemerkte, „daß es zu verwundern sey, daß noch kein französischer Dichter diesen Stoff bearbeitet habe." — Wenn es nun schon unserm vaterländischen Theaterwesen überhaupt, zur offenbarsten Schande gereicht, daß sich die Vorsteher, selbst unserer größten Nationalbühnen, die unwürdige Spekulation erlaubten: mit diesem Hunde des Aubry, der, meist ein dressirter Pudel, als Hauptacteur in diesem Stück auftrat, beklatscht, herausgerufen und überhaupt völlig als ein dramatischer Künstler behandelt wurde, durch Anlockung des Pöbels ihre Theaterkassen zu füllen, wodurch sie selbst die

deutsche Bühne (von der man damals laut behauptete, daß sie eine aera canina für ihre Zeitrechnung begründet habe), den beißendsten Satyren bloß stellten; *) — so ward der Schimpf um so größer, als er jene in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst so traurig merkwürdige Folge, noch ehe der Hund in Weimar zur Action kam, nach sich zog, welche den immer mehr zunehmenden Verfall unsers tragischen Theaters auf das Schmählichste vollendete.

Die Italiener haben ein treffliches Sprüchwort: „Orazione di cane non giunge al cielo!“ das sich hier an dem Theaterhimmel, den die Weimarische Bühne so lange in ihrem Göthe mit freudigem Stolze verehrt hatte, vollkommen damals bewährte. Ueberdem hat Göthe, wie wir bereits S. 332 bemerkt, seine Abneigung gegen die Hunde, schon öfters laut ausgesprochen. Auch in seinen reizenden Römischen Elegieen sagt er ausdrücklich:

„Manche Töne sind mir Verdruß, doch bleibet am meisten
Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr.“

*) Siehe u. a. St. Schütze's Wintergarten, S. 347. Müllner's ungemein witzigen Artikel: Aubri, im Conservationslexicon, und Aufsatz über das deutsche animalische Nationaltheater in der Zeitung für die elegante Welt 1816. Nr. 196; und meine eigenen Abhandlungen: über den Verfall unserer tragischen Bühne, ebendaselbst 1816. Nr. 222 — 226, und über das Pariser Theaterwesen, in Gubitz Gesellschafter, Julius 1819.

und noch kürzlich erst hat er in einer seiner mehrerwähnten zahmen Xenien, das rühmliche Bekenntniß abgelegt:

„Ich will nun ein für allemal
Keine Bestien in dem Götterſaal!"

Was Wunder also, wenn er auch hier, seinem Theaterpublikum, seinen bekannten Denkspruch zurief:

„Willst du mit mir hausen,
So laß die Bestie draußen!"

und, um nicht wie sein Marktschreier im Jahrmarkt zu Plundersweilern:

„— heut Abend auf allen Vieren
Das liebe Publikum zu amüsiren."

nun auf einmal, nicht nur von der Leitung der, durch seine unübertreffliche Kunst: mit wenig Mitteln weit zu reichen, zu einer der ersten Deutschlands erhobenen, Weimar'schen Bühne, sondern auch von jeder fernern Theilnahme an ihr, auf immer zurücktrat. Ich befand mich gerade damals selbst zu Paris, als dort diese, für unser vaterländisches Theaterwesen, vollends niederschlagende Nachricht, aus den deutschen Zeitungen in die französischen überging. Der damalige Redakteur des Journal des Debats nahm sogleich davon Anlaß, in dem Feuilleton dieses Blattes vom 16. Juni 1817 einen Aufsatz einzurücken, der, wie gewöhnlich der Inhalt dieser Feuilletons (die unsere deutschen Zeitungsschreiber, zumal jetzt, wo sie von Politik, das arme Griechenland und Spanien ausgenommen, nicht viel Interessantes mehr zu erzählen haben, nachzuahmen anfangen sollten) sehr gut ge-

launt und witzig geschrieben war, zugleich aber auch, was die Erzählung des Faktums selbst betrifft, auf eine so höchst spaßhafte Weise einmal wieder die bekannte Ignoranz der französischen Journalisten in Sachen deutscher Litteratur und Kunst charakterisirte, daß ich aus beiden Gründen nicht unterlassen kann, diesen ganzen Artikel hier zu kurzweiliger Erbauung deutscher Leser mitzutheilen. Um ihnen das Verständniß des Eingangs zu erleichtern, bemerke ich, daß allerdings auch zu Paris, von wo uns ja der Hund des Aubry auch zuerst angebellt hat, diese animalischen Künstler jetzt eine große Rolle, und zwar noch ungleich meisterhafter, als die unsrigen, aber wohl zu merken, auch auf Animal- nicht Nationaltheatern, und nicht an, sondern in Höfen spielen; wie es denn überhaupt etwas gar Löbliches ist, daß die Pariser es lieben „que chaque chose soit à sa place, chaque sujet dans son cadre, et chaque tableau dans son jour.“ Besonders zeichnete sich damals ein zahmer Hirsch des berühmten, wirklich centaurischen Kunstbereiters Franconi aus, der sogar mehrmals, in der Gondel eines Luftballons stehend und noch dazu einen Reiter auf seinem Rücken tragend, zu einem zwiefach halsbrechenden Schauspiele bis in die Wolken stieg. Ein außerordentlich berühmt gewordener Hund, Munito genannt, war eben nach London abgereist, hatte aber auch schon einen würdigen Stellvertreter, der als ein Pseudo-Munito auch seinen Namen angenommen, erhalten, und außerdem waren dann noch wahre Wittesche Wunderkinder von Affen, Hasen, Kanarienvögeln, Ratten, Mäusen und sogar Flöhen und Maikäfern, im

glänzendsten Wetteifer fast unglaublicher Talente zu schauen. Mit Bezug auf diesen Kunstthierkreis ist nun der Anfang des erwähnten Aufsatzes geschrieben, der buchstäblich also lautet:

„L'époque où nous vivons, est définitivement celle du triomphe des bêtes. La Renommée n'a plus de bouche que pour raconter leurs prodiges, les gazettes n'ont plus de colonnes que pour redire leurs hauts-faits. Le beau monde les admire, et l'Europe les contemple: bientôt les gens d'esprit seront envieux des bêtes; il y a si long tems que les bêtes sont envieuses des gens d'esprit! Il faudroit un autre Plutarque pour transmettre à l'avenir les vies de tous les illustres quadrupèdes et bipèdes de notre bienheureux siècle! Le cerf timide qu'effrayoit naguères la chute d'une feuille, s'accoutume au tumulte des villes et, rival des Blanchard et des Montgolfier, il tend l'empire des airs et plane majestueusement sur la terre émerveillée. Quand Virgile disoit dans sa première églogue: „Ante leves ergo pascentur in aethere cervi," il ne s'attendoit guère qu'en 1817 les habitans des Gaules verroient presque sans surprise le prodige qui lui sembloit de son tems la chose du monde la plus impossible. Tous les jours quelque nouvelle bête savante paroît sur l'horizon. On n'a presque oublié les Serins qui prédisent l'avenir, les puces qui font l'exercice du canon; on ne parle plus depuis quelques jours que d'un rat surnommée le dévorant, et d'une Compagnie des hannetons qui, par amour pour les

arts sans doute, viennent de s'établir dans les environs du Museum. C'est dans un Café de la rue Froidmanteau" (einer durch viele dort wohnende Freudenmädchen von der niedrigsten Klasse berüchtigten Straße) „qu'indépendamment de diverses professions libérales, elles se livrent à la danse, à l'escrime et à tous les exercices de la gymnastique. On admire surtout la légèreté de la jeune princesse et la pantomime expressive et pathétique du père noble. Par malheur les succès de ces artistes volans ne sont pas de longue durée. Ils n'ont pour toute nourriture que les éloges de leurs admirateurs et leur carrière dramatique finit au bout de huit jours; rassasiés de gloire ils meurent d'inanition. C'est un sort qu'ils partagent avec d'illustres écrivains des temps anciens et modernes. — Mais voici bien une autre aventure: Tandis que Munito traverse le détroit pour disputer au gracieux compagnon de Saint Antoine les guinées et les caresses de la bonne compagnie de Londres, un autre Chien, non moins fameux, met en rumeur toute l'Allemagne litteraire et politique (!) C'est le chien de Montargis, c'est le héros de Mr. Guilbert Pixérécourt, qui vient d'allumer ce terrible incendie. Toutes les provinces d'autre Rhin sont attentives à ce grand débat; les journaux se divisent et les universités (!!) se soulevent. Le chien français traduit en Allemand a paru sur le grand théâtre de Weimar. Mais le Nestor de la litterature germanique, le célèbre auteur de Werther" (das iſt gewöhn-

gewöhnlich Alles, was die Franzosen von Göthe wissen), „Mr. Goethe, conseiller privé intime, Ministre d'Etat et administrateur suprême des spectacles, a declaré: qu'il n'aimoit pas les bêtes sur le théâtre, et il a voulu renvoyer le nouvel acteur au chenil. C'est alors, qu'il a formé deux partis, qui n'ont pas tardé à en venir aux mains. Les étudians, (!) les gens d'esprit et les universités (!) se sont prononcés pour l'homme des lettres, mais nombre des personnages d'importance se sont declaré pour le chien, et comme on le pense bien, l'homme de lettre a été battu. Mr. Goethe dans son dépit, a donné sa démission d'administrateur des théâtres, il a demandé des passeports (!) et l'animal nouveau venu, l'a forcé à quitter (!) une residence qu'il habitoit depuis plus de quarante ans. Ce n'est pas la première fois, qu'une bête prend la place d'un homme de merite. Les étudians de l'Université Jena (!) ont vivement embrassé la cause du ministre éclairé, qui avoit toujours protegé leur établissement. (!) Ils ont unanimement résolu, de ne plus mettre le pied au spectacle. (!) Heureusement leurs études n'en souffriront pas. Cette affaire a déja donné lieu à des explications et à des rixes très serieuses. Peut-être Mr. Goethe a-t-il montré une excessive délicatesse. Il faut être d'un autre siècle, pour trouver mauvais, que les bêtes jouent un rôle dans celui-ci.“ — Es ist in der That kaum glaublich, wie weit der Ton

der Unfehlbarkeit geht, mit dem ein solcher französischer Journalist, völlig unbekümmert um jeden Zweifel, so oft das Ding, das nicht ist, behauptet. Gar mancher deutscher Zeitungsschreiber mag in ähnlichen Fällen wohl eben so unwissend seyn; aber wo er sich nicht sicher weiß, fragt er doch erst, ehe er schreibt; da, gegen der Franzose gleich Alles so hinstellt, als ob es eben gar nicht anders seyn könnte, wie jener, der aus Hrn. von Zach, als dieser noch auf der Sternwarte Seeberg bei Gotha wohnte, einen très célèbre astronome allemand, nommé Mr. Séeberg, machte. Was aber den vorliegenden Fall betrifft, so wird es einem wenigstens hier doch einmal leicht, zwischen Wahrheit und Dichtung in Göthe's Leben den Chorizonten zu machen.

Uebrigens erinnerte mich dieser Aufsatz, der wohl Göthen selbst, in Erinnerung an sein Sprüchlein:

„Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

wenn er ihm zu Gesicht gekommen seyn sollte, den meisten Spaß gemacht haben dürfte; komisch genug, an die, ihrem Umfang und Inhalte nach, unbedeutende Streitschrift, welche der verstorbene Buchhändler Nicolai, vor nunmehr 50 Jahren, gegen Göthe's bekannte Satyre auf Wieland's Alceste: Götter, Helden und Wieland, unter dem Titel: „Menschen, Thiere und Göthe“ schrieb. *) Hätte

*) Göthe selbst erwähnt, am Schlusse des 3ten Bandes von „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben,“ wo er über jene seine Satyre auf Wieland

unsere dramatische Litteratur einen Aristophanes; er würde dieses Thema, bei jenem Vorfall trefflich, nicht gegen, sondern für Göthe, zu einem, unsere Bühne eben so empfindlich strafenden als ergötzlichen Lustspiel, über das deutsche Schauspielwesen selbst, haben benutzen können. Doppelt zu beklagen aber ist es, daß dieses leidige Ereigniß, in Göthen, nicht bloß den Director, sondern auch — den Dichter, von eben der Bühne, die fast ein halbes Jahrhundert hindurch, von den dramatischen Werken seines reichen Genius verherrlicht ward, vertrieben hat. Denn weder der geharnischte Geist des Götz von Berlichingen, noch Egmont, Tasso und Iphigenie, sind seitdem dort wieder „über die Bretter“ gegangen. Und so läßt es sich denn, zumal bei dem, von ihm selbst (wie mehrere Stellen in seinen Selbstbekenntnissen zeigen, worin er sich deshalb erklärt) nicht unbemerkt gebliebenen Mißverhältniß, in welchem sich von jeher der Erfolg seiner Stücke auf der Bühne, zu der Trefflichkeit ihrer Dichtung befunden; bei seiner richtigen Ansicht von der Erbärmlichkeit unseres deutschen Theaterwesens überhaupt, das er, im Vorspiel zu seinem Faust, so unübertrefflich persifflirt hat, und endlich bei seiner jetzigen Verliebtheit in die Persische Poesie, die (laut seinem Divan, S. 384) gar kein Drama hat, freilich wohl als menschlich erklären, wie er sein, im Feldzug in der Champagne sich selbst

ausführlich spricht, dieses Produkts nicht, sondern führt bloß das von Wagner unter dem Titel: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“ damals erschienene, an.

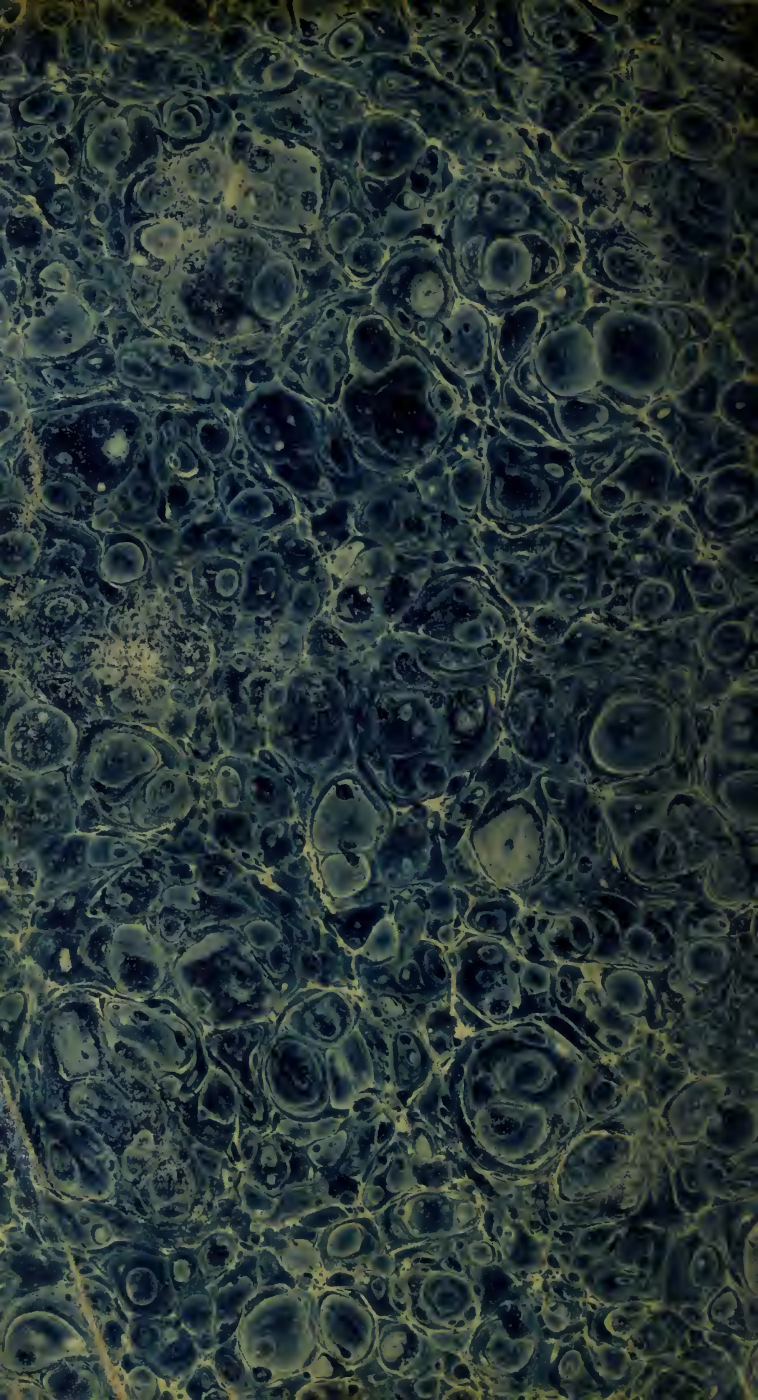
gethanes Gelübde: (S. S. 152 im 5ten Theil seines Lebens) „sich nie wieder über Mißbehagen im deutschen Theater beklagen zu wollen," seit jenem Vorfall so ganz und gar hat brechen können, daß er nun vielmehr, wie seine pädagogische Provinz uns nur allzuschmerzlich darthut, der entschiedenste Verurtheiler aller dramatischen Kunst geworden ist.

Aber wie treffend er auch im Vorspiel zu seinem Faust, unser heutiges Theaterwesen und Theaterpublikum bezeichnet hat:

„Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen,
Probirt ein Jeder, was er mag. —
Was träumet Ihr auf Eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus Euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh!"

er selbst ist es, der in eben dieser Dichtung, auch das wahre Wort gesprochen hat:

„Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!"

Gedruckt bei F. A. Grunert d. ält. und Sohn in Halle.

Za
Tf
48—
35683